Handbuch

für

die aesthetische moralische

und religiöse

Bildung des Lebens

mit

besonderer Hinsicht auf das

weibliche Geschlecht

von

Friedrich Ehrenberg

Hofprediger in Berlin.

Leipzig und Elberfeld

bei Heinrich Büschler

1807

BIBLIOTECA
REAL
MONASTERIO

Vorrede.

Ueber die Bestimmung des vorliegenden Buches gibt es selbst nähere Erläuterung. Es macht nicht darauf Anspruch, viel Neues zu enthalten, zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, die Prinzipien des Schönen, Erhabenen, Guten und Heiligen in ihrer Anwendung auf das Leben deutlich entwickelt zu haben.

Wenn es auch über das alles nicht vollständige Aufklärung geben konnte, wozu für jede Rubrik ein eignes Werk nöthig gewesen wäre: so kann es doch vielleicht dazu behülflich seyn, daß man sich in der weitern Lectür leichter orientirt. Und das ist es, was es bei Menschen, denen ihre Bildung wichtig ist, un

die die Speculation nicht in ihre Tiefen verfolgen können oder mögen, zu erreichen wünscht.

Auf das weibliche Geschlecht nahm der Verfasser vorzüglich Rücksicht. Das Publicum, das seine Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte so günstig aufnahm, findet hier die Grundsätze, auf welchen dort fortgebaut ist: daher auch diese Schrift als Ergänzungsstück der frühern anzusehen ist. Es war unvermeidlich, im zweiten Theile manches zu berühren, was schon in einem andern Werke des Verfassers (Veredlung des Menschen u. s. w.) ausführlicher und aus einem andern Gesichtspuncte entwickelt ist. Gerne hätte er dieses vermieden, wenn es möglich gewesen wäre, ohne das ein vollständiges Ganzes zu liefern. Die Verschiedenheit des Zweckes und der Behandlung wird man nicht verkennen.

Erstes Buch.

Elementarlehre.

Erſter Brief.

Einleitung in das Ganze und Ueberſicht deſſelben.

Sie haben Recht, theure Emilie: auch dem Weibe iſt es Bedürfniß, die höhern Angelegenheiten des Lebens, ihrem Weſen nach, kennen zu lernen. Sie ſind Eigenthum ſeiner Natur, und enthalten dasjenige, was in ihr das Vortreflichſte iſt. So lange ſie ihm fremd bleiben, kann es weder ſich ſelbſt recht ſchätzen, noch den Werth der Dinge richtig beurtheilen. Gewiß verdienen diejenigen unſer Mitleid, die, der Aeußerlichkeit ganz ergeben, nie in ihr Inneres ſchauten, denen es wohl noch nicht einmal ahnete, daß hier viel Herrliches verborgen ſey. Es iſt doch immer nur erbärmliches Weſen, wenn man ſich in den, oft widrigen, Formen der Convention mit der gröſten Gewandtheit bewegt, ohne ſich auf die edle Form, worin die Natur menſchliches Daſeyn verklären wollte, zu verſtehen.

Nein, zu ſolcher Gemeinheit konnten Euch diejenigen nicht verurtheilen, die Euch von der Be-

ſchäftigung mit philoſophiſchen Forſchungen und gelehrten Wiſſen ausſchloſſen. Haben ſie Euch doch dafür den Genuß und die Bildung des eignen Gemüthes angeprieſen. Wie wolltet Ihr Euch aber darin zurecht finden, ohne Euch darüber aufzuklären, was denn hier zu finden und zu bilden ſey, und was mit dieſer Bildung von Euch verlangt werde. Haben ſie Euch doch in die häusliche Welt gewieſen, daß Ihr ſie anbauen und verſchönern möchtet. Werdet Ihr das können, wenn Ihr Euch auf Euer beſſeres Selbſt nicht verſteht? Iſt es nicht das Schöne und Gute, dem Ihr hier nachſtreben ſollt? Muß ſich nicht auch hier der Geiſt zum Unſichtbaren, in Liebe, Verehrung und Vertrauen, erheben, damit er in den Reichen des Sichtbaren frey und fröhlich walte?

Man verlangt von Euch einen richtigen Geſchmack, dem nur das Beyfallswehrte gefalle, und der überall das Treflichſte auswähle. Wie könnt Ihr dem genügen, ſo lange Ihr bloß unſichern Gefühlen überlaſſen bleibt, und nicht wiſſet, worin das Weſen deſſen, was durch ſich ſelbſt gefallen ſoll, beſteht?

Man verlangt von Euch Güte des Herzens. Wie unbillig iſt dieſe Forderung, wenn man Euch nicht mit der Natur dieſer Güte, mit den Anlagen, welche Ihr dafür beſitzt, und mit der Art, wie Ihr Euer Herz zu dieſer Güte veredeln könnt, bekannt macht?

Man verlangt von Euch Erfüllung Eurer Pflichten. Wenn Euch nun gleich ein natürliches Gefühl ſchon ſagt, was Euch obliegt: ſo kann doch dieſes Gefühl ſelbſt leicht verfälſcht werden, und es iſt ganz recht, daß Ihr zu erfahren wünſcht; was es mit demſelben für eine Bewandtniß habe, worauf ſich die Heiligkeit der Pflicht gründe, und was die ſittliche Natur des Menſchen ſey.

Man rühmt den religiöſen Sinn als den edelſten Schmuck echter Weiblichkeit. Man klagt, daß Euer Herz ſo oft aus Mangel an dieſem Sinne verderbe. Und Ihr ſolltet nie erfahren, wie dieſer religiöſe Sinn entſteht und ſich äußert? Ihr ſolltet Euch nie belehren über ſeinen Zuſammenhang mit der menſchlichen Natur, und über die Bedingungen ſeiner Lauterkeit. Freylich iſt dieſer religiöſe Sinn ein Werk des Glaubens; freylich wird Glaube in heiligen Dingen Euerm Geſchlechte nicht ohne Grund vorzüglich empfohlen. Aber dieſer Glaube ſoll doch ſelbſt ein vernünftiger ſeyn. Er ſoll klar im Gemüthe ſtehen, damit dieſes dadurch erwärmt und geheiligt werde.

Es fehlt nicht an Schriften, worin von dieſem Allen die Rede iſt, auch nicht an ſolchen, die eigens für Euer Geſchlecht geſchrieben ſind. Aber ſie beſchäftigen ſich mit dem Einzelnen und mit der Anwendung. Noch fehlt es an einem Buche, das die Sache im Allgemeinen und dem Weſen nach ſo darſtellte, wie es die Anlagen und Bedürfniſſe des

weiblichen Lebens fordern. Häufig wird in Schriften der Art auf dieſes Allgemeine und Weſentliche Beziehung genommen, die, ohne vorausgeſetzte Bekanntſchaft mit demſelben, nicht verſtanden werden kann. Wir beſitzen Anweiſungen zur weiblichen Bildung, Empfehlungen einzelner Tugenden und Pflichten, aber noch kein Buch, welches die Grundſätze, worauf das alles gebaut iſt, ſo entwickelte, daß ſie von Euch gefaßt würden, ohne daß Ihr in die Tiefen der gelehrten Speculation hinab ſteigen, oder überhaupt die Sphäre des weiblichen Denkens überſchreiten dürftet. Oft lieſt man in ſolchen Büchern die Worte: ſchön, reitend, erhaben, tugendhaft, edel, würdevoll, reine ſittliche Güte u. ſ. w. Es iſt faſt nicht möglich eine einzige äſthetiſche oder moraliſche Schrift recht zu benutzen, wenn man nicht in die Kenntniß dieſer Dinge eingeweiht iſt. Es fehlt uns an einem Buche, das, wie Eberhards Briefe über die Aeſthetik, ſo die geſammten höhern Momente des innern Lebens, — freylich weniger ausführlich, und mit Weglaſſung der feinern Zergliederungen, die auch in jenen Briefen nur einer ſehr geringen Zahl gebildeter Weiber verſtändlich ſeyn möchten — für das weibliche Geſchlecht aus einander ſetzte.

Wenn ich Sie recht verſtehe: ſo iſt es dies, was ſie von meinen ſchriftlichen Unterhaltungen wünſchen. Gerne, doch nicht ohne Schüchternheit, folge ich Ihrer Aufforderung.

Die Gegenſtände, die wir mit einander zu betrachten haben, ſind an ſich die intereſſanteſten. Wir werden das, was das Leben verklärt bis dahin begleiten, wo es aus der menſchlichen Bruſt rein hervor ſtrahlt; wir werden noch die nächſten Umgebungen von ſeinem Scheine beleuchtet ſehen, und es ſo, wenigſtens auf Augenblicke, vergeſſen, daß das Leben ſelbſt oft ſchlecht und düſter iſt. Noch angenehmer wird mir dieſes Geſchäft, da ich es für Sie und mit Ihnen gemeinſchaftlich übernehme.

Aber wird es mir auch gelingen unter der großen Menge des Stoffes, der vor uns liegt, die zweckmäßigſte Auswahl und Anordnung zu treffen? Wird es mir gelingen, alles, was, in Sache und Einkleidung, den zarten weiblichen Geiſt nicht anſpricht, entfernt zu halten, und meine Gedanken ſo kurz, und dabey ſo lichtvoll zu entwickeln, daß weder das Intereſſe noch die Einſicht dabey leide? Ich rechne auf Ihre gütige Nachſicht.

Laßen Sie uns indeß uns vorläufig über Inhalt und Methode zu verſtändigen ſuchen.

Das Vortreffliche, wovon die Umriſſe in unſre Natur niedergelegt ſind, und das von uns theils anerkannt, theils thätig dargeſtellt werden ſoll, enthält außer dem Wahren — welches wir hier zur Seite liegen laſſen, weil es dabey, ſo weit es Ihr Geſchlecht intereſſirt, nur auf Kenntniſſe und richtige Anwendung des Verſtandes ankommt, die ſich beſſer von ſelbſt als durch Regeln lehrt — das

Schöne und Erhabene, das Gute und das Heilige.

Das Schöne und Erhabene erscheinen in Gegenständen, Handlungen und Gesinnungen, vorzüglich im Aeußerlichen; und wann es auch zuweilen im Innern erscheint, so wird es doch als ein Aeußerliches betrachtet. Die Anerkennung derselben ist Sache des Geschmackes, die Darstellung Sache der Kunst im höhern Sinne des Wortes. In Ansehung ihrer kann nur die Anerkennung — nicht aber die Darstellung allen angesonnen werden. Die Kunst wird, wie wir weiterhin finden werden, vom Genie erzeugt. Das Genie aber ist Gabe der Natur an wenige Auserwählte. In so fern kann man also sagen, das Schöne und Erhabene sey in der Natur.

Tugendhafte Seelen haben sich selbst gebildet. Schöne Seelen wurden zum innern Gleichgewichte ihrer Neigungen geboren. Erhabene Seelen schwingen sich durch die höhere Kraft empor, die sie mit auf die Welt bringen.

Das Gute und Heilige gehören nicht zur Natur, sondern zur Freiheit und zur Gesinnung.

Was das Schöne für die Natur ist, das ist das Gute für die Freyheit und für die Gesinnung; es ist Schönheit, die man dem Herzen im freyen Streben angeeignet hat. Die Güte des Herzens wird in der Natur durch Schönheit gleichsam abge-

bildet. Wie die heitre Form, in welcher ſich die harmoniſche Geſtalt ausprägt: ſo iſt das Leben in reinen Gemüthern. Das Gute wird anerkannt vom ſittlichen Gefühle, in welchem ſich die Vernunft, der höhere Geiſt des Menſchen, ausprägt — es wird dargeſtellt in der Tugend. Seine Darſtellung iſt allen ohne Unterſchied aufgegeben.

Was das Erhabene für die Natur iſt, das iſt das Heilige für die Geſinnung. Im Erhabenen ſchimmert das Ueberſinnliche durch das Sinnliche hindurch. Ein Gegenſtand wird eben dadurch erhaben, daß er uns die Ahndung des Ueberſinnlichen gibt. Das Heilige iſt das Ueberſinnliche ſelbſt, die Gottheit in ihrem Walten und der Menſchengeiſt in ſeinem ewigen Daſeyn. Das Heilige wird anerkannt vom religiöſen Sinne und dargeſtellt in der Religioſität. Religioſität ſoll, wie die Tugend, in allen menſchlichen Seelen ſeyn.

Die Lehre, welche ſich mit dem Weſen des Schönen und Erhabenen beſchäftigt heißt Aeſthetik — diejenige, welche die Grundſätze der Tugend vorträgt Moral, und endlich diejenige, welche das Heilige, das eigentlich nicht gelehrt werden kann, anzudeuten ſucht, heißt Religion.

Sie ſehen, wovon unter uns die Rede ſeyn wird. Wir haben zu unterſuchen: was ſchön und erhaben ſey, und wie die Kunſt beydes darſtelle;

was gut genannt werden müsse, und wie sich dasselbe in der Tugend offenbare; wie die menschliche Natur sich auf das Heilige beziehe, und wie Religiosität es umfasse.

In diesem allen ist der genaueste Zusammenhang. In allem gestaltet sich dasselbe Wesen, nur nach verschiedener Weise. Wir finden überall das Eine Höchste, worin der Adel und der Friede des Lebens ist, wieder.

Es versteht sich von selbst, daß ich die genannten Dinge nicht aus ihren höchsten Gründen wissenschaftlich entwickeln werde. Ich müßte Sie, wenn ich das wollte, auf dem Kampfplatz der Philosophie führen, wo es jetzt sehr heftig hergeht, und wo eine zarte weibliche Seele es nicht lange aushalten könnte. Speculative Philosophie gehört nicht für Ihr Geschlecht, das an einem gesunden Verstande, verbunden mit einem feinen Gefühle den besten Führer hat. Ueberdem hat die Philosophie unsrer Zeit sich zu einer Höhe verstiegen, zu welcher ihr oft die kühnste Vernunft der Männer nicht folgen kann, und wo oft nichts mehr zu sehen ist als Rauchwolken.

Dessen können wir indeß sehr wohl überhoben seyn. Das Schöne, Erhabene, Gute und Heilige dürfen nicht erst erfunden werden. Ihre Umrisse sind in die menschliche Natur niedergelegt, und kommen überall zum Vorschein. Ihr Ansehn steht für sich selbst fest. Wir brauchen nur zu beobachten

und zu zergliedern, um zu genügenden Einsichten zu gelangen. Wir halten uns an Thatsachen, und ziehen aus ihnen die nöthigen Schlüsse. Das Leben selbst wird uns seine Geheimnisse aufschließen, so weit dieselben enträthselt werden können. Die innere Welt dringt in die äußere ein, und gibt sich da besonnenen Gemüthern zu erkennen. Nur was hier aufgefaßt werden kann, hat ein allgemeines, rein menschliches Interesse. Fürchten Sie also keine Spitzfindigkeiten. Trocknen Zergliederungen und gar zu feinen Abstractionen wollen wir vorbey gehen.

Eben so wenig können wir uns, auf der andern Seite, in ein genaues Detail einlassen, und alles in seiner speciellen Anwendung betrachten. Nur das Wesentliche, das Interessanteste, was jeder gebildete Mensch, und vorzüglich jedes gebildete Weib wissen muß, kann uns hier beschäftigen. Nur das Charakteristische des Schönen, Erhabenen, Guten und Heiligen werde ich Ihnen angeben. Sollten unsre Untersuchungen Sie zu einem weitern Nachforschen reitzen: so gibt es ästhetische, moralische und religiöse Schriften genug, in welchen sie nähere Belehrung finden, und die Sie, mit diesen Vorkenntnissen ausgestattet, auch verstehen werden.

Dafür bleibt uns indeß noch ein andres Geschäft. Tugend und Religiosität sind nicht bloß Gegenstände der Betrachtung, sondern auch der Ausübung. Sie sollen unser Leben beherrschen. In ihnen soll das Leben gebildet werden. Was

damit gefordert ſey, welche Mittel und Uebungen dahin führen, und in welcher Beziehung auf edle Weiblichkeit uns dieſe Aufgabe erſcheine, das denke ich noch in einer beſondern Reihe von Briefen, welche, unter der Aufſchrift Bildungslehre, dieſer Elementarlehre folgen wird, darzuthun.

Zweyter Brief.

Der Geſchmack.

Der Geſchmack iſt das Vermögen zu beurtheilen, was unmittelbar durch ſich ſelbſt gefällt, und die damit verknüpfte Luſt zu empfinden. Aus der Sphäre des Geſchmackes iſt ſowohl das Angenehme als das Nüzliche auszuſchließen.

Das Angenehme gefällt nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch ſeinen Reiz für die Sinnlichkeit. Es läßt ſich nicht ſagen, daß etwas überhaupt angenehm ſey. Jeder kann nur ſagen, etwas ſey ihm angenehm. Die Bedürfniſſe, auf welche ſich das Angenehme beziehet, ſind in verſchiedenen Menſchen verſchieden. Was mir angenehm iſt, iſt vielleicht einen andern ſehr unangenehm. Nur unter gewiſſen Vorausſetzungen kann etwas angenehm ſeyn. Das Angenehme begehrt auf ſeine Art ein

jeder, und gehörte es in das Gebieth des Geſchmackes: ſo dürfte niemand über ſeinen Geſchmack getadelt werden. Man kann nicht von geſchmackvollen — ſondern nur von angenehmen Tönen und Farben reden — wohl aber von einer geſchmackvollen Anordnung der Farben und der Töne.

Das Nützliche zu erkennen, iſt Sache des Verſtandes nicht des Geſchmackes. Das Nützliche gefällt nicht an ſich, ſondern durch ſeine Beziehung auf etwas Andres. Das Nützliche kann den Geſchmack in einem ſehr hohen Grade beleidigen. Aber der Verſtand muß es doch billigen. Um zu entſcheiden, ob etwas nützlich ſey, muß man es nach ſeiner Beſchaffenheit und nach ſeinen Merkmalen betrachten, ich muß wiſſen, was es iſt. Um aber zu entſcheiden, ob etwas dem Geſchmacke genüge, iſt gar nicht nöthig, daß ich ſeine Natur kenne, wenn ich nur das Anſchauliche davon vor mir habe. Meine Einſicht von dem Gegenſtande wird nicht im mindeſten bereichert, wenn ich, bloß mit dem Wohlgefallen des Geſchmackes, auch noch ſo lange bey ihm verweile.

Das Gute gefällt zwar auch an ſich, nicht um eines andern willen, aber nicht durch ſich. Es muß ſich in gewiſſen Eigenſchaften, die nach einer gewiſſen Regel beurtheilt werden, zu erkennen geben, damit ich ſeiner mich freue. Jemand kann das Rechte vom Unrechten treffend und fein unterſcheiden, dem es doch an allem Geſchmacke fehlt.

Dann iſt von ihm nur das ſittliche Gefühl zu rühmen.

Der Geſchmack, im eigentlichen Sinne, gründet ſich auf gewiſſe allgemeine und unveränderliche Einrichtungen der menſchlichen Natur. Was gewiſſen Anlagen und Wirkungsgeſetzen dieſer Natur angemeſſen iſt, das befriedigt den Geſchmack. Unter der Vorausſetzung, daß jene Anlagen überall gehörig entwickelt ſind, und dieſe Geſetze überall anerkannt werden, werden die Menſchen auch in ihren Geſchmacksurtheilen überall einſtimmig ſeyn. Da aber jenes nicht immer der Fall iſt; ſo kann es auch nicht an Verſchiedenheit in den Urtheilen des Geſchmackes fehlen, ohne daß darum dem Geſchmacke an ſich etwas von ſeiner Würde und von ſeinen Anſprüchen auf Allgemeingültigkeit genommen würde.

Dem eigentlichen Geſchmacke gehören nur die Gefühle des Schönen und Erhabenen an. Wie ſich dieſe auf weſentliche Beſtimmungen der menſchlichen Natur gründen, werden wir weiterhin ſehen. Waren dieſe Beſtimmungen in allen Menſchen gehörig hervor gehoben und in der erforderlichen Wirkſamkeit: dann würde keiner das Schöne oder Erhabene da vermiſſen, wo andre es finden. Derjenige iſt der gültigſte Richter in Sachen des Geſchmackes, bey welchem ſie am meiſten gebildet ſind. Gelänge es ihm, andre zu demſelben Grade der Bildung zu erheben: ſo würden ſie in ihren Ur-

theilen über das Schöne und Erhabene von selbst mit ihm übereinstimmen.

In vielen Menschen sind die natürlichen Anlagen, aus welchen der Geschmack entspringt, gar nicht entwickelt; wir nennen sie geschmacklos. Zwischen schöner und häßlichen Formen wissen sie keinen Unterschied zu machen. Die erhabensten Gegenstände, die kühnsten Gedanken und die herrlichsten Gesinnungen enthalten für sie weiter nichts, als was sich davon sehen oder denken läßt.

In vielen sind jene Anlagen verkehrt entwickelt worden; oder sie kleben an Vorurtheilen, die den richtigen Gebrauch derselben verhindern, oder andre Empfindungen und Stimmungen mischen sich in die Urtheile ihres Geschmackes. Ihr Geschmack ist dann falsch. So hat für viele das Neue einen so starken Reitz, daß das Gefallen daran das Mißfallen an der verzerrten Form überwiegt. So gewöhnt sich das Auge andrer in dem Maße an die Gestalten, die sie oft sehen, daß ihnen alles, was davon abweicht, schon deßwegen widrig vorkommen muß. Das ist der Grund, warum veraltete Moden, die der gebildete Mensch für schön erklärt, doch fast allgemeines Mißfallen erwecken.

Es gibt einen Nationalgeschmack, der durch das Klima, die Staatsverfassung, die Religion, und durch die herrschenden Begriffe und Charakterzüge eines Volkes bestimmt wird; — einen Zeitgeschmack, an dem die Begebenheiten, die Denk-

art und der Grad der Kultur eines Zeitalters gestatten; — und einen individuellen Geschmack, der von der Erziehung, dem Temperamente, den Erfahrungen und Meynungen, den geistigen und moralischen Eigenthümlichkeiten des Einzelnen abhängt.

Alle diese entfernen sich, mehr oder weniger, vom guten Geschmacke. Nur ein einziges Volk hat gelebt, bey welchem Zeit- und Nationalgeschmack mit dem guten Geschmacke zusammen trafen: die Griechen. Aber unter jeder Nation und in jedem Zeitalter erheben sich einzelne Treffliche, die als glänzende Gestirne unter ihnen leuchten, und mit ihrem Lichte alles verklären würden, wenn ihnen nicht die Verblendung widerstrebte, und der Ungeschmack, auf die Schwäche der Menschen gestützt, sich gegen sie zu behaupten suchte.

Der Geschmack läßt sich nicht lehren. Es können zwar die Gesetze, wornach er urtheilt, aus der menschlichen Natur entwickelt werden. Aber diese sind zu unbestimmt, als daß sich daraus für den einzelnen Fall schließen ließe, ob er unter sie passe oder nicht. Und gesetzt, das wäre möglich: so würde doch ein solcher Schluß niemand bewegen, etwas für schön zu erklären, was er nicht auch an sich schön findet. Einschränkende Regeln, Regeln die uns sagen, was zu verhüten ist, damit man nicht geschmackwidrig werde, lassen sich allerdings genug angeben — die Lehrbücher des Ge-

schmackes sind voll davon; sie lassen sich auch anstreiten. Es läßt sich darthun, daß, und warum etwas nicht schön sey — aber nicht umgekehrt, daß und warum etwas schön sey. Am allerwenigsten aber lassen sich solche Regeln geben, durch deren Befolgung jemand im Stande wäre, das Schöne selbst hervor zu bringen.

Der Geschmack wird am besten gebildet, durch fleißige Uebung des Urtheils an ästhetischen Gegenständen, und durch Vergleichung desselben mit dem Urtheile andrer, deren Geschmack bewährt ist, durch das Studium anerkannt schöner Muster, durch Beobachtung dessen, was an ihnen am meisten bewundert wird, und was unsern eignen Schönheitssinn dabey am meisten anzieht, und durch sorgfältige Beobachtung unsrer selbst, um den Einfluß des Vorurtheils und verfälschender Gefühle kennen zu lernen, und abzuhalten.

Daher ist es denn auch von großen Nutzen, dem Wesen und den Bedingungen des Schönen in der menschlichen Natur nachzuspüren. Dies wird uns in den Stand setzen, dasselbe von jeder andern Art des Wohlgefallens zu unterscheiden, das Einmischen des Vorurtheils und fremder Empfindungen zu verhindern, die Verwechselung desselben mit dem Angenehmen, Neuen, Modernen, Reitzenden u. s. w. zu verhüthen; es wird unserm Geiste die Wege zeigen, auf welchen das Schöne am sichersten gefunden und anerkannt wird, daß er sich dann am Anschauen desselben weiter bilde.

Der Geist muß für sich selbst dem Schönen huldigen. Man kann es ihm nicht aufdringen und andemonstriren. Alles, was man thun kann, besteht darin, daß man in ihm die Fähigkeit, das Schöne zu fühlen, vermehre.

In einem weitern Sinne werden zum Geschmacke noch einige andre Empfindungen, die mit dem Schönen und Erhabenen zwar verwandt sind, aber nicht diese Ansprüche auf Allgemeingültigkeit haben, weil sie sich nicht auf die allgemeinen Wirkungsgesetze der menschlichen Natur, sondern mehr auf die Besondernheit des Einzelnen gründen, gerechnet.

Das Reizende setzt die Phantasie in ein unterhaltendes Spiel mit schönen, sanften oder fröhlichen Bildern. Das Rührende weckt wehmüthigsüße Empfindungen, Mitleiden, Sehnsucht und stille Trauer. Das Lächerliche gefällt durch seine Abweichung von der Regel, und durch die Freyheit, die es dem Gemüthe verschafft, indem es ihm die gewohnten Fesseln derselben abnimmt. Das Naive entzückt durch edle Einfalt und ungeschminkten Ausdrücke der Gesinnungen, wo Künstlichkeit oder Zurückhaltung erwartet wurden. Das Pathetische bewegt durch die Darstellung starker Affecte oder Gesinnungen. Das Tragische erschüttert durch den traurigen Ausgang eines muthigen und hartnäckigen Kampfes. Im Romantischen stellt sich eine heitre Mischung des Erhabenen und des Schönen dar.

Es ist einleuchtend, daß bey dem allem viel auf die besondern Anlagen und Stimmungen des Einzelnen ankommt. Eine Gegend, die mir reitzend ist, weil ich mich gerne in den süßen Träumen verliere, zu welchen sie die Phantasie anregt, oder weil meine Phantasie sie leicht und glücklich erzeugt, ist es darum nicht für einen andern, dessen Phantasie mehr in einer andern Richtung thätig ist, oder dessen Herz sich mehr an andern Bildern ergötzt. Dasselbe gilt von den übrigen der genannten Gefühle. Immer wird sich der Geschmack darin verschieden zeigen.

Es gibt indeß doch Gegenstände, Situationen, Auftritte und Schilderungen, in Ansehung welcher sich alle Menschen, die einen gebildeten Verstand und ein feines Gefühl besitzen, leicht dahin vereinigen, daß sie dieselben rührend, oder lächerlich, oder naiv, oder tragisch u. s. w. finden. Die allgemeinen Wirkungsgesetze der menschlichen Natur werden zwar hier oft durch zufällige Umstände näher bestimmt. Aber es ist doch schon viel, wenn jene nur richtig erkannt werden. Man sieht dann wenigstens ein, wo allgemeine Uebereinstimmung zu hoffen ist, oder nicht.

Es darf Sie daher nicht befremden, wenn Sie die Stimmen der Kunstrichter über einige berühmte Tragödien, in deren Sphäre das Pathetische und Tragische gehören, so sehr getheilt sehen. Ueber vieles werden sie wohl immer getheilt bleiben. Aber

über das Meiſte und Weſentlichſte wird ſich der Streit beylegen, wenn die Menſchenkunde über den Urſprung und die Beſchaffenheit unſrer Empfindungen mehr Licht erhalten hat.

Auch hierin läßt ſich alſo der Geſchmack bilden; aber nicht ſo ſehr durch unmittelbar darauf gerichtete Bemühungen, als vielmehr durch Bildung des Geiſtes im Ganzen, durch Selbſtbeobachtung und durch Studium äſthetiſcher Schriften. An dieſe muß ich Sie auch in Betreff des Meiſten, was zum Geſchmack im weitern Sinne gehört, verweiſen. Nach den Gränzen, die unſrer Unterhaltung geſetzt ſind, kann ich mich nur über das Wichtigſte — und vorzüglich über dasjenige erklären, was, wie das Schöne und Erhabene, auf den allgemeinen Geſetzen der geiſtigen Natur beruht. Meine Briefe ſollen Ihnen nur zur Einleitung in das weitere Leſen und Nachdenken dienen. Sie ſollen Sie auf dem weiten Felde des innern Lebens orientiren.

Ein gebildeter Geſchmack iſt unſtreitig ein ſehr wichtiger Vorzug. Er beſtimmt unſern Rang in der feinern Geſellſchaft. Er macht uns dieſer angenehm, und gibt uns das Recht, uns zu ihr zählen zu laſſen. Er eröffnet uns eine unerſchöpfliche Quelle der ſüßeſten und edelſten Freuden. Wie manche köſtliche Stunde wird er, im Umgange mit der Natur, im Anſchauen ihrer reizenden Fülle, ihrer lieblichen Geſtalten, ihrer romantiſchen Gruppirungen, und ihrer erhabenen Maſſen gewähren!

Von wie vielen wird hier das Auge in trunkenem Entzücken verweilen, woran tausende kalt und stumpfsinnig vorübergehen! Und welche erhebende Aussichten, welche große erschütternde und tröstliche Gedanken schließen sich an diese Betrachtung! Würden Sie sich im Schooße der freyen Natur so erquickt und gestärkt, so gemüthet und erheitert, so sanft und so erhaben gestimmt fühlen; würden Sie Menschen und Armseligkeiten, die unnützen Quälereyen und die drückenden Leiden des Lebens hier so leicht vergessen können: wenn Sie diese Natur nicht so schön, so milde und so groß fänden? Würden Sie mit vielen Dingen in der Welt so gut wegkommen, wenn Sie nicht die lächerliche Seite davon hervorzuheben verständen? Neigen Sie sich nicht freundlicher zu Ihrer kleinen Julie hin, thut es Ihrem mütterlichen Herzen nicht innig wohl, wenn Sie eine naive Aeußerung derselben hören, und darin die heitre Unschuld des kindlichen Geistes vernehmen? Könnte eine edle That Sie so rühren, wenn Sie bloß die moralische Güte derselben — nicht auch ihre ästhetische Größe, oder die Schönheit der Seele, aus welcher sie entsprang, davon empfänden? Um welchen Preis könnten Sie wohl den Genuß eines herrlichen Geisteswerkes verkaufen? Was ist aber das Trefflichste für den rohen oder falschen Geschmack? Wie vieles müssen wir entbehren, wenn es unserm Geschmacke an Feinheit fehlt?

Ein gebildeter Geschmack hat auf das ganze Wesen des Menschen einen verschönernden Einfluß, und gereicht in dieser Hinsicht ganz vorzüglich Ihrem Geschlechte zur Empfehlung. Er läßt uns nichts Gemeines und Plumpes sagen, nichts Ungeziemendes thun. Was ist der kostbarste Schmuck, wenn ihn nicht ein gebildeter Geschmack auswählt und anordnet? Was ist die schönste Gestalt, wenn sich nicht ihr Zauber auch über die freyen Bewegungen verbreitet? Es gibt freylich eine angeborne Anmuth, aber diese zeigt nur dann ihre volle Wirkung, wenn ein gebildeter Geschmack in ihr waltet.

Der Geschmack steht mit dem sittlichen und religiösen Sinne in sehr genauer Verbindung; darum kann er in seiner Ausbildung nicht anders als vortheilhaft für das Herz wirken. Leicht empfiehlt sich ihm die Tugend in ihrer Harmonie; leicht öffnet er das Gemüth dem Unsichtbaren in seiner Erhabenheit. Der Mensch von gebildetem Geschmacke ist doppelt schuldig, wenn er nicht auch der beste und frömmste ist. Wer das Schönste kennt, und seinen Werth empfindet, sollte sich der dem Gemeinsten hingeben? Wer das geistige Vergnügen zu schätzen weiß, sollte dem nach der Befriedigung grober Begierden gelüsten? sollte der in den Ausschweifungen einer thierischen Sinnlichkeit den höchsten Gewinn des Lebens suchen? Sanftmuth und Wohlwollen, Mäßigung und Humanität gesellen sich gerne zum gebildeten Geschmacke, und die Tugen-

nimmt, nicht unwillig, die Begleitung der Schönheit an.

Doch Sie verkennen das nicht — Ihr Daseyn und Wirken zeugt davon. Lassen Sie uns denn, statt hier länger zu verweilen, lieber das Gebieth des Geschmackes mit einander durchwandern.

Dritter Brief.

Das Schöne.

Wir treten, meine theure Emilie, zuerſt in die heitern Blumengefilde des Schönen. Hier ſind die Flächen, Geſtalten, Bewegungen, Farben, Töne, und Stimmungen des Gemüthes, wobey unſer Auge mit trunkenem Entzücken verweilt. Aber wir dürfen nicht glauben, daß in dem allem die reine Schönheit allein uns anziehe. Faſt überall erſcheint das Schöne mit andern Reitzen gepart, und wir können ſicher annehmen, daß dies da der Fall ſey, wo unſer Wohlgefallen ſich aus den Grenzen der ruhigen Beobachtung verliert, und Rauſch des Genuſſes, ſüßes Schwelgen der Luſt wird. Faſt überall gibt es Eigenſchaften, die ſich die Rechte der Schönheit anmaßen, und denen es auch gelingt, ſich bey den großen Haufen unter ihrer Firma einzuſchleichen. Daher rühren mancherley Verderbniſſe des

Geschmackes. Daher kommt es auch, daß oft der Eine da die Schönheit preist, wo der andere sie gar nicht, oder wohl gar das Gegentheil von ihr findet.

Uns ist daran gelegen, die Natur des Schönen unvermischt zu erkennen. Wir sehen uns daher vor allen Dingen unter den Gegenständen um, denen das Lob der Schönheit zu Theil ward, ob, in wie fern, und warum ihnen dieses Lob zukomme. Sind wir darüber einverstanden; haben wir die Kennzeichen des Schönen erst ausgemittelt; sind wir gegen die Gefahr der Verwechselungen desselben mit dem Angenehmen und Nützlichen gesichert; dann wird es uns nachher leicht werden, das Wesen desselben und den Grund des Wohlgefallens an ihn zu erkennen.

Hier stößt uns nun zuerst die Bemerkung auf, daß das Schöne nicht in der Empfindung, sondern in der Anschauung angetroffen werde — eine Bemerkung, die für die Natur des Schönen von großer Wichtigkeit ist, und aus welcher schon das Meiste folgt, was sonst noch über dieselbe zu sagen seyn möchte. Wir werden uns bald darüber verstehen, wenn ich Sie auf den Unterschied zwischen Empfindung und Anschauung aufmerksam mache.

Alle unsre Erkenntnisse entspringen zuerst aus gewissen Eindrücken auf unsre sinnlichen Organe. Diese sind aber von doppelter Art. Sie erscheinen

nähmlich entweder einzeln, verſtreut und ohne Verbindung, wie z. B. die Farbe für das Geſicht, Wärme und Kälte für das Gefühl, das Süße und Bittere für den Geſchmack; oder ſie erſcheinen in einer gewiſſen Verbindung, als zuſammengehörend, und ein begränztes Ganzes bildend, wie der Eindruck, den der Tiſch auf mich macht, an welchem ich ſchreibe, oder die Büſte, die ich vor mir ſehe. Hier treffen mehrere einzelne Eindrücke zuſammen, aber nicht zufällig, nicht ſo, daß ieder für ſich etwas iſt, ſondern ſo, daß ich wirklich genöthigt bin, ſie zuſammen zu nehmen. Die Eindrücke der erſten Art nennen wir Empfindungen, die der zweyten Art Anſchauungen.

Empfindungen offenbaren uns nichts, als die Wirkung eines Gegenſtandes auf unſre Organe. Sie ſagen uns nur, daß wir auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt (afficirt) ſind; von dem Gegenſtande ſelbſt ſagen ſie uns nichts. Anſchauungen hingegen zeigen uns einen beſtimmten Gegenſtand. Empfindungen bilden nichts ab, und können daher auch nicht Vorſtellungen genannt werden. Anſchauungen ſind die Bilder ihrer Gegenſtände, und geben uns wirkliche Erkenntniſſe. Indem ich Wärme empfinde, weiß ich noch nichts von dem Feuer, das ſie hervor bringt. Das letztere wird mir erſt durch die Anſchauung bekannt. Mehrere Empfindungen können ſich zu Anſchauungen vereinigen; und wirklich iſt jede Anſchauung aus Empfindungen zuſam-

mengesetzt. Aber nicht alle Empfindungen gehen in Anschauungen über. Nur die Empfindungen des Gesichtes reihen sich zur Darstellung eines begränzten Ganzen, eines bestimmten Gegenstandes an einander; die Empfindungen des Gefühles bloß in so fern, als sie mit diesen verbunden sind. Anschauungen des Geruches, des Geschmackes und des Gehöres gibt es gar nicht. Hier bleibt alles Empfindung.

Es ist indeß noch ein Unterschied zu machen zwischen äußerlichen und innerlichen Empfindungen und Anschauungen. Die äußerlichen entstehen aus Eindrücken auf die körperlichen Organe des Gesichtes, des Gehöres, des Gefühles und des Geschmackes. Die innerlichen gehören einem eignen Sinne an, der von den Zuständen und Thätigkeiten der Seele entweder einzelne oder zusammengesetzte Eindrücke empfängt. Im ersten Falle haben wir innerliche Empfindungen, im andern innerliche Anschauungen.

Innerliche Empfindungen drücken aus, wie wir durch einen Zustand oder eine Thätigkeit der Seele sind bestimmt und verändert worden. Innerliche Anschauungen stellen diesen Zustand oder diese Thätigkeit selbst dar. Aeußerliche Empfindungen, die nicht dazu geeignet sind, äußerliche Anschauungen zu werden, können doch in innere Anschauungen übergehen, wenn der innere Sinn sie in einer Reihe, als Theile eines gewissen Zustandes, zusammenge-

hörend vorstellt. So sind Töne für den äußern Sinn bloße Empfindungen, aber eine Reihe von Tönen bildet im innern Sinne ein Ganzes. Das Musikstück wird innerlich angeschaut.

Doch sind eigentlich nur die Empfindungen des Gehörsorgans fähig, den Stoff zu solchen innern Anschauungen zu geben; weil sie in den Zeitfolgen fortschreiten, willkührlich hervor gebracht werden, in einander eingreifen, und sich so leicht zu einem Ganzen vereinigen lassen. Die Empfindungen der übrigen Organe sind zu sehr vereinzelt, von einander abgerissen, und hangen zu sehr von äußern Dingen ab, der Reiz der Empfindung sticht in ihnen zu sehr hervor, als daß diese Vereinigung hier möglich wäre.

Mit Empfindungen und Anschauungen verknüpfen sich Gefühle, die aus dem hemmenden oder fördernden Verhältnisse derselben zur Lebenskraft entstehen, und daher entweder Gefühle der Lust oder der Unlust sind. Wärme und Farbe sind Empfindungen. Kommt das Wohlthuende derselben zum Bewußtseyn: so gesellt sich zur Empfindung das angenehme Gefühl. Alle Empfindungen sind zugleich Gefühle. Beyde fließen, im gewöhnlichen Zustande, wenn man nicht besonders darauf reflectirt, in einander, und es ist oft schwer, sie von einander abzusondern. Vorzüglich bey den innern Empfindungen. Hier hängt das Angenehme oder Unangenehme an den Eindrücken so fest: daß oft

nichts übrig zu bleiben ſcheint, wenn man jene von dieſen trennt.

Die Gefühle der Luſt, welche die Empfindung begleiten, ſind immer bloß angenehm. Nur die Anſchauung gewährt die Luſt des Schönen. Das Einfache, an dem nichts zu unterſcheiden iſt, und das uns nichts zu erkennen gibt, mag uns noch ſo ſehr erfreuen: wir können es doch nicht für ſchön halten. Was uns ſchön gelten ſoll, das muß aus uns heraustreten, das muß ſich als Ganzes und als Gegenſtand der Betrachtung darſtellen; es muß der Seele ein heitres Bild von ſich gewähren.

Die Wärme iſt angenehm. Wer wird von einer ſchönen Wärme ſprechen? Aber die wechſelnden Geſtalten im Spiele der Flamme können allerdings ſchön ſeyn. Dort iſt nur eine momentane Stimmung des Gemüthes; hier iſt etwas vom Gemüthe verſchiedenes.

Ein einzelner Ton iſt nie ſchön, ſondern nur angenehm, indem er das Gemüth rührt, beſänftigt, ſtärkt oder hebt. Aber eine harmoniſche Verſchmelzung mehrerer Töne, worin der innere Sinn ein Ganzes erkennt, iſt allerdings ſchön.

Die einzelne Farbe wird zwar oft als eine ſchöne geprieſen; ſie ſollte es aber nicht. Schon die verſchiedenen Arten der ſüßen Luſt, welche verſchiedene Farben in uns erwecken, und die Verſchiedenheit der innern Empfindungen, mit welchen gepaart ſie gefallen, ſollte uns darauf aufmerkſam machen, daß

hier von eigentlicher Schönheit nicht die Rede seyn könne. Das Schöne gefällt überall auf dieselbe Weise. Aber ein Farbenstück, in welchem, wie im Regenbogen, die Farben sanft in einander verfließen, heißt mit Recht schön.

Sind wir, meine Emilie, darüber einverstanden, daß das Schöne nur im Gebiethe der Anschauung angetroffen werde: so haben wir dadurch schon viel für die nähere Kenntniß seiner Natur gewonnen. Wie von selbst biethen sich uns nun noch einige andre Merkmale desselben dar, die uns nach und nach mitten in das innerste Wesen desselben hinein führen.

An unsern Kenntnissen ist zu unterscheiden der Stoff und die Form. Der Stoff ist der Inhalt derselben, die Form aber die Art, wie dieser Inhalt zusammengehört. Der Stoff enthält dasjenige, was eigentlich erkannt wird, und die Vorstellung gibt; die Form die Verbindung desselben, mittelst welcher die Vorstellung sich zum Gedanken aufklärt. Den Stoff empfängt der Geist in der Empfindung. Wo nichts als Empfindung ist, da ist auch nur Materie der Erkenntniß, noch keine Erkenntniß an sich. Je mehr Empfindungen jemand hat, desto gröser ist der Vorrath von Materialien, die ihm zu Gebothe stehen. Dadurch daß sich die Form an dem Stoff anschließt, wird die Empfindung zur Anschauung. Durch die Form erhält die Anschauung ihr Leben. In der An-

ſchauung bilden mehrere Empfindungen zuſammen ſich zur Geſtalt aus; die Empfindungen gewinnen Umriß und Gränze.

Hieraus folgt, daß das Angenehme am Stoffe, das Schöne aber an der Form der Gegenſtände hafte. Was zum Stoffe der Vorſtellung gehört, die Farbe, der Ton u. ſ. w. kann kein andres erfreuendes Gefühl als das des Angenehmen hervor bringen. Das Verhältniß der Theile hingegen in der Geſtalt und Bewegung, die Miſchung der Farben und der Töne bringt das Schöne hervor. Im menſchlichen Angeſichte iſt das Profil die Baſis der Schönheit. Die Ausfüllung ſtellt dieſelbe ſchon weniger rein dar; weil der, hier ſtärker hervor ſpringende, Stoff das Gefühl modificirt. Am wenigſten rein iſt gewöhnlich das Gefühl des Schönen in der Farbe des Geſichtes; weil hier gewöhnlich der Reitz des Stoffes der Anerkennung des harmoniſchen Verhältniſſes zu mächtig wird.

Daraus folgt, daß das Wohlgefallen am Schönen auch ohne Intereſſe ſey. Es iſt uns nicht um das Daſeyn und den Beſitz der Sache zu thun, wenn nur die fröhliche Geſtalt das Gemüth ergötzt. Das Daſeyn und der Beſitz einer Sache beruhen auf dem, was an ihr Stoff iſt, der Schönheit aber iſt der Stoff gleichgültig. Der Stoff reitzt die Empfindung, wir wünſchen ſie zu genießen und uns anzueignen. Dies iſt nicht

möglich ohne das Vorhandenseyn derselben. Darum wird das Angenehme begehrt.

Das Schöne entzückt durch seine Form, mittelst welcher es der Phantasie eine angemessene Beschäftigung gibt, also gerade durch das Geistigste, durch dasjenige, was von der sinnlichen Existenz am weitesten entfernt liegt. Es ist bey ihm gar nicht um Aneignung und Vereinigung, sondern allein um die Lust der Beschauung zu thun. Kann die Phantasie diese in ihren freyen Spielen und innern Bildungen lebhaft genug gewähren: so ist es für das Vergnügen am Schönen einerley, ob sie ins Leben übergehen oder nicht.

Das Nützliche erweckt Interesse, wie das Angenehme. Da es nur als Mittel zu etwas andern gefällt: so kommt alles darauf an, daß es wirklich da sey, und als Mittel wirken könne. Die Vorstellung des Geldes ist dem Geizigen allerdings schon erheiternd, aber vorzüglich dann, wenn er dieses Geld selbst besitzt, und besitzt er es nicht, so wird die angenehme Vorstellung sich gewiß bald in den Wunsch des Besitzes verlieren, oder in Verdruß übergehen, wenn man die Unerreichbarkeit dieses Wunsches einsieht.

Vom Guten verlangen wir auch, daß es da sey; weil es nur dann seinen Werth recht verherrlichen kann. Die Erkenntniß des Guten ist selbst schon Befehl, dasselbe zu realisiren. Dies geschieht nicht um des Interesses willen — nicht weil wir

Vortheile davon erwarten, sondern weil wir ihm unsre Achtung nicht versagen können. Zwar gefällt auch das Gute durch seine Form, aber die Form soll im Stoffe ausgeprägt werden. Darin kommen indeß das Schöne und das Gute mit einander überein, daß beyde durch sich selbst gefallen, daß mithin die Lust an denselben eine uneigennützige ist. Der Genuß des Schönen und des Guten ist auch nicht ausschließend; alle können daran Theil nehmen, ohne daß er einem einzigen beschränkt werde. Darauf beruht die Macht des Schönen, den Charakter zu verbessern.

Zufälliger Weise kann sich allerdings an das Schöne ein Interesse knüpfen, welches das Daseyn desselben begehrenswehrt macht. So wird mir die schöne Gegend interessant, indem sie meinem Verstande Beschäftigung gibt, durch ihre Reitze mein Herz mit sanften Gefühlen erfüllt, und mir in ihrer Pracht, Größe und weisen Anordnung das Daseyn und die Herrlichkeit ihres Urhebers verbürgt. So wird mir der Besitz schöner Gemählde oder Statüen interessant, indem ich dadurch andern den Mitgenuß des Schönen verschaffe, ihnen meinen Geschmack und meinen Reichthum zeige, und mir dadurch die Achtung, welche dem Gebildeten gebührt, verschaffe. Dieses Interesse aber ist dem Schönen selbst fremd und verändert in der Natur desselben nichts.

Vom Nützlichen ist das Schöne auch noch darin verschieden, daß bey jenem immer ein Zweck

im Auge gehalten, und es ſelbſt aus dem Verhältniſſe, worin es zur Erreichung desſelben ſteht, erkannt wird. Beym Schönen brauche ich oft nicht einmal zu wiſſen, was es ſeyn ſoll. Der Anblick der Geſtalt allein feſſelt mein Wohlgefallen. Geht die Vorſtellung derſelben leicht in meine Seele ein: ſo bedeute ſie, was ſie immer will. Auf jeden Fall iſt die Frage, wozu es diene ganz überflüſſig. Indem ich mir dieſe zu beantworten ſuche, trete ich in die Verſtandeswelt, wo der Glanz der Schönheit erloſchen iſt. Indem ich über den Nutzen nachdenke, verſchwindet der heitere Zauber des Schönen. Daher verträgt ſich der ökonomiſche Geiſt eines Zeitalters ſo ſchlecht mit dem Sinne für das Schöne; und daher iſt das Gefühl für das letztere ſo ſelten, wo kaufmänniſch gerechnet wird. Es ſind gemeine Seelen, für welche das Schöne gar nicht da iſt, die bey demſelben fragen können, wozu?

Das iſt der höchſte Triumph der Schönheit daß ſie den Sinn des Menſchen entfeſſelt, und ihn aus dem ſchmutzigen Gebiethe des Vortheils, wo alles Herrliche entweiht wird, wegführt. Weite des Herzens, glückliche Freyheit des innern Lebens, Menſchlichkeit, die ſich in heitrer Selbſtbeſchauung genügt, das ſind Uranias köſtliche Gaben.

Die gefällige Form iſt in ſich ſelbſt geſchloſſen. Sie bildet für ſich ein Ganzes. Darum verſchmäht ſie die Beziehung auf einen äußern Zweck.

Endlich macht das Wohlgefallen am

Schönen auch auf Allgemeingültigkeit Anſpruch. Die Empfindung iſt bey verſchiedenen Menſchen verſchieden; weil ſie von der beſondern Reitzbarkeit eines jeden abhängt. Aber die Anſchauung iſt überall dieſelbe; weil ſie ſich nach den allgemeinen Geſetzen des Anſchauens richtet; weil ſie durch die weſentliche Einrichtung der menſchlichen Natur beſtimmt iſt. Der Stoff wirkt auf jeden anders. Aber die Form ſtellt ſich allen auf einerley Art dar.

Freylich läßt ſich nicht behaupten, daß das Schöne wirklich allen gefalle; — aber es ſollte doch allen gefallen, und dies kann man vom Angenehmen nicht behaupten. Sie erinnern ſich was ich in meinem zweyten Briefe über die Abweichungen des Geſchmackes, die Urſachen derſelben und die Bedingungen, unter welchen ſie wegfallen würden, im allgemeinen geſagt habe. Dasſelbe gilt nur vom Schönheitsgefühle insbeſondre. Wären alle hinlänglich gebildet; wüßte ſich der Sinn für das Schöne immer gegen den Reitz des Angenehmen zu vertheidigen, und von demſelben unbefleckt zu erhalten: dann würde das Schöne wirklich auch von allen dafür gehalten werden.

Keiner verlangt, daß andern das wohl ſchmecke, was ihm wohl ſchmeckt, daß andern der Geruch ſüß ſey, der es ihm iſt, daß andre ſeine Lieblingsfarbe zu der übrigen machen. Aber jeder ſinnt allen andern an, und erklärt es für nothwendig, daß ſie

dasjenige schön finden, was ihm die Lust des Schönen gewährt. Das ist weder Rechthaberey noch Eigendünkel, sondern das dunkle Gefühl davon, daß es die Natur, in den Anlagen des Menschen für das Schöne, auf Allgemeinheit angelegt habe, und daß fortschreitende Bildung dem Schönen endlich die ungetheilte Huldigung allen verschaffen müsse.

So ist das Schöne nicht allein verherrlicht durch die Köstlichkeit seines Genusses, sondern auch bezeichnet als etwas, was wesentlich zur höchsten Bestimmung des Lebens gehört.

Vierter Brief.

Wesen der Schönheit.

Es kann uns nun nicht mehr schwer fallen, meine Emilie, das eigentliche Wesen des Schönen zu enträthseln. Das Schöne soll in der Anschauung, ohne Interesse und Zweck, bloß um seiner Form willen gefallen. Wir haben daher diejenige Form ausfindig zu machen, die, in sich vollendet und genügend, mit den Gesetzen unsrer Natur auf das vollkommenste übereinstimmt. Es ist einleuchtend, daß es keine andre seyn kann, als nur solche, welche eine möglichst große Mannigfaltigkeit unter einer leicht zu fassenden Einheit darstellt, in welcher viel Verschiedenes auf das vollkommenste harmonirt, so daß der Verstand in einer kurzen Zeit, eine bedeutende Menge von Vorstellungen erlange und übersehe.

Daß etwas schön sey, dazu wird zuerst, erfor-

dert, daß darin ein Mannichfaltiges angetroffen werde, welches nur nach und nach aufgefaßt werden kann. Verschiedene Theile müssen zusammen kommen, damit sich die Anschauung bilde, welche allein den Genuß des Schönen gewähren kann. Aber das Mannichfaltige allein bildet die Anschauung noch nicht. Ist dieses zu abgerissen, zu zerstreut und ohne Zusammenhang: so kann es sich nicht zur Anschauung ausprägen. Es muß eine gewisse Aehnlichkeit der Theile, eine Gleichförmigkeit der Verhältnisse, ein leichter Uebergang von Einen zum andern Theile, ein ungehindertes Hingleiten, wodurch sich das Zusammengehörende gleich kenntlich macht, und von allem Uebrigen rein ausscheidet, so daß es als ein Gesondertes, scharf begränztes Ganzes vor dem Gemüthe stehe, Statt finden, damit das Wesen der Anschauung zum Vorschein komme. Je mehr dieses alles der Fall ist: desto vollkommner ist die Anschauung, und desto größer die Schönheit. Dies ist es, was die Aestheiker unter der Einheit im Mannichfaltigen verstehen. Es ist dasjenige, wodurch ein Gegenstand leicht für Eins erkannt wird. Man kann daher auch sagen, die Schönheit bestehe in der Vollkommenheit der Anschauung.

So wird die Wellenlienie allgemein als eine schöne gepriesen. Ihre Beugungen vermeiden die Einförmigkeit der geraden Liene, und erzeugen ein Mannichfaltiges für die Anschauung. Aber die

Gleichförmigkeit dieſer Beugungen und das ſanfte Verfließen der Theile in einander verknüpfen mit dem Mannichfaltigen die Einheit, ſo, daß jenes von dieſer beherrſcht ſcheint. So gefällt der Tanz durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, die er beſchreibt, und die doch nicht allein ohne Schwierigkeit in einander übergehen, ſondern auch immer wieder zu einer gewiſſen Geſtalt, die in ihm die herrſchende iſt, zurück kehren. Dies iſt es, was man die Auflöſung der Verwirrung nennt. So gefallen auch muſikaliſche Stücke, in welchen mannichfaltige Töne auf einander folgen, theils durch die Einheit des Grundtones, theils durch das zarte Verlieren der einzelnen Töne in einander und durch die Regelmäßigkeit ihrer Abwechſelung, theils durch die Haltung des Zeitmaßes — den Rhythmus.

Die Sache läßt ſich folgender Maßen erklären. Um das vollſtändige Bild eines Gegenſtandes zu erhalten reicht das bloße Hinſehen auf denſelben noch nicht aus. Es ſind dabey gewiſſe geheime Thätigkeiten der Seele wirkſam die uns nur eine genaue Selbſtbeobachtung entdeckt. In dem Momente, wo die Anſchauung den Geiſt erfüllt, ſcheint ſie uns das Werk Eines Eindruckes zu ſeyn. Aber die einzelnen Züge mußten doch nach und nach aufgefaßt, und darauf in Ein Bild vereinigt werden. Das Erſte iſt das Geſchäft der Einbildungskraft, das Andre des reflectirenden Verſtandes. Da nun alle Luſt aus dem Gefühle freyer, ungehemmter

Thätigkeit entſpringt: ſo wird derjenige Gegenſtand am meiſten gefallen, an welchem Einbildungskraft und Verſtand ihr Geſchäft am leichteſten verrichten. Dies iſt aber gerade derjenige, der die gröſßte Mannigfaltigkeit mit der gröſsten Harmonie vereinigt. Wo es an Mannigfaltigkeit fehlt, da wird die Seele nicht hinlänglich beſchäftigt; der Thätigkeitstrieb findet keine Befriedigung. Wo aber jene Harmonie, Verſchmelzung der Uebergänge und bleibende Gleichförmigkeit der Verhältniſſe fehlt, da kann weder die Einbildungskraft ungehindert von dem Einen Theile zum Andern übergehen, noch der Verſtand das Ganze überſehen, und als ein Zuſammengehörendes und Abgeſchloſſenes anerkennen.

Man kann deſswegen auch ſagen, das Gefühl des Schönen entſtehe aus dem freyen und doch zweckmäßigen Spiele der Einbildungskraft und des Verſtandes, worin beyde durch die reiche und doch harmoniſche Form eines Gegenſtandes verſetzt werden.

Häſslich iſt das Eckige, wild durch einander laufende, Holprige, in unregelmäſsigen Sprüngen auf einander Folgende. Hier ſtöſst die Einbildungskraft überall an, und wird aufgehalten; und wenn ſie ihr Geſchäft beendigt hat, ſo ſchwankt der reflectirende Verſtand vergebens zwiſchen den einzelnen Zügen. Er kann ſich durch nichts zuſammen faſſen, als durch ihr Nebeneinanderſeyn im Raume, wodurch das Mißverhältniß nur noch fühlbarer wird,

weil dies eben die Erwartung des Wohlverhältnisses rege machte.

Gleichwohl können eckige und durch einander laufende Figuren dadurch die Schönheit wieder in sich aufnehmen, daß in ihre Ecken Symmetrie gebracht wird, daß diese nach einer Regel geordnet werden, und daß das durch einander Laufende doch auch Gleichförmigkeit der Verbindung darstellt. Hier erkennt aber nur das geübtere Auge die Schönheit.

Nur für das geübte Auge gilt deßwegen die Regel: je gröſſer die Mannigfaltigkeit iſt, die ſich in Einheit auflöſt; deſto vollkommner der Genuß des Schönen. Das ungeübte Auge ſieht hier nur Verwirrung, unfähig, in der groſſen Verſchiedenheit der Züge, das Uebereinſtimmende zu entdecken.

Feine Schönheiten ſind ſolche, wo entweder die Einheit ſich gewiſſer Maßen hinter die hervor ſpringende Mannichfaltigkeit verbirgt, ſo daß nur der feinere Sinn ſie ausſpürt; oder der Eindruck ganz einfach zu ſeyn ſcheint, während der feinere Sinn noch eine groſſe Mannigfaltigkeit übereinſtimmender Züge darin findet. Die erſte Art iſt überraſchend. Die zweyte erweckt Bewunderung.

Hieraus läßt ſich beurtheilen, in wie fern man ſagen könne, das Einfachſte ſey das Schönſte. Im allgemeinen kann dies nur an der Form, nicht aber vom Stoffe gelten. Ein ganz einfacher Stoff gewährt, wie ſchon bemerkt wurde, bloß Empfin-

dung, keine Anſchauung, und alſo auch nicht das Gefühl des Schönen. Ein Stoff, der wenig Mannichfaltiges enthält iſt zwar darum noch nicht häßlich. Aber er kann nicht für ſchön gehalten werden, weil ihm das Intereſſe einer hinlänglichen Beſchäftigung für den Geiſt abgeht. Die Uebereinſtimmung der Mannichfaltigkeit mit der Einheit gefällt auch dadurch, daß ſie den Trieb der Seele nach Erweiterung ihrer Erkenntniſſe begünſtigt, indem ſie es demſelben möglich macht, in einer kurzen Zeit eine Menge von Vorſtellungen aufzufaſſen und anzuordnen. Dem iſt aber der einfache Stoff ungünſtig. Da er uns immer dasſelbe darſtellt; ſo wenden wir uns bald überdrüſſig von ihm weg.

Der verſchiedenartigſte Stoff kann indeß durch ſeine Anordnung das Anſehen der Einfachheit gewinnen, und dieſe Einfachheit iſt nichts anders als die Harmonie, die das Weſen der Schönheit ausmacht.

Doch gibt es auch Fälle, die eine gewiſſe Einfachheit des Stoffes verlangen. Sie iſt nicht allein da nöthig, wo eine größere Mannichfaltigkeit dem beſchränkten Blicke überlegen ſeyn würde, ſondern auch da, wo nach der Beſchaffenheit der Sache das Einfache nur allein ſchicklich ſeyn kann, weil es entweder etwas Einfaches bezeichnen und ausdrücken, oder etwas verzieren ſoll, was ſich mit keinem künſtlichen Schmucke verträgt. So gefällt die Unſchuld nur im einfachen Gewande, das ſtill Große im ein-

fachen Styl. Doch das gehört nicht hierhin, wo nur von der reinen Schönheit die Rede ist.

Um einen Gegenstand schön zu finden, bedarf es eigentlich nicht der Frage, was er sey, d. h., welchen Gedanken er vorstelle. Es ist genug, daß seine Form leicht dahin fließe. Aber es gibt Gegenstände, vorzüglich im Gebiethe der Kunst, die eine Idee darstellen sollen. Bey einem solchen ist, um die Schönheit desselben richtig zu beurtheilen, nicht bloß darauf zu sehen, ob er überhaupt die Form einer vollkommenen Anschauung habe, sondern auch darauf, ob diese Form als Darstellung des Begriffes von der Einbildungskraft ohne Hemmung aufgefaßt werden könne, ob die einzelnen Züge sich in das Bild der Idee glücklich verlieren.

So hat die Kunst viele Formen, die nicht an sich, sondern nur als Darstellungen dieses Gedankens schön sind. Haftet der Geist bloß an der Gestalt: so fühlt er sich gehindert. Bezieht er aber die Gestalt auf den Gedanken: so bewegt er sich frey in seinem Elemente. Auch hier ist es das Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes; aber durch die Idee schon mehr gebunden, und durch eine Regel beschränkt; was als schön gefällt. Auch hier wird in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Menge von Vorstellungen durchlaufen. Aber die Schönheit hat weniger Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, weil sie nur von denen erkannt

werden kann, die ſich jener Idee bemächtigt und ihren Inhalt ergründet haben.

Es iſt die Ruhe des geſtillten Verlangens, die uns beym Anblicke des Schönen erfüllt. Der Aufruhr der Leidenſchaft legt ſich in unſrer Bruſt; der Schmerz verliert ſeinen Stachel, und die Luſt der Sinne ſchweigt; das ganze Leben iſt geeinigt. In jedem Hinſchauen fühlt man ſich befriedigt, und doch nie geſättigt. Mit neuer Wonne kehrt die Betrachtung zu ihrem Gegenſtande zurück. Nur in entweihten Seelen kann die Schönheit Begierden entzünden.

Daran wird das reine Wohlgefallen des Schönen erkannt, daß wir uns zu jeder Art von Geiſtesthätigkeit aufgelegt und geſtärkt finden. In ihm läutert ſich das innere Leben von den Schlacken, die Welt und Sinnlichkeit in ihm erzeugen.

Das Schöne iſt das natürliche Element der Menſchheit und das Bild unſrer Beſtimmung — die Morgenröthe der höhern Welt, die noch mit den Nebeln der niedern ringt. Wenn irgend etwas dazu geeignet iſt, uns einen klaren und lebhaften Eindruck von der unſichtbaren Weisheit und Güte, die das All beherrſcht zu geben: ſo iſt es die Schönheit, und man könnte nicht unſchicklich ſagen: in ihr ſpiegle ſich der Weltgeiſt.

Fünfter Brief.

Die gemiſchte Schönheit.

Die reine Schönheit haftet bloß an der Form. Wie die Beſtandtheile des Gegenſtandes auch immer beſchaffen ſeyn mögen, welchen Eindruck der Stoff auch immer in der Empfindung mache; iſt in der Zuſammenfügung jener Beſtandtheile Harmonie, einigt ſich der Stoff zu einem leicht zu faſſenden, richtig begränzten Ganzen, zu einer vollkommenen Anſchauung: ſo iſt der Gegenſtand ſchön.

Selten aber wird das Schöne in dieſer Reinheit erkannt, weil es in dieſer Reinheit nirgends exiſtirt, als etwa an Zeichnungen, die nicht ausgemahlt ſind. Sonſt erſcheint es überall an einem Stoffe, der auf das Empfindungsvermögen wirkt, der entweder in ſich angenehm oder unangenehm iſt, oder in der Phantaſie Bilder der Luſt oder des Schmerzes erregt, oder den Verſtand zum reflectiren über

die Bestimmung und den Gebrauch der Sache veranlaßt. Es ist äußerst schwer, von dem allen wegzusehen, und sich bloß der gefälligen Form zu erfreuen. Darum ist unser Wohlgefallen am Schönen fast immer ein gemischtes.

Wir finden das Schöne gemischt bald mit dem Angenehmen, bald mit dem Reitzenden und Rührenden bald mit dem Nützlichen.

Je weniger die Farben einer Blume oder die einzelnen Töne einer Musik an sich angenehm sind: desto besser wird die reine Schönheit in der Zusammensetzung derselben aufgefaßt. Aber die Lust wird dadurch geschwächt. Das Angenehme trägt zu der Schönheit selbst nichts bey; aber es erhöht den Genuß desselben. Beyde fließen im Gefühl in einander, und dieses Gefühl heißt im gemeinen Leben, wo man nicht so scharf unterscheidet, Gefühl des Schönen. Die Rose ist schön durch ihre Form, durch den Umriß und das Verhältniß ihrer Blätter. Das sanfte Roth macht sie angenehm. Ihre Schönheit und ihr Angenehmes hat man gewöhnlich zugleich im Sinne, wenn man sie eine schöne Blume nennt. Daher hört man den Einen diese, den andern eine andere Blume vorziehen. Hier kann offenbar nur von der gemischten Schönheit die Rede seyn, und man sollte eigentlich sagen, man finde die Farbe der Einen angenehmer als die der andern.

Gegenstände des Gesichtes erscheinen fast immer

gefärbt, wie die Objecte des Gehöres faſt immer angenehme oder unangenehme Töne enthalten; darum iſt auch das Schöne faſt immer mit dem Angenehmen vermiſcht.

Schöne Gegenſtände wirken indeß nicht allein auf die Empfindung ſondern auch auf die Phantaſie. An die Betrachtung knüpfen ſich leicht intereſſante Bilder. Sind dieſe von der Art, daß ſie ſich unwillkührlich daran anſchließen, daß ſie mit derſelben in einer natürlichen Verbindung ſtehen, und ein dunkles Gewirre ſanfter und fröhlicher Gefühle veranlaſſen, dann nennen wir einen ſolchen Gegenſtand reitzend.

Eine ſchöne Gegend wird dadurch noch nicht reitzend, daß ſie mich an eine andre erinnert, worin ich die heitern Jahre der Jugend verlebte, die mich einſt in einer freien Seelenſtimmung entzückte, in der ich mit theuern Menſchen verbunden war, oder in der ſich eine für mich erfreuliche Begebenheit ereignete. Das alles ſind Dinge, die von der Sache ſelbſt zu weit entfernt liegen, als daß die Gefühle von jenen und von dieſer ſich leicht vermiſchen könnten; ſie ſind nur zufällig, nur für mich damit verknüpft; ein andrer hat dabey vielleicht ſehr bittre Erinnerungen; ich bin nur dabey auch meines Zuſtandes und der Urſachen, die ihn hervorbrachten, deutlich bewußt.

Aber dann iſt eine ſchöne Gegend reitzend, wenn ſich zu dem Anſchauen derſelben der Gedanke an

die Unschuld ihrer Bewohner, an ein idyllisches Leben, an Befreyung von mancher Sorge, an Rettung aus dem erdrückenden Gedränge der Welt gesellt. Reitzend ist der Gesang der Nachtigall; weil er an die Heiterkeit der Jahreszeit und der Oerter, wo dieser Gesang gewöhnlich gehört wird, erinnert; weil er dunkle Bilder der Sehnsucht und der Liebe in uns rege macht. Reitzend ist das Gesicht des Mädchens, aus welchem ein interessantes Inneres hervor zu schimmern scheint, worin unschuldige Fröhlichkeit, edle Einfalt, leichter Witz, Herzensgüte, Sanftmuth und Demuth uns ansprechen, und das uns in der Verbindung mit dem lieben Geschöpfe ein reines Glück verspricht, ohne, daß wir uns des alles recht bewußt sind.

Das Reitzende verträgt sich nicht mit voller Klarheit. Selten lassen sich die verschiedenen Empfindungen aus einander setzen, die sich in ihm zusammen drängen, und wo das gelingt, da ist sein Zauber zerstört. Der Reitz will ein süßes Geheimniß bleiben: so zieht er mit sanfter Gewalt die Herzen an.

Alle Bilder der interessanten Art, wenn sie nur das Gemüth nicht zu heftig bewegen, und zu stark anstrengen, sind geschickt, den Reitz hervor zu bringen; sie mögen nun schön, angenehm oder selbst wieder reitzend seyn, oder auch sich auf moralische Gefühle beziehen. Auf eine ganz eigene Weise aber wirken diejenigen, welche wehmüthig süße Empfin-

dungen, Sehnsucht, Mitleiden und stille Trauer erwecken, indem sie uns an gewisse Leiden, verbunden mit gewissen Vorzügen, erinnern. Schönheiten, welche die Phantasie zur Erzeugung solcher Bilder stimmen, heißen rührende.

Die reizende Schönheit setzt das Gemüth in eine heitre, die rührende in eine sanfte, wehmüthige Stimmung. Jene öffnet das Herz; diese versenkt es gleichsam in sich selbst. Beyde können auf keine allgemeine Anerkennung Anspruch machen; weil dabey zu viel auf die besondre Beschaffenheit des Empfindungsvermögens und der Phantasie ankommt. Das allgemein Gültige hält sich in der Sphäre der Anschauung. Doch bringt eine feine Bildung des Geistes und des Herzens hierin eine sehr große Gleichförmigkeit unter den Menschen hervor.

Die Kunst darf weder das Reizende noch das Rührende verschmähen, damit ihr Gebieth nicht zu enge begränzt werde.

Schöne Gegenstände können endlich auch noch den Verstand beschäftigen, der nach ihrer Brauchbarkeit und Bestimmung fragt, sie mit Rücksicht hierauf beurtheilt, und dadurch besondre Gefühle des Wohlgefallens oder Mißfallens erweckt, die sich mit dem Gefühle des Schönen vermischen.

Dies ist freylich nicht überall der Fall. Viele Dinge scheinen bloß um ihrer selbst willen da zu seyn; oder der Nutzen, der sich von ihnen ziehen

läßt iſt ſo zufällig und ſo unbedeutend, daß die Betrachtung bloß bey der Form derſelben verweilt. Dahin gehören Blumen, muſikaliſche Phantaſien und manche Schöpfungen des poetiſchen Genius. Es wird nichts von ihnen gefordert, als daß ſie ſich in einer vollkommnen Anſchauung darſtellen. Ihre Schönheit iſt eine freye, weil ſie durch keine anderweitige Rückſicht eingeſchränkt iſt, weil ſie kein andres Geſetz anerkennt als ſich ſelbſt. Man verlangt nicht zu wiſſen, was ſo etwas ſeyn ſoll; genug, daß es in ſeinem Daſeyn gefällt, indem es Einbildungskraft und Verſtand in ein leichtes Spiel verſetzt.

Die meiſten Dinge aber haben offenbar einen Zweck. Sie mögen Producte der Natur oder der Kunſt ſeyn: ſie ſtellen etwas dar; es ſoll etwas durch ſie erreicht werden; ihnen kommt eine beſtimmte Brauchbarkeit zu. Und dies eben wird als das Weſentliche — ihre Schönheit als etwas Zufälliges angeſehen. Deßwegen muß ſich dieſe nach jenem richten, und heißt angehängte Schönheit.

Gebäude, Werkzeuge, Hausgeräthe haben eine Beſtimmung, und die erſte Frage iſt immer die, ob ſie dieſe Beſtimmung erreichen. Sie darf der Schönheit nie aufgeopfert werden. Erreichen ſie dieſelbe nicht: ſo mögen ſie noch ſo viel Schönheit haben; das Mißfallen über das Erſte wird doch das Wohlgefallen an der andern überwiegen; wir werden uns um ſo unwilliger wegwenden, da wir

das Köſtliche hier ſo widerſinnig verſchwendet ſehen. Die angehängte Schönheit darf nicht allein der Natur des Gegenſtandes nicht widerſtreben; ſie muß ſich auch innig an dieſelbe anſchmiegen; ſie muß Schönheit dieſes beſtimmten Gegenſtandes ſeyn. Sie muß nicht allein der Brauchbarkeit desſelben nicht im Wege ſtehen, ſondern ihr auch nicht einmal im Wege zu ſtehen ſcheinen.

Viele lebendige Geſchöpfe haben einen eigenthümlichen Charakter, der ihnen entweder durch ihre natürlichen Anlagen oder durch ihren Naturzweck angewieſen iſt. Es gibt für ſie eine Vollkommenheit ihrer Art. Dem iſt das Schöne an ihnen immer unterzuordnen. Selbſt das Schönſte hört auf, ſchön zu ſeyn, wenn es mit jenem Charakter oder mit dieſer Vollkommenheit nicht übereinſtimmt. So gibt es eine andre Schönheit für die männliche, ſo eine andre für die weibliche Geſtalt; für jene Einheit des Kraftvollen und Feſten, für dieſe Einheit des Zarten und Weichen. So gibt es Vorzüge der menſchlichen Geſtalt überhaupt, welche die Schönheit nicht unterdrücken, noch verbergen darf.

Die Kunſt hat es faſt überall mit der angehängten Schönheit zu thun; darum iſt dem Künſtler, bey allem Genie, dieſes Studium der Natur unentbehrlich, und ſelbſt ein gebildeter Kunſtgeſchmack ohne dieſes Studium nicht möglich.

Sechster Brief.

Schönheit der Natur, Schönheit der Gestalt, Schönheit der Bewegung, Schönheit der Seele.

Lassen Sie uns jetzt noch einige Augenblicke bey den vorzüglichsten Gegenständen verweilen, die die Schönheit rein oder vermischt aufnehmen, damit wir das Wesen derselben überall erkennen.

Hier dringt sich uns vorzüglich auf die Schönheit der Natur. Sie hat gewiß schon oft Ihr Herz beruhigt und entzückt. Es ist ein buntes Spiel wunderbar süßer Empfindungen, das sie in unverdorbenen Gemüthern anregt.

Nie erscheint die Schönheit hier rein, und wir sind auch eben nicht aufgelegt, sie von den übrigen Empfindungen, die sich zu ihr gesellen, abzusondern. Zwar bliebe uns dann noch immer die Ruhe des gestillten Verlangens, worin das Schöne gefällt; aber verloren ginge die stille Gewalt, womit sie

sich aller Bewegungen des Herzens bemächtigt, und die Fülle, aus welcher sie ihm stets milde und erquickende Genüsse jeder Art gibt.

Immer ist indeß die Schönheit der Natur eine freye. Zwar scheint die Natur gewisse Zwecke anzuerkennen; aber sie sind bald zu verborgen, bald zu unbestimmt und bald zu entfernt, als daß sie uns bey der ästhetischen Betrachtung binden könnten. Wir sehen sie als etwas Zufälliges an, das sich von der Gestalt, die ihr selbstständiges Gesetz in sich hat, sehr wohl trennen läßt, und nur für die Beurtheilung des Verstandes gehört. Menschen arbeiten für den Gebrauch; die Natur bildet nach freyen Normen.

Von einer schönen Natur kann man nur da sprechen, wo mannichfaltige Theile sich zu einem wohl geordneten Ganzen vereinigen. Der Glanz der Morgen- und Abendröthe, die heitre Bläue des Himmels, der sanfte Schimmer des Mondes, die erquickende Wärme des Frühlings, die Kühle der Sommernacht, die süßen Düfte der Blumen und ihre lieblichen Farben sind an sich noch nicht schön, aber angenehm — angenehm entweder an sich, oder dadurch, daß sie gewisse verwandte Empfindungen nach sich ziehen, und uns so in eine heitre, oder muthige, oder sanfte, oder süß schwermüthige Stimmung versetzen. Ueberdem laden sie die Phantasie zu allerley schmeichelnden Träumen ein, wodurch sie sehr interessant werden. Fließen

nun dieſe Empfindungen und dieſe Träume ſelbſt wieder zu einer gefälligen innern Anſchauung zuſammen; oder ſtehen die Gegenſtände derſelben in einer harmoniſchen Verbindung; iſt die Röthe oder Bläue des Himmels durch fließendes Gewölk unterbrochen; leuchtet der ſanfte Schimmer des Mondes auf eine liebliche Landſchaft herab; wird die erquickende Wärme des Frühlings, die Kühle der Nacht, der Duft der Blüthen in einer Gegend empfunden, deren mannichfaltige Geſtaltungen ſich freundlich in einander verlieren; ſind die heitern Farben der Blumen wohlgefällig gemiſcht: dann vereinigen ſich das Schöne, das Angenehme und das Reitzende zum herrlichen Genuſſe.

Außer dem Genuſſe, den uns die Natur unmittelbar gewährt zieht ſie in ihrer Schönheit auch noch mannichfach das Intereſſe wohlwollender und religiöſer Gemüther an. Lebendige Weſen trägt und nährt ſie an ihrer Bruſt. Lebendige Weſen hat ſie zum Theil mit dieſen Schönheiten bekleidet. Ueberall ſind Mittel der Erhaltung und der Freude verbreitet. Was durch ſeine Form den Geiſt entzückt, nützt in ſeinem Stoffe dem Körper. Den Menſchen verſchafft die Betrachtung der ſchönen Natur ein eben ſo köſtliches als wohlfeiles Vergnügen. Alles Schöne verkündigt die Weisheit und Güte ihres Urhebers. Man kann weder das Spiel ihrer Geſtalten betrachten, noch ihren milden Eindrücken ſein Herz öffnen, ohne ſich im Glauben, in der

Liebe und in der Hoffnung gestärkt zu fühlen. Es geht sich leicht an der Hand dessen, der die Blumen kleidet, der den Morgen und den Abend schmückt, und der alles so wohl geordnet hat.

Sie sehen, theure Emilie, daß man eben nicht zu empfindeln braucht, um an der Natur Gefallen zu finden, und ihre Freuden vielen rauschenden Lustbarkeiten der Alltagsmenschen vorzuziehen. Nur ein reines Herz und ein gesunder Geschmack wird dazu erfordert — nur das, was zu jedem echt menschlichen Genusse gehört.

.....

Die einzelne Gestalt kann auch auf mannichfaltige Weise gefallen, durch ihre sanfte oder blendende Farbe, durch ihre Brauchbarkeit, durch ihre Umrisse und die freyen Uebergänge derselben in einander zur Vollendung Eines Ganzen, und durch die Leichtigkeit, womit sich die Theile derselben als Ausdruck Eines Begriffes auffassen lassen. Nur in den beyden letzten Fällen wird sie für schön erkannt.

Körperliche Gestalten, ohne Geist und Bedeutsamkeit, gefallen auf die erste Art; es ist genug, wenn sie der Beschauung ein harmonisches Bild geben. Die meisten unter ihnen haben indeß einen Zweck; und dann ist ihre Schönheit eine angehängte, sie muß sich jenem Zwecke fügen.

Gestalten aber, in denen eine Idee lebt, die einen bestimmten Charakter besitzen, gefallen außerdem noch auf die zweyte Art. Sie werden auf

diese Idee und diesen Charakter bezogen, und darnach ästhetisch beurtheilt. Ist ihre Gestalt überdem in sich gerundet und vollendet: so ist das Wohlgefallen desto grösser.

Dies gilt vorzüglich von der menschlichen Gestalt. Sie kann schön sein an sich, und schön auch als Ausdruck eines Innern. Gefühl und durch Besonnenheit geregelte Kraft ist die Menschheit im Menschen. Jeder Gestalt die das nicht ausdrückt, mag sie, in ihrer äußerlichen Form, noch so viel Schönheit haben, mangeln Geist und Humanität. Sie wird bey jedem Mißfallen erregen, in dessen Brust die Stimme der Menschheit rege, der gebildet genug ist, um das Aeußere auf das Innere zu beziehen.

Außer dem allgemeinen Charakter der Menschheit, soll jede Gestalt noch einen besondern des Geschlechtes und einen eigenthümlichen des Individuums darstellen. Auch darauf ist bey der Schönheit derselben Rücksicht zu nehmen. Phantasie und Verstand vereinigee sich hier in zweckmäßiger Thätigkeit, wenn jene diesem den Begriff leicht zuspielt.

.....

Wie die Gestalt, so ist auch die Bewegung fähig, die Schönheit in sich aufzunehmen. Ist doch die Bewegung für die Einbildungskraft werdende Gestalt, und läßt sich doch umgekehrt die Gestalt wieder als erstarrte Bewegung ansehen.

Die Schönheit der Bewegung iſt wiedet doppelter Art: nähmlich Schönheit der bloßen Form an ſich und Schönheit derſelben in Beziehung auf ein Geiſtiges, das durch ſie dargeſtellt werden ſoll. So ſehen wir beym Tanze entweder bloß auf die Linien, die er im Raume zieht, und das Verhältniß der Gruppen zu denſelben, und finden ihn in dieſer Hinſicht ſchön, wenn die Einbildungskraft, ohngeachtet der mannichfaltigen Verſchlingungen, daraus ſpielend ein Ganzes bildet, ohne anzuſtoßen oder aufgehalten zu werden; oder wir betrachten den Tanz als ſymboliſche Darſtellung eines äſthetiſchen Gedankens, und finden ihn ſchön, wenn dieſer Gedanke überall gleichſam durch ihn hindurch ſchimmert, ſo daß er in demſelben verkörpert erſcheint und ohne Mühe aufgefaßt werden kann.

Es iſt nicht gerade erforderlich, daß der Gedanke oder die Bewegung auch an ſich ſchön ſey, obgleich dadurch der äſthetiſche Effect ſehr erhöht wird. Nur dürfen beyde nichts Widriges haben, wenn dieſer Effect nicht ganz zerſtört werden ſoll.

Die Bewegung einer menſchlichen Geſtalt läßt ſich entweder von der mechaniſchen Seite betrachten — als Beſchreibung eines Raumes, oder von der organiſchen, als Erſcheinung des Lebens. In der erſtern Hinſicht kann ihr nur Schönheit, in der zweyten aber auch Grazie zukommen.

Die Grazie oder Anmuth ruht auf dem Puncte, wo das Körperliche in das Geiſtige verſchwindet.

Außer dem, daß die Bewegung mit der Mannigfaltigkeit Einheit verbinde, wird zur Anmuth Leichtigkeit im Fortſchreiten derſelben erfordert, ſo daß die einzelnen Theile in einander zerfließen, und die Mannichfaltigkeit faſt von der Einheit verſchlungen ſey. Von der Grazie möchte man bildlich ſagen: ſie ſey die verkörperte Harmonie in der Bewegung ſelbſt.

In ihrem vollen Glanze offenbart ſich die Grazie nur an weiblichen Weſen. Wie die männliche Kraft ſich in hehrer Würde ausſpricht: ſo ſtrahlt die weibliche Milde in heitrer Anmuth. Die Würde ſchreitet beſonnen einher; ſie repräſentirt den Gedanken. Die Anmuth ergießt ſich ſpielend; in ihr herrſcht die Empfindung.

Schnell geht in der Anmuth das Spiel mannichfaltiger Bewegungen fort; aber ein ſtiller wohlwollender Geiſt hält ſie an, und bildet ſie in ein Ganzes. Alles dünkt uns aus Einem zu kommen, in vielfaches Leben ſich auszugeſtalten, und wieder in Eins ſich aufzulöſen. Fröhliche Lebhaftigkeit und Sanftheit müſſen ſich da vereinigen, wo Grazie das Herz anziehen ſoll.

Grazie iſt auch in den Zügen des Geſichtes, in der Geſtalt und Haltung des Körpers; aber nur durch Hülfe der Phantaſie, die in die Ruhe das Spiel der Bewegung hineindichtet; nur in ſo fern,

als ſich in dem allem entweder der Anfang oder das Ende einer ſchönen Bewegung ausſpricht.

In der Grazie ſcheint immer das Gemüth zu leben. Aber nicht immer lebt es wirklich darin. Es gibt eine Grazie, die allein das Werk eines genialiſchen Inſtinctes iſt. Indeß beruht doch ein groſſer Theil ihres Zaubers darauf, daß wir die Verklarung des Geiſtigen darin zu erblicken glauben. Ihre volle Wirkung thut die Grazie erſt dann, wenn in ihr wirklich ein gleich geſtimmtes Inneres erſcheint; wenn, in Gedanken, Wünſchen und Empfindungen, die Ruhe der Unſchuld ſich mit fröhlicher Lebhaftigkeit, die Stille der Ergebung mit heiterm Streben, Zartheit und Schüchternheit mit reger Thätigkeit paaren, das ſüße Verlangen ſich in holde Zucht und Sittlichkeit verliert, und daß alles ſich in der äuſſern Bewegung abbildet; wenn die äußere Bewegung gleichſam der Spiegel eines reichen und doch mit ſich ſelbſt einigen Herzens iſt. Dann heißt die Grazie ſittlich.

Auch hier iſt Leichtigkeit der verfließenden Bewegung; aber in dieſer Leichtigkeit beherrſcht ein ſanftes harmoniſches Gemüth das wohlgeordnete Aeußere.

.....

In der ſittlichen Grazie erſcheint nicht bloß Leben ſondern auch geiſtiges, rein menſchliches Leben, dasjenige, was wir Schönheit der Seele nennen, und was, als das Köſtlichſte der Humanität, nicht allein in der Betrachtung gefällt, und,

wie die Tugend, Achtung erweckt, sondern auch innigst interessirt, und das ganze Herz anzieht.

Schönheit der Seele besteht in dem ruhigen Gleichgewichte aller geistigen Bewegungen und Kräfte, worin nichts gewaltsam hervorbricht, und nichts die Einheit des Ganzen stört.

In einer schönen Seele fehlt es nicht an Lebhaftigkeit des Gedankens, an Tiefe des Gefühles, an Innigkeit des Verlangens, noch an Stärke und Mannichfaltigkeit der Neigungen. Aber die Lebhaftigkeit der Gedanken ist mit Klarheit, die Tiefe des Gefühles mit Besonnenheit, die Innigkeit des Verlangens mit Ergebung, die Stärke und Mannichfaltigkeit der Neigungen mit einer Selbstbeherrschung verknüpft, die mehr das Werk einer glücklichen innern Organisation als künstlicher Anstrengung zu seyn scheint. Dabey schließt sich alles sonder Zwang und Widerspruch an einander an, als ob es für einander und zu einander gebildet wäre. Weder auf Seiten des Kopfes noch auf Seiten des Herzens ist einiges Uebergewicht bemerkbar. Das Licht des Verstandes stört die Wärme des Gefühles — und die Wärme des Gefühles trübt das Licht des Verstandes nicht. Kein grübelnder Geist entweiht das Heiligthum des Glaubens, und der Sinn für das Unsichtbare geht nicht in Schwärmerey über. Andacht und Liebe, Geduld und Hoffnung, Frohsinn und sittliche Güte theilen sich friedlich in den Besitz des Gemüthes,

und über dem allem ſchwebt himmliſche Sanftmuth.

Schönheit der Seele zeigt ſich ſo wohl im Empfangen als im Geben, ſo wohl im Leiden als im Wirken; doch mag eine gewiſſe Hingebung darin überwiegend ſeyn; darum ſie auch eigentlich nur für weibliche Seelen gehört, und ſelbſt nichts anders als rein ausgeprägte Weiblichkeit iſt.

Schönheit der Seele iſt in gewiſſer Rückſicht mehr — in gewiſſer Rückſicht auch weniger als ſittliche Güte. Die männliche Tugend, auf Selbſtüberwindung gegründet, durch Verläugnung befeſtigt, und im Kampfe bewacht, dem ſtrengen Gebothe der Pflicht unterthan, iſt zu ernſt, als daß in ihr Schönheit ſich zeigen könnte. In einzelnen Individuen nimmt ſie noch dazu vom Temperamente einen rauhen Charakter an, der ſich mit den Forderungen der Schönheit nicht verträgt, der ſich überall auflehnt, wo dieſe beſänftigen will. Nur durch Religion und Liebe gemildert neigt ſie ſich einiger Maßen zur Schönheit hin.

Ueberdem enthält die Tugend gerne die Aufgabe der unermüdeten Selbſtbildung, ſo wohl von Seiten des Verſtandes als der des Gefühles. Deſſen ungeachtet aber können, bey einem hohen Grade der Herzensveredlung, doch beyde noch ſehr vernachläſſigt ſeyn. Die Tugend einigt zunächſt den Willen, und von dieſem aus erſt den ganzen Menſchen. In einer ſchönen Seele geht die Einigung

von ganzen Menſchen aus, und der Verſtand iſt hier nicht weniger als das Herz gebildet; alle Kräfte des innern Lebens blühen in fröhlicher Harmonie.

Auf der andern Seite iſt das Sittliche in einer ſchönen Seele mehr das Werk eines glücklichen Naturells, einer angebornen oder zufällig angebildeten Stimmung als der eignen Anſtrengung; und in ſo fern ermangelt ihm nicht allein der volle Wehrt einer reinen moraliſchen Güte, ſondern es kleben ihm auch mehr oder weniger andre Gebrechen an. Dem ſanften Herzen gebricht es oft an Stärke beſchwerliche Pflichten zu erfüllen. Dem frommen Sinne fehlt oft die ernſtere Reſignation; und dem duldenden Gemüthe geht nicht ſelten heitre Thätigkeit ab. Nicht nach den Forderungen des Geſetzes, ſondern nach den individuellen Bedürfniſſen des Herzens iſt das Leben gerezelt.

Erſt dann wird die höchſte Stufe der Vortrefflichkeit erreicht, wenn ſich mit der Schönheit der Seele die Würde der Tugend einigt, und ſo der überirdiſche Charakter des menſchlichen Daſeyns in ihr hervor bricht.

Schönheit der Seele zeigt ſich in verſchiedenen Menſchen, nach der Verſchiedenheit ihrer Anlagen und Bedürfniſſe, verſchieden. Zwar iſt Einigkeit mit ſich ſelbſt überall das Herrſchende; aber das Einigende iſt nicht überall daſſelbe. In einigen iſt es Religion, was ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt hat, und alle Züge deſſelben in ein ſchönes

Ganze verknüpft. Diese offenbart sich dann wieder, nach der Verschiedenheit der Gemüther, bald als andächtiger Hang zur Betrachtung, bald als Streben nach Vereinigung mit dem Göttlichen, bald als Erhebung des Geistes zum Unsichtbaren und Ewigen, bald als glaubensvolle und demüthige Unterwerfung, bald als stille Sehnsucht nach dem Bessern, bald als veredelte Innigkeit des Herzens, die sich allem Schönen und Guten liebevoll anschließt.

In andern ist das Sittliche, als lebendiges Pflichtgefühl, vorzüglich stark, und wirkt bald redliche Selbsterforschung, die in unermüdeten Fleiß der Selbstbearbeitung übergeht, bald unmittelbar und unwillkührlich Beschränkung der Neigungen, bald eben so unmittelbar und unwillkührlich frohe Thätigkeit in allem, was sie als Schuldigkeit erkannt haben.

In noch andern ist es das Bewußtseyn heilig bewahrter Unschuld, und eine, durch Natur und Erziehung begünstigte, edle Einfalt des Herzens, was ihr Leben verherrlicht, mit allen Guten befreundet, und sie immer richtige Wege leitet.

Endlich entspringt auch in vielen die Schönheit der Seele aus dem bessern Natürlichen, nähmlich aus der Tiefe und dem Reichthum ihrer geistigen Gefühle, aus der Sanftheit ihrer Stimmung und ihrer Neigungen. So ist es bey manchen die geräuschlose Heiterkeit des Gemüthes, bey manchen ihre Anhänglichkeit an Menschen, ihr theilnehmendes

Gemüth, die Gewalt ihrer Liebe, ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, ihre offene Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, was den milden Schimmer der Schönheit über ihr inneres und äußeres Daseyn verbreitet.

Nach der Verschiedenheit ihrer Gestalten wird uns Schönheit der Seele auch verschieden ansprechen, und nicht bloß auf unsern Schönheitssinn, sondern auch auf unser Herz anders wirken. Was hier das Schönste sey, läßt sich schwer bestimmen, da jeder in seinen eignen Anlagen, Bedürfnissen und Stimmungen einen andern Maßstab der Beurtheilung besitzt. Schönheit der Seele ist kein Gegenstand der äußern Anschauung, in welcher alle Formen scharf ausgedrückt sind. Sie gehört für den innern Sinn, in welchem sich dem Eindrucke der reinen Gestalt immer andre Empfindungen beymischen.

Doch läßt sich ein allgemeines und ewiges Urbild derselben denken, welches da gefunden werden würde, wo echte Weiblichkeit, reine Sittlichkeit und wahre Religiosität das Gemüth eingenommen, und das Leben bearbeitet haben. Von diesem Urbilde sieht aber alles, was die wirkliche Welt hat weit ab; und die Richtungen, in welchen das Einzelne davon abweicht sind zu verschieden, als daß eine Vergleichung derselben thunlich wäre.

Eine Seele ist im allgemeinen um so schöner: je mehr alle ihre Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Handlungen die Form sittlicher Schönheit

tragen, d. h., den Forderungen des Geſchmackes und des moraliſchen Gefühles genügen, und dabey von einem reichen, hellen, heitern und ſanften Geiſte zeugen.

Eine ſchöne Seele iſt das Schönſte was die Erde beſitzt. Das höchſte Leben iſt hier in die kalte Geſtalt gedrungen; die beſſre Welt hat ſich mit der irdiſchen vereinigt. Ueber allem, was mit ihr in Verbindung tritt, ſchwebt der Geiſt der Verklärung.

Schönheit der Seele läßt ſich ſchwer erwerben. Wo ſie erworben werden ſoll, da iſt ſie das Letzte der moraliſchen Bildung. Aber glücklich entfaltet ſie ſich in denen, von welchen nie der Genius der Unſchuld wich, denen der heitre Tag des innern Lebens nie unterging, und deren beſſeres Selbſt aus allen Verbildungen der Umſtände und aus allen Stürmen des Schickſales unumwölkt emporſtieg.

Siebenter Brief.

Das Ideal der Schonheit.

Ich kann meine Bemerkungen über das Schöne nicht beschließen, ohne noch etwas über das Ideal der Schönheit angeführt zu haben. Das richtige Urtheil hierüber ist nicht nur ein wesentliches Erforderniß zu einem gebildeten Geschmacke, sondern auch für die Veredlung des Lebens von der größten Bedeutung.

Ein Ideal nennen wir im Allgemeinen jedes Bild einer Sache, welches die Wirklichkeit übertrifft, indem es ihr entweder neue Vorzüge andichtet, oder manche Mängel derselben überdeckt. Idealisiren heißt in diesem Sinne, die Wirklichkeit verschönern, sie nach einem Plane, den die höhern Bedürfnisse des Verstandes und Herzens angegeben haben, umgestalten.

Zum Idealisiren gehört Phantasie; und je blü-

bender, reicher und lebendiger dieſe iſt: deſto mannichfaltigere, reizendere und beglückendere Ideale ſteigen aus ihr empor. Aber die Phantaſie allein kann keine Ideale ſchaffen. Sie gibt nur die Züge her, und verknüpft ſie zu Einem Ganzen. Die Idee, wornach das Ideal geſchaffen, die Züge ausgewählt und verknüpft werden ſollen, muß tiefer aus dem Weſen des Menſchen genommen werden, aus ſeinen edlern Gefühlen und Bedürfniſſen, aus ſeinen Anlagen zum Vortrefflichen jeder Art.

So beurkundet ſchon das gemeine Idealiſiren die göttliche Natur des Menſchen. Er würde nichts Beſſres dichten können, wenn nicht der Gedanke des Beſſern in ſeine Bruſt gepflanzt wäre.

Idealiſiren im beſtimmtern und höhern Sinne des Wortes, heißt: Bilder des Vortrefflichſten in ſeiner Art hervor bringen. Zum Idealiſiren in dieſem Sinne wird alſo zunächſt erfordert ein Begriff von der Sache und der Art, wozu ſie gehört, damit ihr keine fremdartigen oder gar widerſprechenden Züge aufgedrungen werden; — dann die Fähigkeit, dieſen Begriff bis zum Höchſten zur Idee zu ſteigern, worin ſich das wunderbarſte Vermögen des Menſchen offenbart; — endlich eine lebhafte und bewegliche Einbildungskraft, welche die Idee verſinnlicht, und ihr aus dem Gebiethe der Wirklichkeit das auswählt, wodurch ſie erfüllt und der innern Anſchauung dargeſtellt wird.

Es liegt in dem Wesen des Ideales, daß es nicht allein weit über die Wirklichkeit hinausgeht, sondern auch nie von der Wirklichkeit erreicht werden kann. Die Natur hat ganz andre Zwecke, als den, überall das Vollkommenste hervor zu bringen. Sie muß Ihre Erscheinungen nach ganz andern Gesetzen verknüpfen als diejenigen sind, nach welchen das Vollkommenste gebildet wird.

In den Idealen spricht sich das Ueberirdische des Menschen aus. In der Wirklichkeit ist überall irdisches Wesen. Nur dann, wenn das, was in der Natur Herrliches verstreut ist den Geist des Menschen ergreift, und zu neuen Schöpfungen entzündet, steigen aus diesem Ideale empor. Wie aber Natur und Geist hier zusammen wirken, und wie dieser insbesondre, was jene ihn darbot zu einem harmonischen Ganzen nach eigner Idee vereinige, das gehört zu den tiefern Geheimnissen des menschlichen Daseyns, das könnte nur der Blick in das Ursprünglichste unsers Wesens aufhellen. Was sich darüber noch etwa sagen läßt, würde uns zu weit in die Gegenden einer trockenen Speculation führen, als daß ich Ihnen damit beschwerlich fallen dürfte. Und vielleicht würden wir doch dadurch von der Sache selbst nicht mehr verstehen lernen, als wenn wir uns an dem bisher Gesagten halten.

Alles im Leben, was irgend einer Art der Vollendung fähig ist, läßt sich idealisiren, vorzüglich aber dasjenige, was schon an sich Gegenstand un-

sers Wohlgefallens ist. So gibt es Ideale der Weisheit, der Kraft, des Muthes, der Glückseligkeit, der Freyheit, des ländlichen Lebens u. s. w. In diesen allen sind die Mängel, welche der Weisheit, der Kraft, dem Muthe u. s. w. in der Wirklichkeit ankleben mögen, unterdrückt; die Vernunft hat die Idee des Höchsten entworfen, und die Phantasie aus dem Leben die Züge gesammelt, womit sie jene Idee ausfüllte, so daß der Weise, den keine Thorheit mehr schändet, und der überall das Beste will und erreicht, der Kräftige, den nichts beugt, und der das Gröste verrichtet, in voller Glorie gleichsam vor uns steht.

Merkwürdig aber vor allen und von ganz ausgezeichneter Natur ist das Ideal der Schönheit. Es ist das Bild des Schönsten in seiner Art. Weisheit, Kraft, Muth u. s. w. sind etwas an und für sich; darum lassen sie sich auch an und für sich in einem Ideale darstellen. Aber die Schönheit existirt nicht an und für sich. Sie setzt immer einen körperlichen oder geistigen Gegenstand voraus, an welchem sie haftet. Sie läßt sich nicht in ein Bild fassen. Sie kann nur als die Schönheit einer Sache oder eines Wesens dargestellt werden; und zu ihrer Darstellung wird vor allen Dingen erfordert, daß man einen richtigen Begriff von dieser Sache oder diesem Wesen habe, und denselben zum Grunde lege.

Die Schönheit kommt daher im Ideale nur als

eine angehängte vor. Von der freyen Schönheit läßt sich gar kein Ideal denken. Sie verliert sich ins Unendliche. Der Einen frey entworfenen Figur gebührt vor der andern der Preis der Vortrefflichkeit. Unter den vorhandenen Gestalten ist Eine die schönste; aber darum noch nicht das Ideal. Die Phantasie kann noch eine unermeßliche Menge derselben erfinden. Die Wirklichkeit immer neue darstellen. Ob unter diesen noch schönere, und welche von ihnen die schönste seyn werde, das könnte allein der bestimmen, der sie alle schon in der Anschauung gegenwärtig hätte. Nur da wo nicht allein ein Begriff, sondern ein ganz bestimmter Begriff vorwaltet, wo mit diesem Begriffe zugleich eine bestimmte Gestalt des Gegenstandes verbunden und die Phantasie dadurch gleichsam gefesselt ist, ist ein Ideal der Schönheit möglich. Es wird um so glücklicher erreicht: je leichter sich mit dieser Gestalt freye Schönheit vereinigen läßt; je weniger diese durch jene beschränkt wird.

Am vollkommensten in jeder Hinsicht ist das Schönheitsideal der menschlichen Gestalt, welches auch für uns das meiste Interesse hat. Die menschliche Gestalt ist, so wohl an sich, als auch durch den Begriff der ihr einwohnenden Menschheit so genau bestimmt, daß hier keine sehr bedeutenden Abweichungen und verschiedenen Richtungen Statt finden können. Dabey verträgt sie sich nicht allein mit der freyesten Schönheit, son-

dern die Natur scheint sogar bey ihrer Bildung das höchste Schöne vor Augen gehabt zu haben. In ihrem Begriffe liegt zwar manches, was mit der Schönheit noch verbunden werden muß, aber ohne diese im Mindesten zu beschränken.

Bey der Bildung des menschlichen Schönheitsideales kommt es vor allem darauf an, einen allgemeinen Umriß der Gestalt zu erlangen, welcher dabey zum Grunde gelegt werde. Dazu entwerfen wir uns ein Bild, welches zwischen den verschiedenen menschlichen Gestalten, so wohl der Größe als den Verhältnissen nach, die Mitte hält, weil in demselben alle menschliche Gestalten gleichsam zusammen treffen, und dadurch der Begriff der menschlichen Gestalt überhaupt am reinsten ausgedrückt wird. Dies nennt die Schule die Normalidee. Die Normalidee ist noch nicht das Ideal der Schönheit. Dieses soll erst aus ihr gebildet werden, welches dadurch geschieht, daß die Vernunft sie zu einem Höchsten der Schönheit erhebt. Dazu kann sie nun freylich nur schöne Stoffe, die sie in der Natur zerstreut fand, benutzen; aber sie setzt dieselben nicht mechanisch zusammen. Unwillkührlich und gewisser Maßen magisch ist ihr, im Genuß des mannichfaltigen Schönen, was die Erfahrung ihr zuführte, durch Verfeinerung und Belebung des Schönheitsgefühles, und durch ihr eigenes Streben nach den Vollendeten, die Idee des Schönen ent-

ſtanden, welche ihr nun die Einbildungskraft zum Ideale geſtaltet.

So bildet ſich jeder Menſch ſein eignes Schönheitsideal, nach Maßgabe des Schönen, das er Gelegenheit hatte kennen zu lernen und der Stufe, worauf die Bildung ſeines Geſchmackes ſteht. Bey uncultivirten Menſchen wird der ſinnliche Reitz mit dem Schönen verwechſelt, und ſtatt desſelben ſehr häufig mit in das Ideal aufgenommen, wodurch dieſes noch mehr zum Ausdrucke der Individualität herabſinkt. Schon die Normalidee kann nicht überall dieſelbe ſeyn; weil ſie nicht überall von Geſtalten desſelben Schlages abgezogen iſt. Sie iſt faſt immer nationell.

Hieraus folgt aber nicht, daß es nicht wirklich ein allgemein gültiges Ideal der Schönheit gebe. Dazu wird aber erfordert, daß ein gebildeter Geſchmack es erzeuge, alle fremdartigen Zuſätze davon ausſcheide, und ſeine Normalidee, nicht als das Mittlere der verſchiedenen Geſtalten Einer Nation, ſondern der verſchiedenen Nationalgeſtalten ſelbſt bilde, oder daß ſie aus den Geſtalten einer Nation hervorgeſucht werde, die ſelbſt das Mittlere der verſchiedenen Nationen enthält, und in ſo fern als Normal-Volk angeſehen werden kann.

Dies alles ſind Vortheile, worin ſich die Griechen befanden; daher auch bey ihnen das wahre Ideal der Schönheit zu ſuchen iſt.

Sonſt läßt ſich aus nichts leichter und zuver-

lässiger auf die geistige und vorzüglich auf die ästhetische Bildung eines Menschen oder eines Volkes schließen, als aus den Schönheitsidealen, die bey dem Einen oder andern gefunden werden.

Das menschliche Schönheitsideal soll nicht bloß die bestimmte menschliche Gestalt und die höchste Schönheit derselben; es soll auch das Innere der Menschheit durch die schöne Gestalt hindurch schimmern lassen. Hier beginnt ein neues Geschäft der Vernunft, nähmlich ein Höchstes der Menschheit zu denken, und mit einer sinnlichen Form zu bekleiden. Der Charakter der Menschheit im allgemeinen ist Gefühl und besonnene Kraft, wie schon oben angeführt wurde. Das Ideal würde also in der schönsten Form beydes vereint und in höchster Vollkommenheit darzustellen haben.

Aber die Natur hat dazu kein Vorbild der Gestalt gegeben. Sie hat diesen Charakter vielmehr unter zwey Geschlechter vertheilt, so daß in dem Einen die besonnene Kraft, in dem andern das Gefühl vorherrscht, und jedem eine eigne, seinem Charakter angemessene Gestalt verliehen. Es läßt sich allerdings ein Ideal der geistigen und sittlichen Menschheit denken, worin der Unterschied der Geschlechter zum vollkommenen Gleichgewichte gebracht wäre. Aber dies würde kein Schönheitsideal seyn. Das Ideal der Schonheit kann der Gestalt nicht entbehren, und muß sich daher auch an den besondern Geschlechtscharakter halten, der diese ausdrückt.

Es wird entweder ein Ideal der männlichen oder ein Ideal der weiblichen Schönheit seyn. Im männlichen Schönheitsideale wird die Schönheit als Umgebung der Würde, im weiblichen aber als Widerschein einer schönen Seele, mithin als Anmuth, erscheinen.

Da sich indeß die männliche Würde und die weibliche Sanftheit wieder auf verschiedene Art gestalten, und dadurch eine Menge besonderer Charactere nach eigenthümlichen Ideen, entfalten können: so wird es, auch in dieser Hinsicht, eine große Verschiedenheit der Schönheitsideale geben, wovon indeß jedes in seiner Sphäre das einzig wahre ist. Ein andres ist das Schönheitsideal der Majestät, ein andres der Kraft, ein andres des Muthes, ein andres der Geistestiefe, ein andres des Ernstes u. s. w. — so auch ein andres der schlichten Anmuth, ein andres der Holdseligkeit, ein andres des Liebreitzes, ein andres der Innigkeit, ein andres der Sehnsucht, ein andres der Ergebung u. s. w. — und wieder andre werden aus den verschiedenen Mischungen dieser Züge hervor geben.

Da sich ferner die Menschheit, nach Klima, National-Sitte und National-Religion verschieden ausbildet; da sie anders in der blühenden Jugend, und anders im männlichen Alter, anders im Kinde, anders in der Jungfrau und anders in der Mutter hervor bricht: so ergibt sich auch hieraus eine große Verschiedenheit der Schönheitsideale

Bey der Bildung der Ideale kommt es daher nicht bloß auf ästhetische, sondern auch auf religiöse und sittliche Kultur an. Ueberhaupt richtet sich die Beschaffenheit der Ideale, die sich der einzelne Mensch schafft, genau nach dem Maße, worin sich die Menschheit in ihm, nach allen Richtungen hin, und in allen ihren Vermögen entwickelt hat. Nur beym vollkommenen Menschen sind die wahren Ideale zu suchen. Was der Unvollkommene erzeugt wird überall das Gepräge seiner Einseitigkeit und Gebrechlichkeit tragen. Unter dem vollkommenen Menschen verstehe ich aber nicht den sittlich vollkommenen, sondern bloß den, der seines rein menschlichen Wesens ganz inne geworden ist.

Achter Brief.

Das Erhabene.

Das Schöne und Erhabene ſind ſich darin verwandt, daß das Gefühl von beyden auf weſentlichen und allgemeinen Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur beruht, und daß ſich in der richtigen Beurtheilung von beyden der gute Geſchmack offenbart. Uebrigens aber iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen ſehr groß. Dies zeigt ſich ſchon, wenn wir bloß auf die Stimmung achten, in welche uns das Anſchauen des Einen und des andern verſetzt. Im Gefühle des Schönen finden wir uns beruhigt, unſer Daſeyn, in allen ſeinen Theilen und Beſtrebungen, mit ſich ſelbſt ausgeſöhnt. Im Gefühle des Erhabenen iſt das Gemüth gehoben und erweitert, die Welt und alles Sinnliche tief unter uns. Höhere Kräfte ſind in uns erwacht; die Schranken die uns im irdiſchen Leben umgeben ſind

aufgelöst. Wir finden uns in einem Daseyn, das keine Gränzen hat.

Wenn schon vom Schönen gesagt werden mußte, daß es nicht außer uns, sondern in uns sey, und aus dem Verhältnisse entspringen, worin die äußern Gegenstände zu unserm Gemüthe stehen: so gilt dies noch weit mehr vom Erhabenen. Nicht der Gegenstand, sondern die Stimmung, in welche er uns versetzt, ist erhaben. Das Verhältniß des Gegenstandes zu uns bringt auch nicht unmittelbar das Gefühl des Erhabenen hervor, sondern es sind innere Thätigkeiten des Geistes, worin wir uns unbeschränkt fühlen, die nur angeregt werden durch jenes Verhältniß.

Der gestirnte Himmel gewährt einen erhabenen Anblick. Vergebens strebt der Verstand eine Gränze zu finden, und versinkt in Erstaunen; aber dieses Erstaunen ist noch nicht das Gefühl des Erhabenen. Es lähmt den Geist, der sich im Erhabenen emporgezogen fühlen soll. Das macht diesen Anblick erhaben, daß sich der staunende Geist wieder aufrichtet, und sich seines eigenen Lebens, als eines unendlichen, bewußt wird, daß er das Unermeßliche gleichsam an sich reißt.

Erhaben nennen wir eine Erscheinung, die in ihrem Glanze unsre Sinne blendet, und mit erschütternder Allgewalt das Gemüth ergreift; -- nicht wegen ihres betäubenden Eindruckes, der uns vielmehr niederschlägt, sondern wegen der hohen

Gedanken, die ſie uns belebt, wegen des Gefühles eigner Kraft, womit ſie uns erfreut, wegen der Herrlichkeit und Würde, womit unſre Menſchheit in uns hervortritt. Es iſt unſer höchſtes Leben, das Ueberſinnliche, Endloſe, Freye, Unbeſiegbare unſrer Natur, deſſen wir uns im Erhabenen bewußt werden. Im Erhabenen ſteigt der Geiſt zuerſt über das Sichtbare empor, in der Ahndung einer unſichtbaren ewigen Welt, welcher er angehört.

Beym Erhabenen kann, ſo wenig, wie beym Schönen, von irgend einem Zwecke oder Nutzen die Rede ſeyn. Das Erhabene begegnet dem Menſchen auf einer Höhe ſeines Daſeyns, auf welcher all ſein ſinnliches Denken aufhört, und alle kleinlichen egoiſtiſchen Rückſichten verſchwinden. Jede Erinnerung an Vortheil, jedes Vergleichen und Ueberlegen, das ſich auf ihn bezieht, lähmt den kühnen Flug der Seele, und hält ſie in den ſchmutzigen Gegenden des Gemeinen feſt.

Im Erhabenen muß ſich die Seele frey ergießen; darum kann auch bey ihm der Begriff des Gegenſtandes nicht einmal in Betrachtung kommen, welches noch beym Schönen oft der Fall iſt, wo es nähmlich als Darſtellung einer Idee betrachtet und beurtheilt wird. Das Erhabene ſoll nichts ſeyn und nichts ausdrücken, damit bey ihm der Geiſt ſich der ganzen Fülle ſeiner Kraft bewußt, und nirgends an einem Beſtimmten feſt gehalten werde. Eben daraus entſpringt vorzüglich das Gefühl des Er-

habenen, daß der Gegenstand über jeden Begriff hinausacht.

Auch gefällt das Erhabene, wie das Schöne, allgemein; vorausgesetzt, daß die erforderliche Bildung vorhanden, und das Gefühl des höhern Lebens erwacht sey. Wo dies nicht der Fall ist, da nehmen Furcht und Erstaunen seine Stelle ein.

Diese Allgemeinheit gilt aber nur von dem, was durch die ewigen Gesetze der menschlichen Natur bestimmt ist. Uebrigens kann im Einzelnen dem Einen manches erhaben seyn, was es dem andern nicht ist; weil bey diesem mehr dazu gehört übersinnliche Ideen oder Kräfte in Bewegung zu setzen. Indeß von den meisten Gegenständen, die unter dem Nahmen der erhabenen bekannt sind, kann man behaupten, daß ein jeder, der überhaupt nur Empfänglichkeit für das Erhabene hat, sie so finden werde.

Doch es ist der Mühe werth, näher zu untersuchen, wie das Gefühl des Erhabenen in uns entstehe, damit uns die Natur desselben noch mehr ins Licht trete.

Was von der Schönheit gesagt wurde, daß sie nicht in dem Stoffe, sondern in der Form der Dinge zu suchen sey, das gilt gewisser Maßen auch vom Erhabenen. Wäre es der Stoff, was dieses Gefühl erweckt: dann könnte es kein ästhetisches Gefühl seyn, auch nicht auf allgemeine Einstimmung Anspruch machen. Aber es ist hier nicht,

wie beym Schönen, eine bestimmte Form, sondern die Form überhaupt, als Umfang betrachtet, worauf es ankommt. Was beym Schönen die Einheit im Mannichfaltigen ist, das ist beym Erhabenen die Gröſse. Anschauungen und Gedanken erregen das Gefühl der Erhabenheit einzig durch die Gröſse ihrer Gegenstände.

Alles Erhabene ist groß. Aber, fragen Sie, was ist denn groß? Wie läßt sich denn überhaupt sagen, daß etwas groß sey, da der Begriff der Gröſse so wandelbar ist, und sich immer nach dem Maßstabe richtet, den man dazu in seinem eignen Verstande oder Gefühle, oder in den Dingen, womit man etwas vergleicht, mitbringt? So kann etwas dem Einen sehr groß dünken, weil er sich immer mit Kleinem beschäftigte, was dem Andern, der immer Groſses dachte und um sich sah, sehr gewöhnlich oder gar klein vorkommt. Dem Schwächling wird eine Anstrengung Riesenkraft zu erfordern scheinen, die dem Starken nur Spiel ist. Ein Mensch von mittlerer Gröſse ist neben dem Zwerge ein Riese, und neben dem Riesen ein Zwerg. Was in einer ebenen Gegend ein Berg heißt, wird im Gebirge nur ein Hügel genannt. Sollte man also, statt zu sagen, dies oder jenes sey groß, nicht bestimmter sagen, wie groß es sey.

Dies ist allerdings ganz richtig, wenn wir den Begriff der Gröſse in der Bedeutung nehmen, die er für den Verstand und für das gemeine Leben

hat. Die Aesthetik aber hat hiermit nichts zu thun. So wie sie den Begriff Größe nimmt, gibt es allerdings Dinge, die an sich groß heißen müssen; weil sie das gewöhnliche Maß überschreiten, sey dieses Maß nun das Maß ihrer Gattung, oder das Maß sinnlicher Gegenstände überhaupt. Etwas ist groß, wenn es entweder unter Dingen dieser Art, oder überhaupt unter Erscheinungen der Sinnenwelt bedeutend hervor ragt. Auf die erste Weise sind der Elephant und der Wallfisch, auf die andre sind hohe Gebirge groß.

Bey allem Großen wird es der Einbildungskraft und dem Verstande schwer, es aufzufassen, und in ein Bild zu vereinigen; bey dem Großen überhaupt schon an sich, weil sich die Gränzen des Anfangs oder des Endes verlieren, wie man sich von dem Einen zu seinem Entgegengesetzten hinwendet; bey dem Großen in seiner Art, weil wir in der gewöhnlichen Größe der Gegenstände dieser Art ein Urbild mit bringen, von welchem dieser ungewöhnliche Umfang zu sehr absticht, als daß beyde leicht vereinigt werden könnten. Es ist ein gewisses Befremden, was den Geist hier gleichsam fesselt, und ihn hindert, das Bild zu vollenden.

Eben das ist es, was das Wohlgefallen am Großen erzeugt. Wir müssen uns dabey anstrengen, und jede Anstrengung, wenn sie nicht gar zu schwierig ist, gibt uns ein angenehmes Gefühl unsrer Kraft. Unsre Thätigkeit geht dabey ungehin-

dert fort, und das tiefſte Gefühl unſers Lebens wird befriedigt; um ſo mehr, wenn uns ein glücklicher Erfolg belohnt, und der Fortgang der Thätigkeit immer in gleicher Richtung bleibt.

In dem Gefühl des Großen werden wir uns der Größe des eignen Vermögens, auf eine ſchmeichelnde Art, bewußt, und unſer Selbſt ſcheint ſich im Verfolgen des Gegenſtandes mit dieſem auszudehnen. Daher dieſes Gefühl auch da nicht zu entſtehen pflegt, wo das Große durch Einſchnitte und Abtheilungen zerſtückelt iſt. Hier wird zwar auch unſre Thätigkeit beſchäftigt, aber zugleich zerſtreut. Jeder Theil wird für ſich aufgefaßt, und das Ganze nur als die Summe der Theile. Es iſt hier nicht der große, gleichmäßige Fortgang.

Alles Erhabene iſt groß; aber nicht alles Große iſt erhaben. Erhaben wird das Große nur in ſeiner Unermeßlichkeit; wenn es nähmlich der Einbildungskraft und dem Verſtande nicht bloß ſchwer, ſondern unmöglich wird, alles aufzufaſſen und in Ein Bild zu vereinigen. Dies gewährt uns auf der Einen Seite ein unangenehmes Gefühl unſrer Schwäche und der gehemmten Kraft. Uns ſchwindelt vor der Größe, die unſer Geiſt nicht erreichen kann. Auf der andern Seite werden wir aber auch veranlaßt, in unſer Inneres zu ſchauen, und da eine Größe zu ahnden, die alles, was die Natur Großes aufzuweiſen hat, weit hinter ſich zurück läßt. Wo die Einbildungskraft im Reiche

der Sinne nicht mehr fort kann, da wird sie von der Vernunft in die Unendlichkeit hin gezogen. Wo wir uns, als sinnliche Wesen, klein und beschränkt finden; da leuchtet die Glorie unsers übersinnlichen Charakters desto herrlicher hervor, indem er sich auch über dasjenige weit empor schwingt, was uns dort so ausgezeichnet und so furchtbar schien. Die Natur scheint ihr Unermeßliches darum vor uns hingestellt zu haben, damit der Geist der höhern Unermeßlichkeit seines Wesens inne werde, und seine eigne Majestät ehren lerne.

In allem Erhabenen ist es entweder das Gefühl unsrer Würde und Kraft, oder es sind die Schöpfungen unsers Geistes, die Ideen des Alls, der Gottheit, der Tugend des ewigen Daseyns u. s. w. was uns entzückt.

Das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir die verschiedenen Arten des Erhabenen näher ins Auge fassen, welches der Zweck meines nächsten Briefes seyn wird.

Neunter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Arten des Erhabenen.

Alle Größe ist entweder eine äußere oder eine innere Größe der Ausdehnung oder Größe der Kraft. So ist auch das Erhabene doppelter Art. Die Kunstsprache der Schule nennt das erste mathematisch- das andre dynamisch-erhaben.

Es gibt eine Ausdehnung im Raume und eine Ausdehnung in der Zeit. Die erste wird von dem äußern die andre vom innern Sinne angeschaut; die erste bestimmt den Umfang, die andre die Dauer einer Sache. Beyde haben aber das Gemeinschaftliche, daß sie nur nach und nach, in ihren einzelnen Theilen, von der Einbildungskraft aufgefaßt, und in ein Bild vereinigt

werden können. Das Gefühl ihrer Größe hängt von dem Maße der Anstrengung ab, welche hierbey aufgewendet werden muß. Hohe Berge, ausgezeichnete Tiefen, kolossalische Gebäude, weite Ebenen sind in der ersten; die Vorstellung einer Reihe von Jahrhunderten, die etwas überlebt hat, ist in der andern Hinsicht groß, wie z. B. die Ruine einer alten Feste, welche uns nicht bloß an die Größe der Zeit erinnert, die an ihrer Zerstörung gearbeitet hat, sondern auch unsre Phantasie veranlaßt, durch Träume von Thaten und Begebenheiten, die sich hier ereignet haben mögen, das Bild dieser Größe anschaulicher zu machen.

Schon in ihrer Größe müssen alle diese Dinge gefallen; weil sie unserm Geiste eine hinlängliche Beschäftigung geben, ohne ihm überlegen zu seyn, und ihm so ein angenehmes Gefühl seiner Kraft verschaffen.

Verliert sich die Größe ins Unermeßliche, so, daß es uns unmöglich wird, einen solchen Umfang zu umfassen und zu übersehen, daß sich nirgends ein Ende finden — und, wenn es auch noch zu finden wäre, doch nicht mit dem Anfange zu einem Ganzen vereinigen läßt: so entsteht das Gefühl des Erhabenen in der Ausdehnung.

Ein Gebirge, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert, eine Tiefe, deren Grund das Auge nicht erreicht, eine Ebene, die sich in unabsehbarer Weite vor uns ausbreitet, das Weltmeer und der Him-

melsraum, eine Zeit, die, so viel auch die Einbildungskraft Jahrhunderte an Jahrhunderte reiht, doch nie ihr Ende erreicht, sind in dieser Hinsicht erhaben. Wir fühlen uns im Anschauen wie vernichtet. Aber der Geist richtet sich, in seinem Vermögen, das Unendliche zu denken, und durch Vernunft dasjenige zu umspannen, was das Auge und der Verstand nicht fassen konnte, wieder auf, und schwingt sich über das Größte empor. Wir werden uns in den Ideen des Universums, der Gottheit, der Unkörperlichkeit und der Ewigkeit eines Höchsten bewußt, das aus uns selbst hervortritt, dem wir uns verwandt fühlen, und dem nichts in der Sinnenwelt, so unerreichbar es unserm Verstande auch seyn mag, gleich kommt. Es ergreift uns die Ahndung einer höhern Welt, vor welcher alle irdische Höhe und Tiefe, alle Weite und Ferne verschwindet, in welcher Jahrtausende sind wie Ein Tag, weil in ihr kein Raum und keine Zeit mehr gefunden wird, und alle Schranken, in deren Erweiterung das irdisch Große besteht, aufhören.

Auf diese Weise gibt es auch erhabene Gedanken. Es sind solche, die mehr enthalten als der zergliedernde Verstand je aus ihnen herausforscht. Wenn sie uns, auf der Einen Seite, demüthigend unser Unvermögen zu erkennen geben: so empfinden wir auf der andern unsre Größe darin, daß sie sich gleichwohl als Gedanken uns mittheilen, daß unsre Vernunft sich mit ihnen be-

schäftigen, und allenfalls noch über sie hinausgehen kann.

.....

Die zweyte Art des Erhabenen wird durch dasjenige hervorgebracht, worin sich unermeßlich große Kräfte wirksam zeigen; dies mögen Erscheinungen, Thaten oder Begebenheiten seyn; die Kraft mag auf uns selbst oder auf etwas anders erschütternd wirken.

Wir haben hier zu unterscheiden natürliche, geistige und sittliche Kräfte, die alle bis zur Größe und zur Erhabenheit gesteigert werden können.

Natürlich erhaben sind heftige Stürme, der gewaltsame Sturz und das Getöse eines Wasserfalles, das Rollen des Donners, der Ausbruch eines Vulkanes, große Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Schlachten, Ruinen von Gebäuden, die der Ewigkeit zu trotzen schienen und Werke, die nur, wie die Pyramiden der Egyptier, durch eine ungeheure Kraft zu Stande gebracht werden konnten, die Zeichen einer Macht und eines Ansehens, wodurch alles zu bewirken ist. Das Erstaunen, worin uns der Eindruck dieser Dinge versetzt, macht es uns unmöglich, uns eine deutliche Vorstellung von der Kraft, die sie bewegt, zu bilden; ein dunkles Gefühl verliert sich mit ihnen ins Unermeßliche. Dasselbe ist der Fall bey ungewöhnlichen geistigen Erscheinungen.

Viel umfassende Plane, Operationen, die einen

weit und tief ſchauenden Blick verrathen, Gedanken, wie große Geiſter ſie denken, Erfindungen, wie ausgezeichnete Genies ſie machen, die Ausbrüche heftiger Leidenſchaften, der Wuth, der Verzweiflung, des Ehrgeizes, Entſchließungen, deren Ausführung an das Unmögliche zu gränzen ſcheint, u. ſ. w. laſſen ein Unermeßliches der Geiſteskraft ſo ſtark hindurch ſchimmern, daß wir von jedem Verſuche, ſie in Begriffen zu erreichen zurück geſchreckt werden.

Nicht anders verhält es ſich mit demjenigen, was wir moraliſch erhaben nennen. Dahin gehört der Gedanke des Pflichtgeſetzes, das in ſeiner Majeſtät jede auch die ſtärkſte Neigung niederſchlägt, und vor welchem in beſonnenen Augenblicken auch das verwegenſte Laſter ſich beugt; dahin gehören alle Erſcheinungen der ſittlichen Natur, die durch ihr Ungewöhnliches, durch das ſtarke Widerſtreben der Sinnlichkeit, durch die Verläugnung, Aufopferung und Anſtrengung, worin ſie ſich behaupten müſſen, auf eine ungewöhnliche Energie des guten Willens ſchließen laſſen.

Die Tugend iſt zwar an ſich ſchon erhaben, als Sieg des höhern Lebens. Vorzüglich aber wird ſie es in denjenigen Aeußerungen, in welchen ſie ſich als Selbſtüberwindung offenbart, oder, eben dadurch, daß ſie Tugend iſt große und ſegensreiche Wirkungen hervorbringt.

Bey allen angeführten Erſcheinungen wird das

Gefühl des Erhabenen nicht dadurch bewirkt, daß uns ihre Größe erschüttert und in Erstaunen setzt; sondern dadurch, daß sie, während sie uns auf der Einen Seite demüthigen, auf der andern, Gefühle und Ideen in uns hervorrufen, in welchen wir unser eignes Leben noch größer und stärker fühlen.

So groß auch eine Kraft der Natur seyn mag: wir können uns eine noch höhere denken; die Ahndung des Unendlichen wurzelt in unserm übersinnlichen Daseyn; das Ewige, das in unsrer Brust wohnt, ist eine Gewalt, mit welcher kein sinnliches Vermögen in Vergleichung kommt.

So herrlich das Werk auch erfunden werde, in welchem wir unermeßliche Kraft des Geistes bewundern: es ist doch immer nur einzelne Erscheinung des Geistes, dessen unendliches Leben wir in uns selbst finden; weit höher und die höchste Erweiterung der Natur ist die Idee der Allwissenheit und der ewigen Weisheit, die aus diesem Geiste hervortritt. Was ist die heftigste Raserey der Leidenschaft, gegen jene heilige Macht, die im Weltall allem seine Gränzen setzt, und der wir uns im Innersten verwandt fühlen.

Vor der Majestät des Gesetzes würde unsre sinnliche Existenz versinken; wenn wir dabey nichts fühlten, als die unermeßliche Größe seines Gehaltes und seines Ansehens. Aber dieses Gesetz ist aus uns selbst entsprungen; während wir uns ihm unterwerfen, gehorchen wir der eignen Kraft; wäh-

rend die Kleinheit unsrer sinnlichen Existens uns demüthigt, können wir uns der moralischen nicht anders als in einer erhabenen Stimmung bewußt werden. Wenn uns die Tugenden der Menschenliebe, des Patriotismus, des Edelmuthes und der Selbstverläugnung eine Macht des Gemüthes über sich selbst zu enthalten scheinen, die unser Verstand nie ausmessen wird: so werden sie eben dadurch erhaben, indem wir die Anlage und den geistigen Stoff dieser Tugenden in uns selbst haben. In ihnen erscheint uns das Göttliche unsers eignen Lebens. Je mehr sie, an sich betrachtet, in ihrer Größe uns niederschlagen: desto mehr werden sie, als Kräfte unsers Daseyns, über welche wir, in der Idee eines vollkommen tugendhaften Willens, noch hinaus gehen können, uns empor heben.

Das Große der Kraft weckt noch auf eine andre, und mehr energische Art das Gefühl des Erhabenen; wenn es uns veranlaßt, ihm unsre eigne Kraft entgegen zu setzen, und uns dieser, als einer überlegenen, bewußt zu werden. Dies geschieht da, wo es zu uns in einem Verhältnisse steht, in welchem es leicht einen verderblichen Einfluß auf uns haben könnte. Wir nennen es dann furchtbar.

Die Furcht selbst ist eine niederschlagende Empfindung. Wenn wir uns wirklich fürchten, können wir nie erhaben gestimmt seyn. Die Vorstellung des eignen Leidens ist dann viel zu lebhaft, als daß das Gefühl höherer Kraft, die doch dieses

Leiden nicht vernichtet, eine merkliche Stärke genommen könnte. Eine Wasserfluth mag an sich ein noch so erhabenes Schauspiel seyn: dem, der selbst mit den Wellen kämpft, und zwischen der Erwartung der Rettung und des Unterganges schwankt, ist sie es gewiß nicht.

Auch da, wo Theilnahme uns für andre fürchten läßt, kann das Gefühl der Erhabenheit nie empor kommen. So unermeßlich uns die zerstörende Kraft des Feuers in einer brennenden Stadt erscheint: erhaben werden wir diese Schreckensscene nie nennen, wobey Menschen in Gefahr sind, und der Wohlstand vieler verschlungen wird. Thiergefechte haben an und für sich etwas Erhabenes; aber das können nur diejenigen empfinden in deren Brust die Stimme der Menschlichkeit verstummt ist.

Erhaben wird das Furchtbare nur dann, wenn es bloß in Vorstellungen der Phantasie besteht, die aber durch irgend einen großen Gegenstand natürlich veranlaßt werden. Um etwas erhaben zu finden, müssen wir uns selbst, wenigstens für jetzt, sicher wissen, und uns nur in Gedanken verhalten dürfen, was uns wohl begegnen könnte, wenn wir uns der Gewalt, die hier überlegen und verderbend wirkt, aussetzen wollten, oder wenn sie, ohne unser Zuthun und wider unsern Willen, gegen uns in Bewegung gesetzt würde. Es ist nicht Furcht, sondern eine leise Anwandelung von Furcht, ein

Grauen, was uns dann ergreift. Unsre sinnliche Existenz würde hier offenbar vernichtet werden.

Schon dieses Grauen ist kein ganz unangenehmes Gefühl, vielmehr gewährt der Wechsel der Phantasievorstellung und des Gedankens, daß wir wirklich außer Gefahr sind, nicht bloß ein unterhaltendes Spiel unsrer geistigen Kräfte, sondern auch ein sehr beseligendes Sicherheitsgefühl.

Aber das macht den Gegenstand noch nicht erhaben. Wir sind, als freye Geschöpfe, über alle Naturgewalt hinaus gerückt. Ihr Einfluß erstreckt sich nicht weiter als auf unsre sinnliche Existenz. Die Macht unsers Willens wird durch keine Schrecknisse der Natur besiegt. Was sie auch aufbiethen mag; unser Glück, und selbst unser Leben mag ihr unterliegen: unser Inneres können wir doch gegen sie behaupten; sie wird uns nicht zwingen, wenn wir nicht wollen. Sind wir nicht so gar im Stande, aus Gehorsam gegen die Pflicht, uns selbst ihr Preis zu geben, und uns dem Tode, dem Schlimmsten, was sie uns zufügen kann, zu weihen. Die sittliche Kraft des Menschen ist größer als alle Mächte der sinnlichen Welt; sie gehört in eine andre Ordnung der Dinge; sie steht unter einem höhern Gesetze: darum kann auch kein sinnlicher Tod sie zerstören.

Es ist das Bewußtseyn der Unantastbarkeit, der Ueberlegenheit und der Ewigkeit unsrer sittlichen Natur und der Unendlichkeit ihrer Kraft, was uns,

bey furchtbaren Gegenſtänden, als Gefühl des Erhabenen ergreift.

Erhaben auf dieſe Weiſe ſind tiefe Klüfte, in die wir nicht ohne Schwindel hinabſehen, reißende Fluthen, kühne überhangende Felsmaſſen, am Himmel ſich auſthürmende finſtre Wolken, die mit Blitzen und Krachen einherziehen, tobende Stürme, der Donner des Geſchützes in der Schlacht, die Spuren eines wüthenden Erdbebens, die Trümmer zerſtörter Städte u. ſ. w. Selbſt das Schickſal und der Tod, die furchtbarſten Mächte der Erſcheinungswelt, denen wir, in wie fern wir zur letztern gehören, einmal ſicher anheim fallen, und deren unerbittliche Strenge uns jeden Augenblick treffen kann, wecken in uns das Gefühl des Erhabenen. Der unermeßlichen Reihe der Opfer, die ihnen ſchon gefallen ſind, und der unwiderſtehlichen Gewalt, womit ſie alle erwürgten, ſtellt ſich der Gedanke der Freyheit, die kein Schickſal erreicht, und des überſinnlichen Lebens, für welches es keine Vermuthung gibt, erhebend gegenüber. Und je furchtbarer uns Schickſal und Tod erſcheinen: deſto beſeligender wird das Bewußtſeyn unſrer Unabhängigkeit.

So kann auch dasjenige, was für andre furchtbar oder gar verderblich iſt, in der Phantaſievorſtellung, z. B. auf der Bühne und in dramatiſchen Stücken als erhaben, gefallen; indem die Erinnerung, daß der Unglückliche oder Bedrohte nur in

der Einbildung exiſtire, unſer Mitgefühl ſo weit vermindert, daß unſre Reflexion mit Ruhe bey dem Stande der Kräfte verweilen kann. Der Held, der gegen ſein unglückliches Verhängniß muthvoll kämpft, gewährt einen erhabenen Anblick; wenn er am Ende dieſem Verhängniſſe auch unterliegen ſollte. Wir demüthigen uns zwar vor der Macht der nichts Sinnliches widerſtehen kann; aber wir erblicken auch in dem Muthe und in der freyen Willenskraft, die gegen das Schickſal anſtrebte etwas, das, ſeinem Weſen nach, überirdiſch, und mit ſeiner Erſcheinung nicht geſtört iſt. In einem ſolchen Kampfe, überwunden, und doch nicht beſiegt, zu ſterben, das halten wir für etwas Herrliches; darin feyern wir den Triumph unſrer Menſchheit.

Es gibt Gegenſtände und Erſcheinungen, in welchen ſich beyde Arten des Erhabenen vereinigen; und in dieſen iſt der Effect deſſelben vorzüglich ſtark. Das Meer im Sturme ſtellt uns eine unermeßliche Größe, ſo wohl des Umfanges, als der Kraft dar. Vergebens ſtreben wir es in ſeiner Ausdehnung zu faſſen, die Kraft, die in ihm wüthet zu erreichen; und die Idee des Unendlichen und der Allmacht bildet ſich aus unſerm Innern hervor. Eine Gewalt, der nichts widerſtehen kann, ſcheint uns hier zu herrſchen. Aber unſer Grauen verwandelt ſich in das Gefühl unſers überſinnlichen unbegränzten Vermögens.

Erhaben, in beyder Hinsicht, ist die öde Stille einer Gegend, die bloß durch das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls unterbrochen wird. Sie erweckt in uns den Gedanken der Gränzenlosigkeit, und zeigt uns eine Erscheinung, in welcher eine eben so große als furchtbare Kraft wirkt. Unsre Fähigkeit, Ideen zu bilden und das Gefühl unsers übersinnlichen Charakters wird uns da zu gleicher Zeit bewußt; welches die größte Erhebung des Geistes zur Folge hat. Erhaben in beyder Hinsicht sind auch: eine Armee in Schlachtordnung, hohe und schroffe Felsen, die in einem finstern Abgrunde endigen, Vulkane, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren u. s. w.

Für das Erhabene muß der Geschmack gebildet werden, nicht weniger wie für das Schöne. Es gibt hier Verirrungen, die weit häufiger begangen und weit seltener als Werke des Ungeschmackes erkannt werden, wie die Abweichungen von der Form des Schönen.

Das Ungeheure ist Uebertreibung des Erhabenen, von welcher wir uns, im Gefühle des Widersinnes und der Abgeschmacktheit, wegwenden. Es kann nicht einmal groß heißen; weil es die Ordnung der Natur verläßt; und es daher keinen Maßstab mehr dafür gibt.

Das Frostige entsteht aus dem verunglückten Bestreben, das Erhabene zu erreichen.

Der Schwulst sucht das Erhabene in der

Ueberladung, und bringt es da an, wohin es nicht gehört, wodurch er immer matt wird.

Das Platte gibt uns eine gemeine oder gar verächtliche Natur, wo wir berechtigt waren, etwas Großes zu erwarten.

Zehnter Brief.

Die Kunſt.

Das Schöne und Erhabene wird in der Natur gefunden, und vom Geſchmacke mit Wohlgefallen anerkannt. Aber hier erſcheint es immer nur unvollkommen und zerſtreut. Von der Natur beſeelt, ſtellt es das Genie, idealiſirt im ſinnlichen Zeichen dar, und ſchafft ſo die gemeine Natur in eine höhere um, in welcher das Zerſtreute ſich geſammelt, das Unvollkommene ſich veredelt hat, und deren höchſtes Geſetz die Befriedigung des Geſchmackes iſt. So entſteht die Kunſt im höhern Sinne. Laſſen Sie mich Ihnen die hier zuſammen gedrängten Gedanken noch etwas genauer zergliedern, und damit dann meine äſthetiſchen Briefe beſchließen.

Kunſt nennen wir im Allgemeinen, das Ver-

mögen unſer Inneres vermittelſt eines ſinnlichen Stoffes in ein Aeußeres zu verwandeln, oder dasjenige, was in unſerm Geiſte iſt, Anſchauungen, Gefühle, Begriffe und Ideen in die Welt hinein zu bilden.

Die Kunſt geſtaltet überall an einer ihr gegebenen Maſſe, nach einer Regel des Geiſtes. Aber es macht einen groſſen Unterſchied, ob der Geiſt dieſe Regel irgend anders wo hernommen, oder ob er ſie in ſich ſelbſt erzeugt habe. Wo das erſte der Fall iſt, da iſt ſie eine mechaniſche — ein Handwerk. Das Handwerk arbeitet für ein Bedürfniß des Lebens, für den Nutzen oder für das Vergnügen, und heißt deßwegen auch Lohnkunſt. Die Lohnkunſt läßt ſich bezahlen; denn ſie hat ihren Preis.

Zur mechaniſchen Kunſt wird allerdings auch Gebrauch der Genieskräfte und vorzüglich Einbildungskraft erfordert; aber dieſe äußert ſich hierbey nur als eine auffaſſende (reproduzirende) nicht als eine ſchaffende (produzirende). In der freyen Kunſt bildet die Einbildungskraft ſelbſtthätig. Was ſie darſtellt iſt nicht abgeſehen, ſondern die Phantaſie hat es frey zuſammengeſetzt, oder doch nach einer Regel, die der Geiſt ihr gab.

Die freye Kunſt kann alſo allerdings ſchöpferiſch genannt werden; aber nicht in dem Sinne, in

welchem die Natur schöpferisch ist. Sie schafft die Begriffe oder Ideen die sie darstellen will, aber der Stoff, an welchem sie darstellt, muß ihr gegeben seyn. Sie bringt nichts Wirkliches hervor; sie veredelt das Wirkliche nur nach selbstgeschaffenen Normen.

Die freye Kunst hat indeß doch oft einen Zweck des bürgerlichen Lebens im Auge; und dann wird sie durch diesen Zweck beschränkt. Sie muß nach diesem Zwecke den Begriff bilden, den sie darzustellen hat, und wird darnach beurtheilt. Frey äußert sich die Phantasie in der Erfindung der Mittel, diesen Zweck zu erreichen; aber der Verstand gibt ihr die Regel, die sie nicht überschreiten darf.

Wo der Geist ganz seiner Freyheit überlassen ist; wo kein bestimmter Begriff von etwas, das er hervorbringen soll ihn beschränkt: da fühlt er sich in seinem höheren Vermögen; er wird durch idealische Gestalten ein reines Wohlgefallen zu erwecken suchen. Das eigne Bedürfniß des Vollendeten, das Gefühl für das Große und Schöne wird ihn in der Bildung seiner Producte bestimmen, und die Compositionen der Phantasie leiten. Wir haben hier dasjenige, was man gewöhnlich, nicht ganz richtig, schöne Kunst *) nennt, was wir aber vorläufig

---

*) Die Kunst ist nicht schön, sondern das Werk, das sie hervor bringt. Die Kunst bringt überdem

die höhere Kunſt nennen wollen, bis ein Ausdruck erfunden ſeyn wird, der ihr Weſen treffender bezeichnet.

Die höhere Kunſt arbeitet für den Geſchmack. Ihre Werke ſollen gefallen. Da nun die Gefühle des Schönen und Erhabenen, als die einzigen, welche auf Allgemeingültigkeit Anſpruch haben, den Geſchmack im eigentlichen Sinne ausmachen: ſo wird ſie auch dieſe vorzüglich anregen müſſen. Ich habe indeß ſchon im Vorhergehenden bemerkt, daß zum Geſchmacke, im weitern Sinne, noch mehrere andre Arten des Wohlgefallens gerechnet werden. Die Kunſt verſchmäht auch dieſe nicht. Man zieht ihr Gebieth viel zu enge, wenn man ſie bloß auf das Schöne und Erhabene einſchränkt. Alles, was ſich als irgend ein Vorzügliches, über das Gemeine Hervorragendes auszeichnet, iſt der höheren Kunſt

.....

nicht bloß ſchöne ſondern auch erhabene Werke hervor. Ihre Werke können der Darſtellung einer Idee gewidmet ſeyn, die an ſich weder ſchön noch erhaben iſt. Da aber jedes Werk der, ſo genannten, ſchönen Kunſt wenigſtens der Ausführung nach ſchön ſeyn muß: ſo konnte immerhin die Benennung derſelben von der Schönheit, als dem Weſentlichen in ihren Werken hergenommen werden. Der Ausdruck, höhere Kunſt ſcheint mir indeß ihre Natur treffender zu bezeichnen; weil ſie durch das Höhere und Freye im Menſchen hervor gebracht wird.

nicht unrichtig: wenn sie es nur, seinem Charakter gemäß, in einer schönen Form oder in einem erhabenen Tone dem Gemüthe vorführt.

Man muß, um das Wesen der Kunst richtig zu fassen, den Gehalt und die Form ihrer Werke unterscheiden. Unter dem Gehalte verstehe ich, das, was sie darstellen; unter der Form die Art, wie sie es darstellen.

Es gibt Kunstwerke des reinen Geschmackes. In ihnen fallen Gehalt und Form zusammen. Sie wollen nichts als dem Gemüthe den Genuß des Schönen oder des Erhabenen gewähren, z. B. eine freye Zeichnung, ein schönes Landschaftsgemählde, eine Mediceische Venus, ein großer Charakter in einer Epopee oder in einem Drama. Andre aber nehmen ihren Gehalt irgend anders wo her. Rein ästhetisch ist an ihnen bloß die Form, welche diesen Gehalt so auszudrücken hat, daß 1. der Begriff desselben leicht gefaßt werden könne — Schönheit dieses bestimmten Gegenstandes — und daß 2. sie auch an sich, so weit es der Natur des Gegenstandes unbeschadet geschehen kann, ein unmittelbares Wohlgefallen erwecke. In der letztern Rücksicht ist die Schönheit eine angehängte. Das erste verstehen die Kunstrichter, wenn sie sagen, ein Werk spreche sich aus.

Der lyrische Dichter nimmt den Gehalt seiner Werke aus dem eigenen Gemüthe, der Landschaftsmahler aus der äußern Natur, der Dichter der

Epopee und des Dramas, der Geſchichtemahler und der Bildhauer nehmen ihn aus der Hiſtorie, dem Menſchenleben und aus dem Reiche der Ideen. Woher indeß der Künſtler auch immer den Gehalt ſeiner Werke nehme: eine unnachläßliche Forderung an ihn bleibt die, daß er ſich über die gemeine Natur erhebe, daß in ſeiner Darſtellung ſich etwas von dem überſinnlichen Vermögen ſeines Geiſtes ausdrücke, daß er die Natur in ſeine höhere Welt hinauf ziehe.

Die Natur gibt dem Künſtler immer den Stoff zu ſeinen Werken. Aber er kann die Natur ſelten ſo laſſen, wie ſie iſt; denn ſie hat ihre Producte nicht für äſthetiſche Zwecke gebildet. Er muß hier oft Verbundenes trennen und Zerſtreutes zuſammenfaſſen, wobey ihm entweder ſein Schönheitsgefühl oder Gefühle der Vernunft den Weg weiſen. In dem erſten Falle entſtehen rein äſthetiſche Gebilde; in dem andern arbeitet er *nach Ideen*. Dies gilt ſelbſt von demjenigen, der irgend einen Gegenſtand oder eine Situation treu copirt. Er muß dieſen Gegenſtand oder dieſe Situation wenigſtens nach einer Idee gewählt haben. Hat er ſie nur zufällig aufgegriffen, und beſteht ſein ganzes Verdienſt in der treuen Nachahmung: ſo iſt er den Künſtlern der höhern Art nicht beyzuzählen. Ihm geht dasjenige ab, was die Kunſt zur höhern macht.

Will uns aber gar der lyrische Dichter sein Gemüth im gewöhnlichen Zustande darstellen: so erhalten wird statt eines Kunstwerks eine psychologische Beschreibung. Ideen müssen in seinem Gemüthe leben, und den höhern Zustand erzeugen, der sich in begeisterten Gesängen ausspricht. Wenn uns der dramatische Dichter Charaktere aufstellt: so werden sie uns nur dann als Kunstwerke interessiren, wenn eine Idee in ihnen lebt. Das Epos sinkt zur matten Geschichtserzählung herab, wenn es nicht von der Idee des Universums durchdrungen ist. Eine Idee muß die Gestalt des Bildhauers beseelen, damit sie ästhetisches Leben gewinne.

Alle echten Kunstwerke haben einen idealischen Charakter; die vorzüglichsten aber sind Darstellungen von Ideen.

Unter Ideen verstehen wir solche Vorstellungen, die sich über alles Sinnliche erheben, die in keiner Anschauung gefaßt werden können. Die Vernunft allein bildet Ideen. Sie sind das Höchste des Gedankens, dasjenige, was in den Dingen wesentlich und ewig ist. Freylich enthält auch die Natur Ideen; aber sie gehören nicht zum Sichtbaren. Das Sichtbare ist ihre Hülle. Sie werden nur dann von uns erreicht, wenn der Geist das Sichtbare fahren läßt, und denkend dasjenige ergreift, was dem Sichtbaren zum Grunde liegt, und einzig Werk des Geistes ist, der in der Natur lebt, was sich aber doch der Vernunft oder dem ahn-

denden Gefühle am Sichtbaren offenbart. Auch drückt die Natur keine Idee in ihrer Vollkommenheit aus. Es sind nur einzelne Momente derselben, die uns in der Natur erscheinen, und zwar durch die Nebel der Erscheinung getrübt. Nur im Gemüthe tritt, durch Vernunft, die Idee in ihrer ganzen Klarheit hervor.

Die Allmacht ist eine Idee. In der Natur finden wir nur Wirkungen, in denen sich eine große Macht ankündigt. Das Weltall ist eine Idee. In der Natur fassen wir nur Theile desselben auf. Mögen wir die Reihe so weit verfolgen, als wir immerhin wollen: die Vorstellung des Alls entsteht doch erst dann, wenn wir uns über die Natur erheben. Die Ewigkeit ist eine Idee. Aber die Natur hat nur Zeitmomente, nie gelangen wir durch das bloße Anschauen derselben zum Gedanken der Ewigkeit. Erscheinungen der Seelenstärke, der Weisheit, der Geistesgröße entdecken wir freylich im Menschenleben. Aber die wahre Idee derselben wird nur im Innern durch Vernunft erzeugt.

Wir haben indeß das Bedürfniß, den reinen Gedanken sinnlich anzuschauen. Er erhebt uns in eine übersinnliche Welt. Aber nur das, was eine sinnliche Gestalt angenommen hat, ergreift das Gemüth, und zieht seine Gefühle mit zu jener Höhe empor. Eine Idee sinnlich anzuschauen ist unmöglich. Sie müßte denn aufhören Idee zu seyn. Das Einzige, was hier geschehen kann ist, daß man

uns ſinnliche Zeichen derſelben gebe, die uns veranlaſſen, die Idee in uns ſelbſt zu bilden. Das iſt es, was die Kunſt verſucht. Die Kunſt tritt gleichſam zwiſchen die Natur und die Vernunft in die Mitte. Sie leiſtet mehr als die Natur je vermag; weil ſie aus dem Stoffe derſelben alles zuſammenträgt, was zur Darſtellung der Idee dienen kann; weil ſie dasjenige, was in der Natur nur in einzelnen verſchiedenen Momenten erſcheint, in Einen ſinnlichen Moment faßt. Auf der andern Seite kann ſie indeß auch die Reinheit, in welcher die Vernunft ihre Ideen bildet, nicht erreichen; weil ſie in einem ſinnlichen Stoffe arbeitet. In ſo fern kann man alſo ſagen, daß die Kunſt zwiſchen der Natur und Vernunft Vereinigung ſtifte, das Sinnliche und Ueberſinnliche, in einer gewiſſen Harmonie, dem Gemüthe vorführe.

Dieſe Harmonie iſt der vorzüglichſte Grund unſers Wohlgefallens an Werken der Kunſt — und dasjenige, was die höhere Kunſtſchönheit, zum Unterſchiede von der Schönheit überhaupt, ausmacht, welche zwar auch an Werken der Kunſt nicht fehlen darf, aber ſich nur in der ſinnlichen Form zeigt.

Ein Kunſtwerk, das den Kunſtſinn befriedigen ſoll, hätte alſo, in Anſehung des Schönen, dreyerley zu leiſten: 1. es muß ſeine Idee ausſprechen, darin zugleich das Gemüth erheben, und ihm das Gefühl der Zuſammenſtimmung des Verſchiedenen zu Einem verſchaffen; 2. es muß in der Harmonie

des Sinnlichen und Uebersinnlichen das Gemüth entzücken, indem es ihm das Bewußtseyn des Friedens zwischen seinen höchsten Kräften gewährt. Z. Es muß so viel freye Schönheit enthalten, als sich mit der Natur des Gegenstandes verträgt.

Die sinnlichen Zeichen, wodurch die Kunst die Ideen der Vernunft darzustellen sucht, heißen ästhetische Ideen *). Ihre Bestimmung ist nach der Verschiedenheit der Kunstwerke selbst verschieden.

Wir können die letztern in dieser Hinsicht in zwey Classen theilen, nähmlich: in solche, deren Zweck die Darstellung der Idee in der Natur ist, und in solche die eigentlich nur die Natur selbst, aber nach Ideen darstellen. Zu den ersten gehören die frey bildenden, zu den andern die mehr nachahmenden Künste.

In den frey bildenden Künsten soll die ästhe-

.....

*) Aesthetische Ideen sind von Idealen sehr unterschieden. Jene dürfen sich nur über das Sinnliche erheben. Es ist nicht nöthig, daß sie immer das Höchste erreichen, welches von den letztern gefordert wird. Ideale kleiden das Höchste in ein sinnliches Bild; ästhetische Ideen deuten ihren Gegenstand nur durch Zeichen an. Sie haben daher mehr Mannichfaltigkeit und mehr sinnliches Leben. Von Idealen kann die Kunst selten Gebrauch machen; ästhetische Ideen dürfen ihr nie fehlen.

tische Idee die Vernunftidee, durch Versinnlichung, beleben. In den mehr nachahmenden soll sie das Gemüth vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen erheben, die Natur, durch Andeutung des Unsichtbaren, veredeln. In den ersten übet sie abwärts, in den andern aufwärts; in jenen verkörperlicht sie das Geistige, in diesen vergeistigt sie das Sinnliche. Ueberall aber muß sie das Gemüth über das Gemeine und Vergängliche hinaufrücken zum Herrlichen und Ewigen, und ihm das Gefühl der Eintracht seiner sinnlichen und übersinnlichen Natur gewähren.

Aesthetische Ideen sind dasjenige, was einem Kunstwerke Geist gibt. Ein Werk, dem es ganz an Ideen, an Andeutungen des Uebersinnlichen gebricht, ist ein geistloses.

Aber nur andeuten im Zeichen, nicht abbilden soll die ästhetische Idee die Vernunftidee. Das Gemüth soll die letztere selbst erzeugen; und zwar nicht so sehr in einer bestimmten Vorstellung, als vielmehr in einem ahndenden Gefühle. Die ästhetische Idee darf daher die Vernunftidee nicht zu genau bezeichnen. Dadurch würde sie aufhören poetisch zu seyn. Sie ist um so vollkommner: je mehr sie ihren Gegenstand, dem Wesen nach, andeutet, und dabey doch dem Geiste keine Fesseln anlegt, ihn auf die Höhe der Idee hebt, und ihn da nicht bloß den freyen Gestaltungen seiner Phantasie überläßt,

sondern selbst die letztere zu mannichfaltigen seeyen Gestaltungen veranlaßt.

Auch das macht ein Werk geistlos, daß in ihm alles erörtert, ausgesprochen und scharf bestimmt ist. Ein Werk ist dagegen geistreich, wenn es uns selbst zu denken gibt, und unsre Phantasie vielseitig anregt, ohne daß wir jedoch versucht würden, die herrschende Idee fahren zu lassen. Der Gehalt einer Idee, wenn sie in das Gebieth der Phantasie fällt, ist unendlich. Geistreiche Werke müssen dieses Gefühl in uns zurück lassen; so viel sie uns auch von diesem Gehalte verrathen haben.

Das echte Kunstwerk entsteht in der Seele des Künstlers nicht, wie Begriffe und Schlüsse zu entstehen pflegen, nach einer gedachten Regel und nach einem vorgesetzten Zwecke. Es entsteht in seiner Seele, wie die Träume der Phantasie, an welchen wir uns in müßigen Stunden ergötzen. Er wird gleichsam dazu fortgerissen, ein solches Gebilde zu denken und darzustellen. Er weiß selbst nicht recht, wie ihm geschieht. Er muß sich und seine Idee so aussprechen. Am wenigsten ist die Vollendung, worin er sein Werk darstellt, etwas Projecirtes. Es drängt sich in dieser bestimmten, in dieser ästhetisch vollkommnen Gestaltung aus seinem Geiste hervor.

Darum ist die Kunst nicht jedermanns Ding. Man kann auch niemand dahin belehren und bilden, daß er wahre Kunstwerke hervor bringe. Es

wird dazu eine eigenthümliche natürliche Anlage, ein schöpferisches Vermögen erfordert, das man *Genie* nennt.

Das Genie ist eine freye Kraft des Geistes. In den nachahmenden Künsten erfüllt es die Wirklichkeit mit Ideen. In den selbst thätig bildenden erzeugt es nicht allein die Idee, sondern gesellt ihr auch ihr Zeichen zu, und vereinigt beyde zu einer idealisirten Natur oder zu einer verkörperten Ideenwelt.

Das Vorzüglichste, was im Genie wirkt, ist die Phantasie. Phantasie schafft aus der wirklichen gemeinen Natur die künstlerische. Sie reiht die Züge aneinander, und gibt den Stoff her, woraus das Bild entsteht. Ohne eine reiche und lebhafte Phantasie ist keiner ein genialischer Mensch. Aber Phantasie allein kann das Herrliche nicht erzeugen, was uns in Werken der Kunst entzückte Sich selbst überlassen, folgt sie entweder dem zufälligen Spiele der Gedankenverknüpfung, oder der Neigung des Herzens. Was sie hervorbringt sind süße Träume oder wunderliche Gaukeleyen, die auf nichts weniger Anspruch machen können, als darauf, in der Betrachtung allgemein zu gefallen.

Im Genie vereinigen sich mit der Phantasie ein reger Sinn für das Schöne und eine rege Empfänglichkeit für Ideen. Beyde müssen der Phantasie die Regel vorschreiben. Der erste gibt ihren Bildungen den äußern Glanz, wodurch sie gefallen, die andre

die tiefe Bedeutung, die uns an ihnen erhebt, und in das Reich des Uebersinnlichen führt.

Phantasie, Schönheitsgefühle und Vernunft wirken indeß so innig im Genie zusammen, als ob in allen nur Eine Kraft wäre. Das ist es, darum dünkt uns das Genie so wunderbar. In der innigsten Eintracht des Gemüthes, im ungetrennten höchsten Lebensgefühle kommen seine Werke zum Vorschein.

Charakteristisch ist überdem noch für das Genie die Originalität. Ideen, die in uns entstanden sind tragen auch das Eigenthümliche unsers Geistes an sich. Nicht bloß der moralische Charakter, sondern auch das Besondere unsrer Neigungen, Stimmungen, Anlagen und der ganzen Richtung unsers Geistes geben ihnen ein eignes Gepräge.

Noch weit mehr ist dies bey den Zeichen der Fall, die eine Idee darstellen sollen. Sie lassen sich ins Unendliche modificiren, ohne daß die einzelne Gestaltung der andern den Vorzug streitig — oder auf allgemeines Wohlgefallen mehr Anspruch machen könnte. Ein jedes gilt in seiner Art und als Werk dieses Künstlers, als Abspiegelung dieses Innern.

Nirgends offenbart sich mehr die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit des innern Lebens, als hier. Diese Besonderheit der Darstellung heißt der Styl oder die Manier. Jeder echte Künstler hat seinen eignen Styl, wie er seine in-

dividuelle Natur und Bildung hat. Je größer und genialischer ein Künstler ist; desto origineller wird sein Styl seyn. Große Künstler bilden deßwegen Schulen, in welchen der von ihnen erfundene Styl herrschend ist; aber nur als Grundform — nicht als etwas, das, in allen seinen Theilen, nachgeahmt werden soll. Wer sich sclavisch an die Schule hält, darf auf echten Kunstgeist keinen Anspruch machen. Auch der mittelmäßige Künstler, der im Style einer Schule arbeitet, muß das Eigenthümliche seines Lebens zu bewahren und auszudrücken wissen.

Ein Kunstwerk ohne Originalität mag immerhin große Ideen in schönen Formen darstellen: ihm fehlt doch das herrliche Leben, welches wir vorzüglich von ihm erwarten, und wodurch es Bild des Innersten der Menschheit ist. Jene Ideen sind auch gewiß nicht selbsterzeugte; jene Form ist gewiß eine mühsam eingelernte und angeeignete. Fast immer wird der feinere Geschmack darin Einheit des Geistes vermissen, die nur dasjenige haben kann, was aus einem menschlichen Gemüthe rein hervor gegangen ist.

Menschen, denen es an Originalität des Genies fehlt, pflegen ihren nachgestümperten Werken dadurch den Schein derselben zu verschaffen, daß sie ihnen eine eigne Manier ankünstelten. Sie werden dadurch manirirt, was nicht bloß ein Fehler ist, sondern auch etwas noch Schlimmeres andeutet.

Das Genie ist angeboren, aber nicht in seiner Vollkommenheit, sondern nur als Reichthum der Phantasie, verbunden mit einer Richtung des Geistes nach dem Idealischen und einer feinern Empfänglichkeit für schöne Formen. Es muß daher allerdings gebildet werden.

Mit der Phantasie gibt es sich von selbst. Aber der Sinn für das Idealische und Schöne muß sich durch gesammte Geistesbildung und vorzüglich durch das Anschauen schöner Werke beleben und entwickeln. Es bedarf des äußern Einwirkens, damit die höhere Welt aufgehe, die noch in den Tiefen des Innern verborgen ist. Das mittelmäßige Genie legt daher nie die Manier der Schule ab, in welcher es gebildet wurde. Dem ausgezeichneten Genie ist jenes Einwirken nur ein Anstoß, der seine Kraft treibt, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit schöpferisch hervor zu brechen. Ist es einmal erwacht: so ist es sich, im Reichthume seines Geistes, selbst genug. Es erzeugt sich auch im Großen und Wesentlichen seine eigne Manier, und stiftet eine Schule für die mittelmäßigen.

Begeisterung nennen wir denjenigen Zustand, worin das höhere Leben des Genies vorzüglich angeregt ist, ästhetische Ideen in schöner Gestaltung zu erzeugen. Der Begeisterte ist von einer Idee ergriffen, und diese setzt seine Phantasie in Bewegung, die zweckmäßigen Zeichen hervor zu bringen. Die Phantasie regt das Gefühl an; das Gefühl

wirkt auf die Phantasie zurück; und in immer größerer Fülle strömen dem Geiſte die Bilder zu.

Das vollkommen gebildete Genie trägt ſchon den guten Geſchmack in ſich. Aber in dieſer Vollendetheit ſeiner Bildung wird es ſelten angetroffen. Darum muß der Geſchmack ihm immer zur Seite gehen.

Genie ohne Geſchmack iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung. Nicht ſelten verſchmäht das Genie, im Gefühle ſeiner Kraft und in der Fülle des Uebermuthes, die Zucht des Geſchmackes, als etwas Läſtiges, Knechtiſches und Unedles. Dann entſtehen jene ungeheuern Werke, in welchem wir wohl Schwung und Freyheit des Geiſtes bewundern, die aber nie unſre Liebe gewinnen. So das Genie in ſeinem vollen Vermögen wirkt: a ruht der Geſchmack. Er muß hinterher die eile anlegen, und dem Werke die letzte Vollend geben.

Außer dem Genie wi zur Hervorbringung echter Kunſtwerke noch lent erfordert. Dem Genie gehört das Bild Gemüthe. Das Talent ſtellt es im ſinnlichen toffe dar. Das Genie bilder vor; das Tal bildet nach. Mit dem Genie iſt gewöhnlich au as Talent verknüpft, wenigſtens der Anſatz da Der Geiſt belebt das Organ, das dann m er fleißigen Uebung bedarf, um es zur Fertig zu bringen. Talent ohne Genie iſt etwas Mechaniſches, und ohne äſthetiſchen Wehrt Für Talent allein iſt man noch kein Künſt-

ler. Das Talent, mit etwas Geſchmack verbunden, zeigt ſich in ſolchen Werken, denen, um Kunſtwerke zu ſeyn, das Wichtigſte fehlt, nähmlich der Geiſt.

Da wo Genie, Geſchmack und Talent in den Stunden der Weihe zuſammen treffen, werden die herrlichen Werke geboren, die der Ewigkeit angehören, und zu welchen der betrachtende Geiſt, nach allen Verirrungen des Geſchmackes, immer mit neuer Liebe zurück kehrt.

Elfter Brief.

Das Gute.

Wir wenden uns jetzt, meine Emilie, zu der Betrachtung des Guten. Unſre Unterſuchung wird einfacher und leichter werden. Das Gute liegt uns überall näher als das Schöne und das Erhabene. Seine Quelle iſt im Herzen. Es werden weniger künſtliche Mittel erfordert, um den Sinn dafür zu wecken, und uns ein klares Bewußtſeyn davon zu verſchaffen. Gut kann und ſoll jeder werden. Man braucht nur auf ſich ſelbſt recht zu achten, um das Weſen des Guten zu faſſen.

Moraliſche Bedürfniſſe, die ſich auf das Gute beziehen, kommen weit häufiger, bey einer ganz gewöhnlichen Entwickelung der Geiſteskräfte, zum Vorſchein, als die äſthetiſchen. Tauſend Menſchen, die vom Schönen nichts wiſſen, und für das

Große kein Gefühl haben, kennen und ehren das Gute.

Das Gute gibt dem Menschen seinen rein menschlichen Wehrt. Durch mancherley Vorzüge kann man sich auszeichnen, und andern interessant werden. Aber etwas gelten kann man nur dadurch, daß man gut ist.

Der rein menschliche Wehrt, den uns das Gute gibt, heißt Würde. Wer Würde hat muß geachtet werden, welches noch etwas ganz andres ist, als daß man jemand bewundert, oder glücklich preist, oder liebt. Vor dem Guten fühlen wir eine gewisse Scheu, die es uns verbiethet, in Ansehung desselben etwas Ungeziemendes zu denken oder zu thun.

Das Gute ist also nicht das Angenehme. Etwas kann sehr angenehm, und dabey schlecht seyn; und manches ist unläugbar gut, was wir doch unangenehm finden. Wie viele Pflichten, deren treue Erfüllung der unbestrittene Ruhm des Guten krönt, fallen uns nicht beschwerlich? und wie manche Handlung müssen wir, als eine schlechte, tadeln, wozu der Reitz einer süßen Lust verführte?

Das Angenehme richtet sich immer nach der besondern Beschaffenheit unsrer Empfindungsorgane. Es gibt vielleicht nichts, was allen Menschen ohne Unterschied angenehm wäre. Aber das Gute steht unter einem allgemeinen und ewigen Gesetze. Was der gesunde Verstand für gut erkennt, das ist für

alle gut, deren moralische Anlagen gehörig entwickelt sind

Wenn auch in einzelnen Fällen die Urtheile der Menschen über das Gute von einander abweichen: können sie sich doch darüber gegen einander erklären, sich ihre Gründe mittheilen und am Ende einig werden. Das Angenehme läßt nicht anstreiten.

Was einmal gut ist, das bleibt es immer.

Indeß hat das Wort gut wieder eine doppelte Bedeutung. Gut heißt oft das Brauchbare, was seinem Zwecke entspricht, oder was überhaupt zu etwas dient. So nennen wir Werkzeuge, Hülfsmittel zu gewissen Verrichtungen, Dinge, welche menschliche Bedürfnisse befriedigen, welche Unbequemlichkeiten abhelfen, oder zur Verschönerung des Lebens gereichen, gut. Um zu wissen, ob eine Sache in diesem Sinne gut sey, hat man zu untersuchen, entweder ob sich überhaupt etwas damit machen lasse, oder ob sie sich insbesondre zu dem eigne, wozu sie bestimmt ist. Auch geistige Dinge können auf diese Weise gut seyn. Man spricht z. B. von einem guten Kopfe — der leicht und viel faßt, alles glücklich verarbeitet und selbst denkt — von einem guten Buche — welches seinen Gegenstand auf eine lehrreiche oder praktische Art in gefälligem Gewande darstellt — u. s. w.

Die Schule nennt dies das Relativ- (Beziehungsweise) Gute. Man kann es auch das Nützliche nennen.

Das Nützliche ſteht immer unter gewiſſen Bedingungen ſeiner Güte. Was in der Einen Hinſicht vortheilhaft iſt, iſt oft in einer andern nachtheilig; es kann ſo gar unter veränderten Umſtänden in derſelben Hinſicht nachtheilig werden.

Für das Nützliche hat man keinen allgemeinen Maßſtab. Ein jeder muß es für ſich, nach ſeinen Bedürfniſſen, ausmitteln. So verſchieden als die Zwecke ſind, welche Menſchen ſich vorſetzen, ſo verſchieden ſind auch die Arten des Nützlichen.

Es gibt indeß auch ein Gutes, was an ſich, ohne alle Beziehung und Bedingung, gut iſt — das Abſolut-Gute; — und dieſes iſt der Gegenſtand unſrer Betrachtung. Es liegt in ſeiner Natur, daß es von allen, welche Sinn dafür haben, gebilligt werde. Man nimmt dabey keine Rückſicht auf etwas Andres, wozu es etwa dienen mag. Und wenn es zu nichts diente; wenn es ſo gar ſchädlich würde: wir können doch nicht umhin, es für das Rechte zu erkennen, und ihm unſre Achtung zu bezeugen. Sein bloßes Daſeyn iſt hinlänglich, uns anzuziehen und zu entzücken. Wenn wir gleich ſelbſt Nachtheile davon haben, wir fühlen doch, daß es überall ſeyn ſollte, daß darin die Regel für das wahre Weſen aller Dinge ausgedrückt iſt; und daher entſteht uns auch die Ueberzeugung, daß es, wo eine vernünftige Ordnung herrſcht, nie anders als heilbringend ſeyn könne, und daß die Einzelnen Unbequemlichkeiten, die es zu veranlaſſen ſcheint,

verschwinden müssen, wenn man auf das Ganze sieht.

Das Gute an sich ist nicht für diejenigen Menschen, welche überall nach dem Nutzen fragen. Sie können nicht begreifen, wie etwas gut seyn möge, ohne irgend wozu gut zu seyn. Daß etwas einem reinen menschlichen Daseyn genüge, ist ihnen unverständlich, weil sie dieses reine menschliche Daseyn nie in sich gefunden haben.

Aber sie sollten doch bedenken, daß auch sie nicht immer bey ihrem Wozu können stehen bleiben, daß ihr Nützliches ihnen etwas verschaffen soll, was nicht mehr nützlich ist, sondern an sich gefällt. Zwar ist ihnen dies gewöhnlich das Angenehme, oder höchstens das Schöne. Aber warum soll nicht auf eben die Weise, wie manches an sich angenehm oder schön ist, manches andre an sich gut seyn können? Ist denn eine solche Einrichtung der menschlichen Natur, vermöge welcher etwas an sich Beyfall findet, weil es ihren ursprünglichen Bedürfnissen zusagt, widersprechend?

Mag immerhin der ökonomische Geist, der mit allem haushält, den Sinn für das an sich Gute unterdrücken. Es ist doch da — es ist in vielen herrlichen Menschen wirklich gewesen; und seine Vortrefflichkeit wird noch immer von Guten und Schlechten anerkannt.

Die Sphäre des Guten sind die Handlungen der Menschen. Wenn wir äußere Gegenstände gut

oder ſchlecht nennen: ſo verſtehen wir damit immer ihre Tauglichkeit oder Unbrauchbarkeit. Nur Weſen, die mit Gefühl, mit Ueberlegung und mit Freyheit wirken, die Vorſchriften für ihr Thun und Laſſen faſſen, dieſelben prüfen, und ſie dann noch, nach eignem Belieben, annehmen oder verwerfen können, ſind der Darſtellung des Guten fähig; ſie haben moraliſche (ſittliche) Anlagen.

Alles an ſich Gute iſt ein Sittliches; denn es iſt aus Ueberlegung entſtanden, mit Freyheit gewählt und ausgeführt.

Das Gute kommt daher auch immer aus dem Herzen. Die That iſt bloß darum, und in ſo fern gut, als ſich in ihr Güte des Herzens — eine Geſinnung die das Gute in ſeiner Vortrefflichkeit aufnimmt — offenbart. Wo dieſe Geſinnung fehlt; da mögen im Aeußern alle Merkmale des Guten vorhanden ſeyn: das Gute ſelbſt werden wir hier nie antreffen. Es iſt eine aufgedrungene, dem Gemüthe fremde Form, was dieſen Schein erzeugt. Das Gute iſt ein heiliges Leben im Innern. Nur der edle Menſch verrichtet gute Thaten.

Sittlich oder moraliſch nennen wir im Allgemeinen alles, was ſich auf das an ſich Gute bezieht, oder wobey die Fähigkeiten, die uns zum Guten leiten ſollen, wirkſam geweſen ſind. Ein moraliſcher Charakter iſt ein ſolcher, den man nach Grundſätzen des Guten und Schlechten beurtheilen

kann. Eine moralische Stimmung ist eine solche, die uns dem Guten geneigt macht.

Das Moralische ist noch nicht das Gute; gibt es doch moralische Fehler, ein moralisches Verderben u. s. w. Es wird erst zum Guten gebildet, indem wir es uns selbstthätig aneignen. Es wird uns aber zum Schlechten, indem wir uns ihm widersetzen, und unsrer Freyheit eine andre Richtung geben.

Im besondern Sinne wird das Wort moralisch für gut genommen. Wir brauchen es dann, um damit die Reinheit des Guten anzudeuten. Ein moralischer Mensch ist derjenige, welcher nicht bloß gut handelt, sondern auch mit guter Gesinnung.

Das Gute, in seiner Vollkommenheit, ist das Heilige, wovon im Verfolge die Rede seyn wird.

Zwölfter Brief.

Das sittliche Gefühl.

Das Gute wird anerkannt vom sittlichen Gefühle, wie das Schöne vom Geschmacke; und wie das Schöne mit Wohlgefallen, das Häßliche mit Widerwillen, so wird das Gute mit Achtung, das Schlechte mit Verachtung aufgenommen.

Davon rührt auch wohl die sonst nicht ganz richtige Benennung Gefühl her. Denn wenn wir uns auch der Gründe nicht deutlich bewußt sind, die uns bestimmen, etwas für gut oder für schlecht zu erklären: so ist es doch ein Urtheil des Verstandes, und nicht ein Gefühl, was hier entscheidet. Aber das Urtheil ist mit einem Gefühle verknüpft; und dieses Gefühl ist in der Seele so lebendig, daß sich jenes darin gleichsam verliert, und wir uns des

Guten mehr in der Achtung, die wir dafür empfinden, als in bestimmter Hinsicht bewußt werden.

Die menschlichen Handlungen lassen mehrere Arten der Beurtheilung zu. Wir beurtheilen sie nähmlich oft aus dem Gesichtspunkte der Schicklichkeit, und sehen dann darauf, ob sie den eingeführten Formen des gesellschaftlichen Lebens und dem natürlichen Zwecke desselben, ob sie den Regeln der freyen Schönheit und der besondern Bestimmung der einzelnen Handlung angemessen sind — überhaupt, ob sie uns die Nähe des Wesens, welches so handelt erfreulich machen.

Die Vorzüge, die wir hier entdecken nennen wir gute Lebensart, Artigkeit und Feinheit. Allerdings sind dies bedeutende Vorzüge; und es nimmt sehr für einen Menschen ein, wenn er, ohne Zwang, das Schickliche auf eine gefällige Art darstellt. Geschmack und Humanität machen es zur Pflicht, dahin zu streben. Sie sind aber nicht mehr als eine schöne Hülle; am Innersten des menschlichen Daseyns ist damit noch nichts gebessert. Jemand kann sie im höchsten Grade besitzen, und dabey ein schlechter Mensch seyn.

Auf Kosten alles menschlichen Wehrtes, wird in gewissen Zeiten ein glattes Aeußeres als Vergütung für Fehler des Herzens genommen. Kommt es aber erst dahin, daß man das Schickliche mit dem Guten verwechselt, und in jenem alles glaubt geleistet zu haben, was dieses verlangt: dann ist die Mensch-

heit in Gefahr, ihr Edelstes einzubüßen, und dann wird auch das Schickliche nicht lange mehr beobachtet werden.

Wir beurtheilen menschliche Handlungen, zweytens, aus dem Gesichtspuncte ihrer Zuträglichkeit für fremdes oder für eignes Wohl. Im ersten Falle ist die Beurtheilung derselben philanthropisch; im zweyten ist sie egoistisch. In beyden vergleicht der Verstand Mittel und Zwecke mit einander, um die Zuträglichkeit jener zu erkennen. Das Höchste, was man in dieser Hinsicht von jemand sagen kann, ist, er sey klug; und das ist noch kein sonderlicher Ruhm — oft ein Ruhm, der mit dem Verluste des bessern Selbstes erworben wird.

So mannichfaltig als die menschlichen Bedürfnisse sind; so mannichfaltig sind auch die Maximen, welche in dieser Hinsicht Billigung verdienen.

Man könnte diese Art der Beurtheilung die verständige nennen. Sie hat es eigentlich mit Wehrt und Unwehrt gar nicht zu thun. Sie fragt nur, ob eine Handlung zu dem passe, was dadurch erreicht werden soll. Dies letztere kann etwas sehr Schlimmes seyn.

Eine Handlung ist tauglich entweder zur Erreichung eines einzelnen Zweckes, oder zur Ausführung eines umfassendern Planes, oder zu einem richtig gedachten Ganzen der menschlichen Glückseligkeit. Auf die letztere sollte man vorzüglich sehen,

wann von Klugheit oder Unklugheit, ohne Rückſicht auf Sittlichkeit, die Rede iſt. Den ſollte man den Klügſten nennen, der ſein Leben ſo einrichtet, daß er desſelben am meiſten froh wird. Aber man ſieht gewöhnlich entweder auf die bekannten Abſichten des Menſchen, den man beurtheilt, oder auf diejenigen Dinge, welche die öffentliche Meynung, oft verkehrt genug, als die vorzüglichſten preiſt.

Eine moraliſche Klugheit würde nicht allein diejenige heißen, welche das Gute nie verletzt, und ſich überall nach den Regeln des Guten einſchränkt, ſondern insbeſondre diejenige, welche ſich ſelbſt dem Guten dienſtbar macht, und zur Förderung des Guten im eignen Leben, wie zur Bewirkung desſelben in der Welt die tauglichſten Mittel erfindet.

Verwechſelt man das Gute mit dem Klugen: ſo iſt das noch viel ſchlimmer, als wenn es mit dem Schicklichen verwechſelt wird — ſelbſt dann, wenn man dabey den fremden Vortheil mit dem eignen verbände. Jener wird dieſem doch immer untergeordnet bleiben; man wird es eben aus Klugheit nicht mit der Welt verderben wollen: und wir erhalten ſtatt einer moraliſchen Lehre, ein Syſtem der Selbſtſucht, woraus, wenn es conſequent durchgeführt wird, ein großer Verfall entſtehen muß.

Man kann, drittens, menſchliche Handlungen auch aus dem Geſichtspuncte der Rechtlichkeit beurtheilen; wo dann unterſucht wird, ob ſie kein Recht eines andern verletzen, und dem bür-

gerlichen Gesetze, das jedem sein Recht zuerkennt und sichert, angemessen sind.

Im Grunde fällt diese Beurtheilung mit der aus dem Gesichtspuncte der Klugheit zusammen. Die bürgerliche Gesellschaft verfolgt die Uebertretung ihrer Gesetze mit Strafen, und die Klugheit räth, daß man dieselben zu vermeiden suche. Aber sie können oft, eben mit Hülfe der Klugheit, bey einem gesetzwidrigen Betragen, vermieden werden. Deßwegen muß ein eignes Rechtsgefühl die rechtliche Beurtheilung leiten. Und dieses Rechtsgefühl ist wirklich in der menschlichen Natur gegründet.

Wenn keine bürgerliche Gesellschaft und kein geschriebenes Gesetz existirten: so würde man doch menschliche Handlungen darnach beurtheilen, ob durch sie auch jemandes Recht gekränkt werde.

Die rechtliche Beurtheilung ist der Anfang der moralischen; aber sie ist nicht diese selbst. Der gute Mensch darf keines andern Recht verletzen; aber damit allein ist er noch kein guter Mensch. Er darf noch manches Andre nicht thun, und soll vieles vollbringen, wovon das Gesetz des Rechtes schweigt. Die rechtliche Beurtheilung umfaßt daher nur einen Theil derjenigen Handlungen, die in die Sphäre des Guten gehören. Sie bleibt überdem beym Aeußerlichen stehen. Wenn das Gesetz nur erfüllt wurde, dann ist es einerley, aus welchem Grunde es geschah, und welche Triebfedern dabey wirksam waren. Die sittliche aber sieht: das

Herz an; sie will den Menschen in seinen Thaten wägen. Vor ihr besteht nur, was aus reiner Liebe zum Guten fließt.

Dieses Vermögen nun, die innere Güte einer Handlung, abgesehen von Anstand und Vortheil, an sich selbst zu beurtheilen, verstehen wir unter dem sittlichen Gefühle. So sagen wir von jemand; er habe ein feines sittliches Gefühl, wenn er das Gute vom Schlechten scharf unterscheidet; oder, er habe ein lebhaftes sittliches Gefühl, wenn die Vorstellung des Guten und Schlechten ihn stark ergreift, und tief bey ihm eindringt. Das Urtheil fällt auch hier der Verstand; aber er wird von gewissen geheimen Thätigkeiten der Seele geleitet. Und diese Thätigkeiten eben bestimmen den Unterschied des Guten und Schlechten. Mit ihnen muß dasjenige übereinkommen, was wir gut nennen sollen. Das Bewußtseyn des Widerspruches, worin etwas gegen sie steht, erweckt den Abscheu, mit welchem wir das Böse betrachten. Sie sind das Wesen des Moralischen im Menschen. Auf sie sind alle seine sittlichen Anlagen gegründet.

Das moralische Gefühl ist eine Erscheinung, die sich weder wegläugnen, noch durch künstliche Herleitungen ihres Ansehens berauben läßt. Wer auf sich selbst etwas hält, und das Leben, nach seinen Vorzügen und nach seiner Armuth, richtig zu würdigen weiß, wird es für seine höchste Ehre halten,

und darauf, als auf die Stütze seines Friedens, vertrauen.

Ohne alles moralische Gefühl ist wohl kein Mensch. Aber ursprüngliche Rohheit oder spätere Verwilderung kann gegen die beßere Stimme in der Brust betäuben, oder die Fähigkeit der Seele, die in dem moralischen Gefühle wirkt, so unterdrücken, daß es fast so anzusehen ist, als ob sie gar nicht da wäre. Das meynt man, wenn man sagt, dieser oder jener habe gar kein moralisches Gefühl. Uebrigens regt sich dasselbe auch in sehr schlechten Menschen noch. Sie können der Tugend ihre Achtung nicht ganz versagen. Sie müssen die Laster mißbilligen, die sie selbst ausüben, und die vielleicht ihren Vortheil sehr befördern.

In unverdorbenen Gemüthern zeigen sich indeß die Wirkungen des sittlichen Gefühles am lautersten.

Warum erklären wir gewisse Handlungen für solche, die gethan werden, und andre für solche, die unterbleiben sollen? Ist es etwa der Vortheil, der uns jene anpreist, und diese untersagt? Der Vortheil kann nur anrathen, wie das Gefühl der Nothwendigkeit erwecken; er kann wohl Lust, aber nie Achtung hervorbringen. Ueberdem erklären wir manche Handlung für recht, die unserm Vortheile offenbar entgegen ist, und manche für unrecht, die denselben trefflich befördern würde. Wir sind fest überzeugt, daß weder der günstige noch der nachtheilige Erfolg in der Natur des Guten und des

Schlechten etwas ändern könne. Im Gegentheile erſcheint uns das Gute dann am herrlichſten, wenn es mit Verläugnung des eignen Nutzens und mit der freywilligen Uebernahme des Schmerzes erkauft werden muß. Wie ehrwürdig wird uns der Mann, der die Wahrheit ſagt, und nicht davon abweicht, ob er gleich alles dadurch beleidigt, ſich Läſterung und Verfolgung zuzieht, den weder Schmeicheley noch Drohung bewegen, das Recht, das in ſeiner Gewalt iſt, zu beugen! — wie ehrwürdig das Weib, das Ein Opfer nach dem andern darbringt, um die Pflichten der Gattinn und Mutter zu erfüllen!

Hier werden Geſinnungen gezeigt, die ihren Adel in ſich ſelbſt haben, und denen niemand ſeinen Beyfall verſagen kann.

Hat es uns etwa die Erziehung ſo eingeprägt, daß wir manches rühmlich und manches andre dagegen verwerflich finden? Wie iſt denn die Erziehung dazu gekommen? Durch welche Mittel iſt es ihr gelungen, dieſer Maxime ein ſo allgemeines Anſehen zu verſchaffen, daß man unter allen kultivirten Völkern, ohngeachtet der übrigen Verſchiedenheiten in ihren Erziehungsweiſen, ſich darin ſo gleich bleibt? Wenn die Erziehung das ſittliche Gefühl überall weckt und pflegt: ſo muß ſie doch wohl von der Natur die Weiſung und das Weſen dazu empfangen haben.

Und warum hört man nicht auf, die Menſchen

zum Sittlichen zu erziehen; da dies doch offenbar etwas sehr Lästiges ist?

Nein, es ist nicht von außen in den Menschen herein gekommen: es ist etwas Ursprüngliches und Angebornes, daß er manches, ohne Rücksicht auf Vortheil und Genuß, billigen, und manches, ohne Rücksicht auf Nachtheil und Schmerz, tadeln — es ist Einrichtung seines Wesens, daß er manches, als ein Gutes, achtungsvoll aufnehmen, und manches, als ein Schlechtes, mit Verachtung verwerfen muß. So wenig er sich auch der Gründe bewußt seyn mag, welche ihn dazu bestimmen: er kann doch nicht anders.

Es gibt ein eignes Vermögen der Beurtheilung menschlicher Handlungen, das weder auf das Schickliche, noch auf das Zuträgliche, noch auf das Rechtliche sieht, sondern auf das an sich Gute — und das ist das sittliche Gefühl.

Dreyzehnter Brief.

Verschiedenheit in den Aeußerungen des sittlichen Gefühles. — Gewissen.

Sie erinnern mich daran, meine Emilie, daß die Wirkungen des sittlichen Gefühles überall so verschieden, und die Begriffe der Menschen über Recht und Unrecht sich oft ganz entgegen gesetzt sind. Das ist allerdings nicht zu läugnen. Wir sehen den Einen das rühmen, was der andre verurtheilt. Rohe Menschen machen sich Dinge zur Pflicht, die den Gebildeten Abscheulichkeiten sind. Und wie manches wird bey unkultivirten Völkern öffentlich und ohne Scheu gethan, was unter uns schon das halb entwickelte sittliche Gefühl mißbilligt! Läßt sich doch fast kein Laster denken, selbst von dem, gegen welche sich schon der natürliche Menschensinn empört, das nicht irgendwo geduldet, oder gar begünstigt würde.

Dies darf uns aber gar nicht befremden, und am allerwenigsten können wir hieraus schließen, daß das sittliche Gefühl nicht zu den ursprünglichen und allgemeinen Anlagen der menschlichen Natur gehöre. Eher noch muß es uns in dem Glauben daran bestärken. Denn so verschieden seine Aeußerungen auch seyn mögen: wir finden das Wesentliche doch überall wieder. Alle Umstände, die dazu beygetragen haben, jene Verschiedenheit hervor zu bringen, haben dieses Wesentliche doch nicht vertilgen können.

Mit dem sittlichen Gefühle verhält es sich wie mit jeder andern Anlage. Es muß sich entwickeln. Es bedarf der Pflege und der künstlichen Nachhülfe, wenn es zur Vollkommenheit gelangen soll. Es hat an den Leidenschaften der Menschen und an mancherley Vorurtheilen Gegner, die ihm leicht zu mächtig werden, und es bald verfälschen, bald schwächen, bald ganz unterdrücken. So wie sich der Verstand, wenn ihn nicht Erziehung und Unterricht begünstigen, nur in solchen Menschen, welche die Natur hierin reich bedacht hatte, über das Gemeine erhebt: so kann auch das sittliche Gefühl nur da der fremden Leitung und Belebung entbehren, wo es, als genialischer Instinct, in vorzüglicher Stärke vorhanden ist.

Was dürfen wir anders erwarten, als daß das sittliche Gefühl bey solchen Völkern, die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, die ein un-

günstiges Klima, Despotismus, Aberglaube und Kampf mit physischem Elende in ewiger Geistesknechtschaft gefangen halten, äußerst verkrüppelt erscheine? Was ist natürlicher, als daß falsche Begriffe, die uns schon frühe tief eingedrückt wurden, Meynungen, welche wir aus jedem Munde hören, und denen der allgemeine Glaube huldigt, oder die ein heilig verehrtes Ansehen unterstützt, die innere Stimme entweder zum Schweigen bringen, oder ihr eine andre Deutung geben? Kann nicht die Erziehung fast aus dem Menschen machen, was sie will; und doch gelingt es ihr unter denen, welchen das Licht der Kultur aufgegangen ist, nicht, das moralische Gefühl ganz zu verwirren; so viel sie auch übrigens, durch Angewöhnung an das Schlechte, durch Verschraubung des Verstandes, durch Beförderung des Leichtsinnes und durch Verstärkung der Sinnlichkeit, an demselben verdirbt.

Die Religion der Völker ist nicht immer das Werk eines reinen Naturſinnes; — oft ein Kind des Aberglaubens, der Furcht oder des Betruges. Ueberall trägt sie die Zeichen von der Schwäche des menschlichen Verstandes; überall ist sie von verschlagenen Menschen zur Beförderung ihrer Privatabsichten mißbraucht worden, und hat sich deßwegen manche Entstellungen müssen gefallen lassen. Die irrigen Meynungen, welche auf diese Weise entstanden, und vom unwissenden Haufen mit großer Verehrung aufgenommen wurden, mußten natürlich

auf das sittliche Gefühl groſsen Einfluſs haben. Gewöhnlich ist dasselbe von jenen Meynungen schon früher bestochen, als es sich gegen sie sträuben, und zur Berichtigung derselben Anlaſs geben konnte.

Die Erscheinung, die wir sittliches Gefühl nennen, ist nicht ganz eine eigenthümliche Anlage. Auch der urtheilende Verstand ist in ihr wirksam. Von ihm hängt so gar die eigentliche Entscheidung ab. Die sittliche Natur gibt nur das Allgemeine her, welches der Verstand auf das Besondere anwendet. Wenn nun die Menschen auch über das Allgemeine einverstanden sind: so muſs doch die verschiedene Gabe und Anwendung des Verstandes im Besondern viele Verschiedenheiten hervor bringen; besonders da diese Anwendung in den Aussprüchen des sittlichen Gefühles selten eine besonnene und willkührliche ist.

Der Kurzsichtige zieht aus den richtigsten Grundsätzen falsche Folgerungen. Der mit Vorurtheilen Angefüllte wird von denselben immer irre geleitet; und überall dringt der Geist des Zeitalters durch den Verstand in das sittliche Gefühl ein.

Darum bleibt es eine wichtige Angelegenheit des bessern Menschen, über der Lauterkeit seines sittlichen Gefühles ernstlich zu wachen, und seine moralischen Begriffe, durch Lectüre und Nachdenken, immer mehr zu berichtigen und aufzuklären.

Wo das moraliſche Gefühl bloß im Allgemeinen über das Gute und Schlechte einer Handlung entſcheidet, oder die Handlungen andrer ſeiner Beurtheilung unterwirft, da behält es den Nahmen moraliſches Gefühl. Wo es aber in beſondrer Beziehung auf uns ſelbſt, als handelnde Weſen, thätig iſt, heißt es Gewiſſen.

Das Gewiſſen erklärt ſich über die Sittlichkeit und Unſittlichkeit deſſen, was wir thun wollen, oder ſchon gethan haben. Es ſagt uns, oft ohne daß wir es darüber befragen, ob wir uns erlauben dürfen, wozu wir wohl Luſt haben, oder nicht, auf eine Art, die uns zugleich zu dem Einen antreibt, und von dem andern zurück hält. Aber es zieht auch vollbrachte Thaten vor ſeinen Richterſtuhl; ſelbſt dann, wenn wir ſeine Ausſprüche gar nicht hören mögen. Es billigt oder verurtheilt ſie, und gewährt uns darnach das Gefühl der Zufriedenheit mit uns ſelbſt oder das Gefühl des Unwillens über uns, der Selbſtverachtung und aller ſchmerzlichen Empfindungen, die damit verbunden ſind.

Den Vorwürfen und den Qualen des geſchreckten Gewiſſens entgeht der Schlechte nicht, wenn er anders noch Gewiſſen hat. Aber eben ſo ſicher iſt auch dem Guten das frohe Bewußtſeyn des Rechtthuns.

Dadurch, daß das Gewiſſen ſich unmittelbar an

uns selbst wendet, gewinnt es noch manches Eigenthümliche. Andre können wir nur nach ihrem Aeußerlichen beurtheilen; deßwegen muß das sittliche Gefühl bey der Handlung, als dem allein Sichtbaren, stehen bleiben. Das Gewissen aber dringt ins Innere. Es beleuchtet Absichten und Gesinnungen, und bestimmt nach diesen der That ihren Wehrt. Es verwirft auch diejenige, welche das äußere Gepräge des Guten an sich trägt, wenn sie nicht aus einem guten Herzen floß. Das Gewissen richtet, wie der Unsichtbare über den Sternen, und an seiner Statt.

Wenn wir andere moralisch beurtheilen: so mag es uns genug seyn, sie achtungswehrt oder verächtlich zu finden. Wenn wir uns selbst beurtheilen: so kömmt dabey das ganze Verhältniß des Guten oder Schlechten zu unsrer Natur, zu unsrer Würde und zu unserm Glücke in Anschlag.

Das Gute gibt uns Wehrt vor Gott, Vertrauen zu uns selbst und heitre Aussichten in die Zukunft. Das Böse macht uns vor Gott unwürdig und strafbar, vor uns selbst klein; — und in einer sittlichen Ordnung der Dinge kann es nicht anders als verderblich seyn. Wenn diese Gedanken auch in unsrer Seele noch nicht entwickelt sind: so sind sie doch in dunkeln Regungen da. Sie mischen sich in unsre Gewissensgefühle, und modificiren sie. Wir fühlen, wo wir gut waren, nicht bloß Ach-

tung, sondern auch Ruhe, Zufriedenheit mit uns selbst, frohen Muth und hoffende Ahndungen; — wo wir schlecht waren nicht bloß Selbstverachtung, sondern auch Unwillen über uns selbst, Beschämung, Furcht und schmerzliche Reue. Die Selbstverachtung wird im Gewissen zur schrecklichen Angst.

Das Gewissen ist nie allein moralisch, sondern zugleich religiös — auch in solchen Menschen, welche vorgeben, keine Religion zu haben. In ihm eben erhebt sich der Geist zur Religion; in ihm offenbart sich das, was in der Religion das Heiligste ist.

Ein unbestimmtes Gefühl von einem höhern Gerichte, von Gott und Ewigkeit ist in jeder Gewissensäußerung. Das macht das Gewissen dem Menschen so furchtbar; darum zittert der Frevler, ob ihn gleich niemand verfolgt. Wenn er auch nicht die Strafe fürchtet: so ergreift ihn doch erschütternd die Majestät des Unendlichen, dessen er im Gewissen inne wird, und wobey ihm das Nichts seiner elenden Existenz auf eine schauderhafte Art einleuchtet.

Das Gewissen ist das Licht des Lebens, der gute Geist, der den Menschen auf ebner Bahn führt. Nie kann es uns gereuen, ihm gefolgt zu haben. Wahrheit im Thun, Uebereinstimmung im Gemüthe, Freude im Herzen und Adel im Leben, das sind die göttlichen Gaben, wo-

mit es ſeine Getreuen belohnt. In denjenigen, die ſich eine zarte Empfänglichkeit für ſeine Ausſprüche bewahrt haben, wirkt es oft wunderbar überraſchend, deutet da noch auf das Rechte hin, wo die Nebel der Leidenſchaft den Verſtand ſchon verfinſtert haben — und warnt da noch vor der Gefahr, wo die, von der Luſt bethörten, Sinne nichts als die Blumen ſehen, die jene überdecken.

Gewiſſenhaftigkeit, die Diſpoſition der Seele, ſich immer von dem Gewiſſen rathen zu laſſen iſt das Edelſte im menſchlichen Daſeyn. Alle andere Vorzüge, ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, die ſich, als die ſchönſten Erzeugniſſe eines glücklichen Naturells, zunächſt an ſie anſchließen, Mitgefühl, Sanftmuth, Demuth, Freude am Schönen und Guten u. ſ. w., haben ohne ſie wenig Wehrt. Gewiſſenhaftigkeit muß ſie heiligen, damit ſich in ihnen die herrliche Blüthe einer reinen und würdevollen Seele entfalte. Auch in dem beſten Herzen bleiben Unregelmäßigkeiten genug zurück, die ſeiner Vortrefflichkeit Eintrag thun, wenn es nicht durch Gewiſſenhaftigkeit veredelt ward. Die volle Bildung zur Humanität muß vom Gewiſſen ausgehen.

Kann das moraliſche Gefühl ſchon irre geleitet werden: ſo kann es das Gewiſſen noch mehr. Das Gewiſſen iſt in ſeinen Ausſprüchen beſtimmter; weil es unſer eignes Thun und Laſſen in Anſpruch nimmt. Hier können alſo ſolche Mey-

nungen leichter an die Stelle der moraliſchen Regel geſetzt werden. Uns ſelbſt wünſchen wir, ſo viel als nur immer möglich iſt, erlauben zu können, und deuten daher gerne die Entſcheidung des Gewiſſens nach unſrer Neigung. Unſre Leidenſchaften hören nie auf, an dem Gewiſſen zu künſteln; und wenn man auch ſehr auf ſeiner Hut iſt: ſo vermeidet man doch nicht jede Entſtellung desſelben.

Mehr kann man von niemand fordern, als daß er nach ſeiner Gewiſſensüberzeugung handle. Einem andern unſer Gewiſſen unterzuſchieben, und ihn nach demſelben zu richten, wäre ein unbeſonnener Frevel. Mit demſelben Rechte könnte man auch uns ein fremdes Gewiſſen unterſchieben. Oder woher iſt es denn entſchieden, daß unſer Gewiſſen allein das richtige ſey?

Für jeden, der gegen ſich ſelbſt redlich war, iſt ſein Gewiſſen das richtige — und Treue gegen dasſelbe Gewiſſenhaftigkeit. Nie werden die Gewiſſenhaften in ihrem Leben ganz übereinſtimmen. Mag das ſeyn; wenn ſie nur in ihrer Liebe zum Guten mit einander übereinſtimmen.

Wollte indeß jemand wiſſentlich Irrthümer des Gewiſſens dulden, oder es an dem nöthigen Fleiße in der Aufklärung und Berichtigung ſeines Gewiſſens fehlen laſſen: ſo würde er ſich eben dadurch als einen Gewiſſenloſen kenntlich machen. Wer ſein Gewiſſen wahrhaft ehrt, dem iſt auch alles daran gelegen, daß er ſeine Stimme lauter vernehme.

Das Leben wird um so übereinstimmender und würdevoller; je mehr es das treue Nachbild einer aufgeklärten Gewissensüberzeugung ist.

Das Gewissen kann auch einschlafen, d. h. seine Wirksamkeit verlieren, so daß wir entweder gar nicht mehr auf dasselbe achten, daß seine Aussprüche nicht mehr zu uns gelangen, oder daß wir die Unruhe und den Frieden desselben nicht lebhaft genug empfinden, daß seine Antriebe und Warnungen nicht tief genug bey uns eingreifen, um auf unser Verhalten Einfluß zu bekommen.

Leichtsinn, den man geflissentlich bey sich fördert, öftere Uebertretungen und vorzüglich absichtliche Bemühungen, das Gewissen zum Schweigen zu bringen, um durch dasselbe nicht beunruhigt zu werden, setzen dasselbe entweder ganz auser Thätigkeit, oder stumpfen das Gemüth gegen seine Eindrücke ab. Seine Vorwürfe verlieren ihren Stachel, die Selbstverachtung ihr Empfindliches.

Im Gewissenlosen hat sich der Unterschied zwischen Recht und Unrecht verdunkelt. Die Frage nach der Sittlichkeit seines Thuns hat ihre Bedeutung verloren. Er wird weder beschämt durch den Tadel, noch zurück geschreckt durch die Einreden seines Gewissens.

Traurig ist die Verfassung der Seele, worin das Gewissen einschlief. Der Verfall des ganzen Lebens ist unvermeidliche Folge davon. Und doch geschieht es so leicht im prüfungsvollen Leben, wo

bald unſre Sinnlichkeit angezogen, bald unſre Empfindlichkeit gereizt, bald unſre Schwäche beſtürmt wird. Wohl dem, welchem Stille des Gemüthes, Achtſamkeit auf ſich ſelbſt und auf jeden Gewiſſensſpruch das ſchöne Licht des Lebens ungetrübt erhalten!

Vierzehnter Brief.

Prinzipien der moraliſchen Beurtheilung. — Vernunft. — Geſetz.

Wir haben im Vorhergehenden geſehen, daß das ſittliche Gefühl, ſo wohl als das Gewiſſen, in einzelnen Fällen irren kann, und daß dies vorzüglich daher kommt, weil in denſelben der Verſtand nach dunkeln Regungen des Gemüthes entſcheidet, und wir uns dieſer Thätigkeit ſelbſt nicht einmal deutlich bewußt ſind. Sollen ſolche Irrthümer vermieden werden: ſo müſſen wir unſer ſittliches Gefühl aufzuklären, und uns von dem Verfahren, das wir in demſelben beobachten, deutliche Begriffe zu verſchaffen ſuchen, damit wir im Stande ſind, die Richtigkeit desſelben nach dieſen Begriffen zu prüfen.

Ich weiß es wohl, daß die Innigkeit des Gefühles eine ſchöne Eigenthümlichkeit echt weiblicher Seelen iſt, und daß dieſes Gefühl am tiefſten in

das weibliche Leben wirkt, und zu seiner Veredlung am meisten beyträgt. Ich will diese Innigkeit auch nicht schwächen — und am wenigsten ist es meine Absicht, an die Stelle derselben eine kalte Regel zu setzen, die ein lebendiges und weiches Gefühl schon durch ihre Kälte verletzt, wenn sie auch das Allervortrefflichste enthielte.

Immerhin trete das Gute aus der Fülle eines bewegten Herzens hervor; aber immer erscheine auch darin die Besonnenheit eines verständigen Wesens. Das Gefühl soll nur die Einheit zur Begleitung haben, und, von dieser geläutert und berichtigt, wieder in seiner ganzen Kraft wirken.

In den meisten Fällen entscheidet das sittliche Gefühl des gebildeten Menschen richtig; denn es wird von etwas Unveränderlichem und Unvertilgbarem bestimmt. Die meisten Aeußerungen desselben werden daher etwas haben, was ihnen gemeinschaftlich ist. Es wird gewisse Eigenschaften geben, die sich in allen Handlungen wiederfinden, welche als gut beurtheilt werden. Es kommt also darauf an, die Aeußerungen des sittlichen Gefühles mit einander zu vergleichen und dieses Gemeinschaftliche auszumitteln.

So entstehen Prinzipien der sittlichen Beurtheilung — Grundsätze, welche dasjenige enthalten, worin die verschiedenen Aussprüche des sittlichen Gefühles zusammen treffen. Was in diesen Aussprüchen verschieden ist, rührt von der Natur der einzelnen Gegenstände her. Das Gemein-

schaftliche, welches jene Grundsätze ausdrücken, ist das reine Eigenthum des sittlichen Gefühles selbst.

Sind die Prinzipien gefunden: dann ist es die Sache des Verstandes sie anzuwenden, und nach ihnen so wohl den Handlungen ihren sittlichen Werth zu bestimmen, als auch die besondern Aussprüche des Gefühles zu prüfen. Diejenigen, welche denselben widerstreiten, sind als irrige anzusehen.

Gewöhnlich bilden sich sittliche Prinzipien, ohne daß man es sich besonders vornimmt; wie allgemeine Begriffe von sinnlichen Erscheinungen sich bilden. Sie sind daher, mehr oder weniger vollkommen, in jedem Menschen vorhanden; freylich am vollkommensten in denen, welche sich ihrer durch absichtliches Nachdenken versichert haben. Auch der ungebildete Mensch weiß Gründe dafür anzuführen, wenn er eine Handlung für edel oder für verwerflich erklärt; und diese Gründe sind nichts anders als solche sittliche Prinzipien, die sich unvermerkt in seinem Kopfe abgesondert haben. Sittliche Prinzipien sind folgende:

Man soll die Würde der menschlichen Natur heilig halten;

Man soll keines andern Rechte verletzen;

Man soll niemand in den Augen anderer herabsetzen;

Man soll keine Unwahrheit reden;

Man soll Menschenwohl befördern, so sehr man kann;
Thätigkeit ist jedes Menschen Pflicht;
Es ist unrecht, sich wegen erlittener Beleidigung zu rächen;
Jeder soll an seiner Vollkommenheit arbeiten u. s. w.

Sollen indeß diese sittlichen Prinzipien uns sicher leiten: so müssen sie auch vollständig vorhanden seyn. In vielen Menschen sind sie das offenbar nicht. Manche unter ihnen setzen eine Feinheit und Schärfe des sittlichen Gefühles und eine Kultur aller Gemüthskräfte voraus, welche bey den meisten nicht angetroffen werden. Ueberhaupt wird jeder nur diejenigen Prinzipien kennen, welche ihm durch vorher gegangene Aeußerungen seines sittlichen Gefühles sind angedeutet worden. Gesetzt man besäße alle sittlichen Prinzipien vollständig; wie soll man davon gewiß werden? Auch gerathen einzelne sittliche Prinzipien zuweilen mit einander in Widerstreit, so daß das Eine nicht ohne Verletzung des andern bestehen kann. Wie soll man nun hier entscheiden? Welchem soll man den Vorzug geben — oder auf welche Weise soll das Eine durch das andre eingeschränkt werden?

Hier ist kein andres Mittel als das, sich Eines höchsten Grundsatzes zu versichern, der alle andre in sich begreife, und aus welchem dann wieder alle andre hergeleitet werden können.

Durch diesen Grundsatz würde das Wesen alles moralischen Wehrtes bestimmt, und es ergäbe sich aus demselben, was darin vorgehen, und was nachgesetzt werden müsse. Er dürfte nur auf die Fälle des Lebens gehörig angewandt werden: und man erlangte ein vollständiges System moralischer Prinzipien.

Der höchste Grundsatz aller moralischen Beurtheilung wird gefunden, wenn man die einzelnen Prinzipien mit einander vergleicht und das Gemeinschaftliche derselben heraushebt. So gelangt man zu folgenden Sätzen: jeder Mensch hat Würde, diese soll nicht bloß heilig gehalten, sondern auch verherrlicht werden; jeder soll diese Würde nicht bloß in sich selbst, sondern auch in andern ehren; jeder soll daher gegen jeden andern so handeln, wie er wollen muß, daß jeder andre gegen ihn handle.

So ist es durch die sittliche Natur des Menschen bestimmt; dies sind Thatsachen des reinen moralischen Bewußtseyns. Der Grundsatz des Guten ist: alles sey dem Begriffe der menschlichen Würde angemessen, und alles müsse daher von allen angenommen und gebilligt werden können.

Man kann sich, um den höchsten Grundsatz zu entdecken, auch unmittelbar an die moralische Natur des Menschen selbst wenden, und aus derselben die letzte Tendenz alles Guten hervor heben.

Das Wesen der moralischen Natur des Menschen ist nirgends anders zu suchen als in der Vernunft. Der Vernunft gehört überall das Richteramt. Aus ihr fließt alles Licht des Lebens; sie ist die höchste Kraft des Menschen. Wie sie allein über Wahrheit und Irrthum entscheidet: so gebührt auch ihr allein, über das Gute und Schlechte zu entscheiden.

Durch Vernunft erhebt sich der Mensch über das Sinnliche. Sie schafft Ideen, und weckt Gefühle, die nicht sinnlich sind. Die Ahndung von etwas Unsichtbarem und Ewigem kommt uns durch Vernunft. Das Gute aber, da es weder ein Angenehmes noch ein Nützliches ist, kann auch im Sinnlichen seine Heimath nicht haben. Es spricht sich fast überall durch den Gegensatz des Sinnlichen aus. Es soll seyn, ein in sich selbst Gegründetes und Unveränderliches; und nur die Vernunft deutet auf ein in sich selbst Gegründetes und Unveränderliches hin.

Sehen wir uns nach demjenigen um, wodurch Vernunft eigentlich Vernunft ist: so finden wir, daß sie in allem auf etwas Selbstständiges und durchaus Uebereinstimmendes dringe. Daher denn diejenige Handlung eine vernünftige zu preisen ist, die ein solches Selbstständiges, in der Würde des Menschen anerkennt, und die mit sich selbst und den Bedürfnissen aller Vernünftigen übereinstimmt. —

Wenn wir alſo auf die Thätigkeit der Vernunft achten, und dieſelbe in einen Begriff auffaſſen; ſo, gelangen wir zu demſelben höchſten Grundſatze, den wir vorhin durch die Vergleichung der ſittlichen Prinzipien erhielten.

Dieſer Grundſatz ſteht uns nun, als ein ſolcher, dem unbedingtes Anſehen gebührt, feſt; er iſt mit der Authorität der Vernunft ausgeſtattet. Darum ſind wir zur Anerkennung des Guten im moraliſchen Gefühle genöthigt, weil in dieſem Gefühle die Vernunft ſpricht. Was die Vernunft entſcheidet, das muß einem vernünftigen Weſen das höchſte Gewicht haben.

Wir ſollen das Gute ehren, weil es vernünftig iſt. Das heißt doch wahrlich mehr, als weil es der Sinnlichkeit ſchmeichelt, oder weil es Vortheil bringt. Gut handeln, heißt vernünftig handeln, und darin bleibt man ſich ſelbſt getreu. Schlecht handeln, heißt ſeine Vernunft im Leben verläugnen, und darin ſchändet man ſich ſelbſt.

Wenn Vernunft im Weltall iſt: dann muß das vernünftige Handeln auch ein ſolches ſeyn, welches in die Ordnung der Dinge eingreift, mit derſelben übereinſtimmt, und daher gewiß einſt die wohlthätigſten Folgen hat. Aber dem Sterblichen iſt es nicht vergönnt, die Ordnung des Ganzen zu faſſen, und wie das Einzelne ſich zu ihr verhalte auszumitteln. Daher kann er auch darnach das Gute nicht beſtimmen, und vom Schlechten unter-

ſcheiden; es muß ihm vielmehr oft ſcheinen, als ſeyen die Folgen des Guten die unglücklichſten.

Der höchſte Grundſatz, als Vorſchrift der Vernunft für das Verhalten ausgedrückt, heißt das Sittengeſetz; und damit ſoll vorzüglich ſein unbedingtes Anſehen und ſeine allgemeine Gültigkeit bezeichnet werden. Als Geſetz ſpricht er auch: du ſollſt. Aber weder das Geſetz noch das Sollen liegt ausdrücklich in der Vernunft. Beyde werden nur aus der Form der Vernunft hergeleitet. Die Thätigkeit, die im moraliſchen Gefühle das Gute andeutet, und uns ſeine Vollbringung aufgibt, wird, in eine allgemeine Formel aufgefaßt, zum Geſetze, das befolgt werden ſoll.

Im Handeln ſelbſt kann von keinem Geſetze die Rede ſeyn, als etwa bey demjenigen, der noch durch das Gewiſſen nicht wüßte, was er zu thun hat, und ſich erſt durch ein wörtliches Geſetz davon belehren müßte. Sonſt wirkt im Handeln die lebendige Kraft der Vernunft; und, indem ſie im Guten nur ſich ſelbſt ausſpricht, gibt ſie zugleich den nöthigenden Antrieb, es wirklich auszuüben. Ein Geſetz würde dem Menſchen immer als etwas Fremdes und Aufgedrungenes erſcheinen. Er würde Gründe verlangen, warum er ſolle. Aber indem er der Vernunft gehorcht, folgt er ſeiner eignen beſſern Natur.

Fünfzehnter Brief.

Sinnlichkeit. — Moraliſche Triebfeder. — Freyheit.

Dem Geſetze ſteht entgegen die Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit iſt die Quelle von Trieben, Neigungen und Begierden. Der Trieb iſt der erſte Ausbruch der Natur. Es gibt einen Trieb thätig zu ſeyn, einen Trieb zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen u. ſ. w. Triebe haben wir mit den Thieren gemein; ſie ſetzen weder Verſtand noch Vernunft voraus.

Wo Verſtand oder Vernunft ſich eines Triebes annehmen, ihn leiten, einſchränken, ihm ſeine Gegenſtände und die Mittel ſeiner Befriedigung anweiſen, da wird er zur Begierde. Die Begierde iſt immer mit Ueberlegung verknüpft.

Eine Begierde, die ſich im Gemüthe feſtgeſetzt, und dieſem eine bleibende Richtung gegeben hat, heißt Neigung. So hat jemand Neigung zum

Spiele, zum Trunke, zur Genießbeschäftigung u. s. w.

Wird eine Neigung so heftig, daß sie sich des ganzen Gemüthes bemächtigt, und dasselbe fast unwiderstehlich fortreißt: so bekommt sie den Nahmen der Leidenschaft.

Triebe, Begierden und Neigungen führen den Menschen gleichsam aus sich selbst heraus; sie reizen ihn zu Handlungen, die den Gegenstand derselben mit ihm in ein erfreuliches Verhältniß bringen sollen. Nicht so der Affect (die Gemüthsbewegung). Er bleibt mehr im Innern; und wenn er auch wohl zu Handlungen reizt, so haben diese doch keinen bestimmten Gegenstand, der herbeygeschafft werden soll, und sind selten mit einem deutlichen Bewußtseyn verbunden. Affecte sind eigentlich zusammengesetzte und herrschend gewordene Gefühle. Dahin gehören Traurigkeit, Freude, Verlangen, Hoffnung, Reue, Furcht u. s. w. Auch sie verwandeln sich, wenn sie sehr heftig werden, in Leidenschaften.

Die Sinnlichkeit wird immer von dem Gefühle der Lust und Unlust bestimmt. Sie begehrt das Angenehme und verabscheut das Unangenehme. Sie begehrt aber auch dasjenige, wovon sie sich Angenehmes verspricht. Ehre, Reichthum und Freyheit sind an sich nichts, woran man Lust haben könnte. Nur als Mittel, sich die Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sind sie

nicht allein schätzenswehrt, sondern erwecken auch in der Vorstellung angenehme Empfindungen; in so fern sind sie zugleich Gegenstände unsrer Begierden. Oft verweben sich jene Empfindungen mit der Vorstellung so genau, daß es scheint, als rührten sie vom Gegenstande selbst her, und als sey dieser schon an sich begehrenswehrt. So ist es bey dem Kargen und Ehrgeizigen. Jener liebt das Geld und dieser die Ehre, wie etwas, das unmittelbaren Wehrt hat. Ihre Phantasie verwandelt die Lust des Genusses in eine Lust des Besitzes.

Das Herrschende in der Sinnlichkeit ist die Selbstliebe. Der sinnliche Mensch begehrt und thut alles um das Angenehme willen, welches darin für ihn liegt. Er ist immer wenigstens ein feinerer Egoist. Ob er dabey nicht oft thöricht verfahre, das auszumachen ist seine Angelegenheit.

Es gibt indeß sinnliche Neigungen, welche von aller Selbstsucht frey zu seyn, und nicht eignes, sondern fremdes Glück zu beabsichtigen scheinen. Dahin gehört das natürliche Mitgefühl, welches fremde Angelegenheiten und fremde Schicksale wie eigne betrachtet, sich darüber betrübt oder freut, das Schmerzliche darin entfernt, das Angenehme erhöht und vermehrt wünscht; — dahin gehören die natürlichen Triebe des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit an andre Menschen, der Eltern- und Kinderliebe u. s. w. Aber auch sie werden von Gefühlen sinnlicher

Lust und Unlust bewegt, und sind in so fern der Selbstliebe unterworfen. Wir suchen fremdes Wohl, weil es uns selbst wohl thut; wir bekämpfen das fremde Leiden, weil es die eigne Glückseligkeit vermindert.

Es fehlt endlich auch nicht an sinnlichen Neigungen, die sich auf geistige Thätigkeiten beziehen; wie die Neigung zum Nachdenken und zur Erweiterung der Erkenntnisse, die Liebe zum Wahren und Wohlgeordneten. Das Geistige in ihnen kann nur in so fern zur Neigung werden, als es auf die Sinnlichkeit wirkt, und in ihr Gefühle der Lust erzeugt. Auch sie stehen also unter dem Prinzip der Selbstliebe. Auch in ihnen wird eine Glückseligkeit gesucht. Daher noch ein großer Unterschied ist zwischen dem Geistigen und Sittlichen.

Die Vernunft verwirft nicht alle sinnlichen Neigungen, und nicht alle Handlungen, wozu diese antreiben. Sie will nur, daß sie nach sittlichen Prinzipien gebildet werden.

Die Sinnlichkeit ist nicht an sich selbst böse. Wer wollte das Streben nach Ehre, nach Thätigkeit und Freyheit tadeln? Wer könnte das Mitgefühl, die Dankbarkeit, den Wahrheitssinn für verwerflich erklären? Das alles wird uns ja auch vom Gewissen angepriesen. Wer einzig seinen sinnlichen Neigungen folgt, thut gewiß viel Gutes, wenn man die äußere Uebereinstimmung mit dem

Gesetze schon für hinreichend zum Guten will gelten lassen. Aber ihm müßte ein sehr glückliches Naturell zu Theil geworden seyn, wenn er immer Gutes thäte. Seine Neigungen werden ihn auch zu manchem leiten, was sein besseres Ich nicht billigen kann. Bloß in so fern, als diese Neigungen mit den Aussprüchen der Vernunft zusammen stimmen, wird er gut handeln. Dies kann aber nur durch Zufall geschehen; denn sie stehen unter einem andern Prinzip als das Sittlichgute. Dort herrscht die eigne Glückseligkeit — hier die allgemeine Würde der menschlichen Natur.

Wir können uns deßwegen den Antrieben der Sinnlichkeit nicht unbedingt überlassen, ohne unsern sittlichen Wehrt einzubüßen. Nur dann, und in so fern dürfen wir ihnen folgen, wenn und in wie fern sie mit den Befehlen der Vernunft übereinstimmen. Auch indem wir ihnen folgen, darf die Rücksicht auf die Vernunft nie vergessen werden.

Die Vernunft bildet eine höhere Gewalt, welcher die Sinnlichkeit unterworfen werden soll. Die Sinnlichkeit biethet uns nur den Stoff zu unsern Handlungen an. Was aus diesem Stoffe gewählt, und wie er angeordnet werden soll, darüber muß die Vernunft entscheiden.

Was nach sinnlicher Neigung geschieht, wenn es auch vollkommen mit dem Gesetze der Vernunft zusammen träfe, verdient noch nicht sittlich gut genannt zu werden: denn das Gute hat seine Quelle

in der Vernunft, und empfängt von ihr selbstständiges Leben. Daher unterscheidet man zwischen Legalität (bloßer Gesetzmäßigkeit) und Moralität (eigentlicher Sittlichkeit). Die Legalität steht unter dem Prinzip der eignen Glückseligkeit, die Moralität unter dem Prinzip der Würde.

Beym Guten kommt es nicht bloß auf die That, sondern auch auf die Gesinnung an; und diese wird durch die freye und reine Wirksamkeit der Vernunft hervorgebracht.

Diesem allem zu Folge kann man sagen, die Sittlichkeit der Menschen bestehe in der Erhebung über die Sinnlichkeit und jede Art der Selbstsucht, in der Erweisung seines höhern Charakters, in lauterer Uneigennützigkeit, im Ausdrucke einer selbstständigen moralischen Natur oder im Handeln aus Ueberzeugung von dem, was recht ist, um der Ueberzeugung willen.

Der Mensch steht zwischen zweyen Mächten in der Mitte, die mit einander um die Herrschaft über ihn im Streite liegen. Die Vernunft muß die Sinnlichkeit überwältigen, damit er gut werde.

Die Sinnlichkeit hat das Gefühl der Lust auf ihrer Seite, und deßwegen wird es ihr nicht schwer, ihre Forderungen durchzusetzen. Gefühle regieren den Menschen. Die Einsicht wirkt allein durch das Gefühl. Was sich des Menschen bemächtigen will muß ein Interesse zu gewinnen suchen.

Soll die Vernunft die Sinnlichkeit mit Erfolg bekämpfen: so ist es noch lange nicht hinreichend, daß sie ihr Gesetz als ein nothwendiges ankündigt. Sie muß auch für dieses Gesetz interessiren, sie muß das Gefühl anregen, und ein unmittelbares Wohlgefallen am Guten hervorbringen.

Dieses Wohlgefallen darf aber kein sinnliches seyn — kein Wohlgefallen des Angenehmen und Nützlichen; sonst fiele die Vernunft wieder unter die Gewalt der Sinnlichkeit, und ihr eigenthümliches, selbstständiges Ansehen ginge verloren. Es kann kein andres seyn als ein vernünftiges, ein solches, das die Majestät des Guten anerkennt, und von derselben ganz anders gerührt wird, als von allem, was den Sinnen schmeichelt. Das ist das Gefühl der Achtung, womit uns schon der Gedanke an das Gesetz erfüllt; noch mehr aber die That, in welcher dasselbe dargestellt wird.

In der Achtung vor dem Gesetze werden wir für dasselbe interessirt, ohne daß Sinnlichkeit und Selbstliebe dabey ins Spiel kommen. Achtung vor dem Gesetze ist Schätzung des Guten um seiner selbst willen.

Das Gefühl, welches es uns bestimmt etwas zu thun heißt: Triebfeder. Eine Triebfeder ist entweder sinnlich oder moralisch.

Die sinnliche Triebfeder ist das Gefühl des Angenehmen; ihr Ursprung ist in der Selbst-

liebe. Die moraliſche Triebfeder iſt reine Achtung des Guten; in ihr offenbart ſich das Leben der Vernunft.

Zu einer moraliſchen Handlung wirken oft ſinnliche Triebfedern mit. Die meiſten guten Thaten haben auch angenehme Folgen, und werden von natürlichen Neigungen empfohlen. Das Ideal einer guten Handlung fordert zwar, daß ſie allein um des Guten willen, ohne alle Beymiſchung ſinnlicher Triebfedern geſchehe. Aber dieſes Ideal wird nur auf der höchſten Höhe der Veredlung vollkommen erreicht. Im gewöhnlichen Leben begnügen wir uns damit, daß das Wollen des Guten aus reiner Achtung floß, daß der Vorſatz, etwas zu thun echt ſittlich war, wenn auch zu ſeiner Ausführung ſinnliche Triebfedern mitgewirkt haben.

Die Sinnlichkeit muß oft gegen ſich ſelbſt aufgewiegelt werden, damit es dem beſſern Selbſte gelinge, über ſie zu ſiegen. Die Stärke ſinnlicher Gefühle, die uns zum Schlechten treiben, läßt ſich oft allein durch andre ſinnliche Gefühle, die das Gute empfehlen, brechen.

Eine unerlaßliche Forderung an jede That, die auf den Ruhm ſittlicher Güte Anſpruch machen will, bleibt indeß immer, daß der Wille darin von allem Sinnlichen frey, und bloß durch Achtung für das Geſetz beſtimmt ſey. Eine That iſt um ſo vortreflicher; je mehr ſie durch die Kraft des guten Willens hervorgebracht wurde; je weniger ſie der

Unterſtützung ſinnlicher Triebfedern bedurfte, und je mehr ſich die beſondern Triebfedern, die zu ihr mitwirkten, dem Geiſtigen und Sittlichen näherten.

Die That aber, zu welcher auch der Wille allein von ſinnlichen Triebfedern beſtimmt wurde, ermangelt alles ſittlichen Werthes; ihr kann höchſtens Legalität zukommen.

.....

Gefühle, Begierden und Triebfedern beſtimmen oft den Menſchen unmittelbar; aber nicht immer. Wenn er mit Beſonnenheit handelt: ſo wird ſeine Einwilligung zur That erfordert. Es gehört zum vernünftigen Charakter des Menſchen, daß er ſeine Begierden abweiſen, aber auch zu Beſtimmungsgründen ſeiner Handlungen erheben kann. Das iſt der Wille.

Der Wille gibt den Gefühlen und Begierden die Kraft, wodurch ſie in That übergehen. Was ich wünſche und begehre, will ich darum noch nicht, aber ich werde auch nicht eher dafür thätig ſeyn, als bis der Wille hinzutritt.

Der Wille alſo iſt das höchſte praktiſche Vermögen des Menſchen, das Vermögen, die That zu beſchließen und ſie dann auszuführen. Die Triebfeder bemächtigt ſich des Menſchen nicht; ſie wirkt bloß auf ihn, und kann nur dann durchgreifen, wenn ſich der Wille für ſie erklärt.

Zuweilen handelt der Menſch ohne Willen; die Stärke der Begierde vertritt die Stelle des leztern.

Aber dann kann man eigentlich gar nicht sagen, daß er handle. Er ist nur das Werkzeug seiner Begierden. So in rohen Menschen; so auch in Augenblicken der heftig angeregten Leidenschaft.

Nach dem Willen ist der moralische Wehrt des Menschen zu beurtheilen. Ein Geschöpf ohne Willen ist kein moralisches Geschöpf; und Menschen, die noch nicht zur Fähigkeit des eignen Wollens gelangt sind, fallen unter kein moralisches Gericht.

Oft fühlen wir Begierden — und nicht selten sehr mächtige — in uns, die bloß den Geist mit der lebhaften Vorstellung des Gegenstandes und seiner Vorzüge beschäftigen, und nie zur That reifen. Ihnen fehlt noch diejenige Kraft, die sie allein vom Willen erhalten können. Die Begierde reift zur That, wenn der Geist seine Aufmerksamkeit auf sie hinlenkt, aus seinem Vermögen ihr mehr Gewicht gibt, und sie als eine solche hervorhebt, welche in ihm herrschen soll; und das ist die eigentliche Thätigkeit des Wollens.

Oft schwanken wir gleichsam zwischen mehrern Begierden; die Eine treibt uns zu etwas an, wovon uns die andre zurück hält. Hier kann der Wille nicht zur Entscheidung kommen. Bedürfte es seines Zuthuns nicht: so würde bald diejenige Begierde, welche für die Selbstliebe die wichtigere, oder an sich die stärkere ist, die Oberhand behalten.

Willen haben nur solche Wesen, die des Denkens und der Selbstthätigkeit fähig sind.

Aus diesem doppelten Vermögen fließt aber das Vermögen zu wollen von selbst her. Das Wollen entsteht eben daraus, daß sich mit der Begierde der Gedanke zur Selbstthätigkeit vereinigt.

Der Wille wirkt auf eine doppelte Art: entweder er wird bestimmt, oder er bestimmt sich selbst. Er kann nie ohne Gründe handeln. Aber diese Gründe sind entweder für ihn überwiegend, so, daß er dem stärksten nachgibt; oder er wählt sich unabhängig von der natürlichen Stärke derselben die Gründe, nach welchen er handelt. Im ersten Falle heißt er Willkühr — im zweyten Freyheit.

In der Willkühr ist zwar auch Selbstthätigkeit, aber keine unbedingte. Die Willkühr gibt den Gründen, welche für eine Handlung entscheiden zwar ihre Wirksamkeit, sie belebt dieselbe und macht sie zum Eigenthum des Gemüthes; aber sie richtet sich doch nach ihnen. Die Willkühr wählt, das heißt: sie vergleicht mehrere Handlungsursachen, welche ihr vorgelegt werden, und ergreift dann diejenige, welche für das Wohl des Individuums die zuträglichste zu seyn scheint.

Was wir bloß mit Willkühr beschlossen haben, trägt zwar den Schein der Freyheit; aber es ist nicht in der That frey unternommen. Die Willkühr wird vom Verstande regiert; und die Ueberlegung des Verstandes ist an die Natur der Dinge und an die Bedürfnisse des Menschen gebunden.

Man wählt nicht, was man will, sondern, was man für das Beste hält.

Wer die Umstände eines Menschen und die Beschaffenheit seines Geistes genau genug kennte, würde auch immer im Stande seyn, vorher zu sagen, wie seine Willkühr, in einem gegebenen Falle, entscheiden werde.

Wäre der Mensch bloß ein sinnliches Geschöpf: so hätte er auch nur Willkühr — keine Freyheit. Er stände bloß unter dem Prinzip der Selbstliebe oder der Glückseligkeit; und nach diesem Prinzip entschiede sich seine Wahl Wo er eine schlechte traf, dürfte man ihm keine Vorwürfe machen, sondern bloß die Kurzsichtigkeit seines Verstandes bedauern.

So lange der Mensch unter der Herrschaft der Sinnlichkeit bleibt, ist daher der Wille auch nur als Willkühr in ihm thätig. Er zieht Ein sinnliches Gut dem andern vor; weil seine Einsicht von der Annehmlichkeit oder von den größern Vortheilen desselben ihn dazu nöthigt.

Die Freyheit ist eigentliche reine Selbstthätigkeit. Sie wählt nicht nach Gründen und durch Gründe bestimmt; sondern sie wählt die Gründe selbst, nach welchen gehandelt werden soll. Sie ist daher nur da möglich, wo Gründe von verschiedener Natur, die gar nicht mit einander in Vergleichung gebracht, und gegen einander abgewogen werden können, vorhanden sind; — also

nur in Geschöpfen, welche außer der sinnlichen noch eine moralische Triebfeder kennen, in welchen nicht Gefühle der größern und geringern Lust — wobey sich die Wahl von selbst ergäbe — sondern das Gefühl der Lust und das Gefühl der Achtung gegen einander überstehen, und nun darüber entschieden werden soll, welchem man sich hingeben will.

Wo es bloß auf Klugheit ankommt, da richtet die Willkühr; wo aber zwischen dem Guten und Bösen eine Wahl zu treffen ist, da muß Freyheit ins Mittel treten.

Mit dem Guten und Bösen ist auch die ganze Sphäre der Freyheit ausgefüllt. Nicht darüber, daß der Mensch, der sich einmal der Sinnlichkeit ergeben hat, so und nicht anders handelt — aber wohl darüber, daß er sich der Sinnlichkeit, und nicht der Vernunft ergab, läßt sich die Freyheit anklagen.

Hieraus wird auch begreiflich, warum eine gesetzmäßige Handlung, welche allein durch sinnliche Triebfedern hervorgebracht würde, noch keine sittlich gute seyn kann. Sie ist unter der Herrschaft der Sinnlichkeit ausgeübt — und daher nicht mit Freyheit.

Nur der Freyheit gebührt Verdienst und Schuld. Das Bewußtseyn des Verdienstes und der Schuld nöthigt uns ja auch vorzüglich, Freyheit des Willens zu behaupten. Wir schreiben es uns zu, wenn wir edel handelten; wir freuen uns

darüber, und fühlen uns darin groß. Im entgegengesetzten Falle klagen wir uns an; wir werfen uns vor, daß wir anders handeln konnten und sollten; das ist der Stachel der Reue. Wir nehmen uns vor, künftig anders zu handeln. Wie ist das möglich ohne Freyheit?

Was sollte auch die Vernunft mit ihren Forderungen, wenn es nicht bey uns stände, denselben Folge zu leisten; wenn bloß sinnliche Willkühr, nach der Vorstellung des Zuträglichen, und nicht unbedingte Freyheit darüber entschiede? Hinge es dann nicht vom Zufall ab, ob das Gesetz erfüllt werde oder nicht? Wäre ein allgemein gültiges Gebot dann nicht Widersinn?

Unsrer Freyheit sind wir uns auch unmittelbar bewußt. Wir wissen, daß es bey uns steht, dem Ausspruche des Gewissens zu folgen, oder uns ihm zu widersetzen. Und nach diesem Bewußtseyn handeln wir. So bald wir erst eine Vergleichung anstellen, ob wir uns besser dabey stehen, wenn wir der sinnlichen Lust, oder wenn wir dem sittlichen Gefühle nachgeben, wählen wir nicht mehr frey, sondern mit sinnlicher Willkühr. Wir haben uns entweder noch nicht zur Freyheit des Willens erhoben; oder wir haben unsre Freyheit wieder aufgegeben, und uns für die Herrschaft der Sinnlichkeit erklärt.

Freyheit, als Anlage und Vermögen betrachtet, ist ein allgemeines Eigenthum der menschlichen Na-

tur. Aber nicht in allen wird sie wirklich. Im Sinnlichen wird der Mensch geboren. Erst später erwacht mit der Vernunft das sittliche Gefühl. Früher kann auch die Freyheit nicht in ihre Rechte treten. In vielen bleibt das sittliche Gefühl so stumpf und kraftlos, während auf der andern Seite ihre sinnlichen Triebe die größte Stärke erlangen, daß sie sich der Fähigkeit, anders zu handeln, als ihre sinnlichen Triebe sie handeln lehren, kaum bewußt werden. Andre mögen aus Trägheit nie den Versuch machen, sich nach moralischen Prinzipien zu bestimmen. Sie bleiben unter der Herrschaft der Sinnlichkeit; ohne sich eben dazu entschlossen zu haben. Sie machen von dem Vermögen frey zu seyn nie Gebrauch. Noch andre entschließen sich wirklich, der Sinnlichkeit allein zu folgen; sie sind mit Freyheit böse.

Um mit Freyheit gut zu seyn, dazu gehört eine entschlossene That, wodurch man sich von der Herrschaft der sinnlichen Neigungen losreißt, und die Forderungen des Gewissens in den Willen aufnimmt.

Betrachtet man die Freyheit an sich: so ist sie das Vermögen des Willens, sich, unabhängig von aller Nöthigung, für das Gute oder für das Böse zu bestimmen. Betrachtet man sie aber nach ihrer Erscheinung im sinnlichen Menschen: so kann man sie für das Vermögen des Willens erklären, sich von der

Macht der Sinnlichkeit loszureißen, und zum Handeln nach dem Gewiſſen zu erheben; womit dann freylich das Vermögen verbunden iſt, jener Macht unterthan zu bleiben.

Hieraus läßt ſich begreifen, warum die meiſten Menſchen immer ſinnlich bleiben. Dies koſtet ihnen keine Mühe. Um aber vernünftig und gut zu werden, müßten ſie ſich zur Selbſtermannung und kräftigen Anſtrengung entſchließen. Wenn die Triebfeder den Willen auch nicht nothwendig beſtimmt: ſo erleichtert ſie ihm doch den Einen oder andern Entſchluß; und da iſt denn allerdings der gröſte Vortheil auf der Seite der Sinnlichkeit. Ihre volle Stärke erweiſet die Freyheit da, wo ſie ſich ſelbſtthätig, aus reiner Achtung für das Gute beſtimmt — in einem würdevollen Leben.

Wie es möglich ſey, ſich bloß aus ſich ſelbſt für etwas zu beſtimmen, und dieſen Entſchluß in eine That zu verwandeln, welche in die Welt der Erſcheinungen eintritt, das begreifen wir nicht. Die Freyheit gehört zu den Geheimniſſen der höhern Natur — wie alles, was ſonſt noch an dem Menſchen herrlich iſt, ſeine Ideale, ſein Glaube an das Unſichtbare, ſein ewiges Daſeyn, die ſchöpferiſche Kraft des Genies u. ſ. w. Uns muß es genügen, daß wir uns darin des Edelſten wirklich bewußt ſind.

Sechszehnter Brief.

Die Pflicht.

Was, nach dem Ausſpruche des ſittlichen Gefühles, in einem beſtimmten Falle, von uns geſchehen ſoll, heißt: Pflicht.

Das Anſehen der Pflicht iſt einerley mit dem Anſehen der Vernunft; dasſelbe Gefühl, das uns die Pflicht darſtellt, kündigt auch ihre Nothwendigkeit an. So bald jemand weiß, daß etwas Pflicht für ihn iſt, weiß er auch, daß er es thun ſoll. Es bedarf nicht erſt der Frage, was er davon habe, und ob es auch rathſam ſey, ſo zu handeln. Wer ſo fragt, der hat der Pflicht im Herzen ſchon den Gehorſam aufgekündigt, und an ihre Stelle die Klugheit geſetzt.

Um auszumitteln, ob etwas Pflicht ſey, muß freylich oft auf die Folgen, welche, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, daraus entſtehen

müssen, Rücksicht genommen werden: denn ohne das ist nicht möglich, zu entscheiden, wie es sich zur menschlichen Würde verhalte, und in wie fern ein solches Betragen allgemein gebilligt werden könne. Ist aber einmal etwas für Pflicht erkannt: so dürfen uns keine, noch so schmerzlichen, Folgen, die für uns oder andre daraus entstehen, irre machen.

Es gibt süße Pflichten, die man gerne erfüllt, weil sie mit der sinnlichen Neigung übereinstimmen; oder weil sie dez Leben leicht und froh machen; oder weil sie bedeutende Vortheile bringen. Es gibt aber auch bittre Pflichten, welche Selbstverläugnung fordern, mit unsern Neigungen in Widerspruch stehen, nicht ohne große Mühe vollbracht werden können, und mehr Verlust als Vortheile in ihrem Gefolge haben. Das macht aber in ihrer Natur und Nothwendigkeit keinen Unterschied. Beide stehen für sich selbst fest, als die ewige Ordnung des Lebens. Ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust, aus reiner Liebe zum Guten, soll die Pflicht gethan werden.

Das Gewissen sagt uns zwar, in bestimmten Fällen, was unsre Pflicht ist. Aber es schweigt auch oft wo es reden sollte; nicht selten ist es bestochen und irre geleitet, daß es uns manches als Pflicht aufbürdet, was nicht wirklich Pflicht ist, und uns manches ausredet, was es uns als Pflicht empfehlen sollte. Darum kann eine, durch Unter-

richt zu erlangende, Kenntniß der Pflichten nicht wohl entbehrt werden.

Auch zur Selbstprüfung und Selbstbildung, auch um die Ueberzeugung des Guten sich immer gegenwärtig zu halten, und sich durch Entschließungen das Rechthandeln zu erleichtern, ist eine vollständige Uebersicht seiner Lebenspflichten nützlich.

Ihrer versichert man sich am besten dadurch, daß man die Thätigkeit der Vernunft, worin das Wesen des Sittlichguten gegründet ist, in die Form eines höchsten sittlichen Gesetzes auffaßt, dieses Gesetz, nach den verschiedenen Gegenständen seiner Anwendung, gegliedert, und so einzelne Regeln des Verhaltens bildet, die in ihrer Gesammtheit den Inhalt des Gesetzes wieder geben. Dies leistet die eigentliche **Sittenlehre** oder **angewandte Moral**.

Hier muß ich mich auf einige Winke und Andeutungen beschränken.

Alle Pflichten beziehen sich auf Wesen, welche Würde haben, — welche, in Ansehung dieser Würde und ihrer übrigen Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Verhältnisse, einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig sind, und dabey mit uns in der Gemeinschaft des gegenseitigen Einwirkens, des Gebens und des Empfangens stehen.

Wir unterscheiden daher: **Pflichten gegen die Menschheit überhaupt**, d. i. [illegible], in welchen wir nicht bestimmte Classen, sondern die

menschliche Gesellschaft im Auge haben; Pflichten gegen uns selbst, die sich auf die freye Würde in uns; — und Pflichten gegen andre, die sich auf die freye Würde der einzelnen Menschen ausser uns beziehen. Die letztern können sich noch in besondern Verhältnissen zu uns befinden; woraus denn wieder eine besondere Klasse von Pflichten entsteht.

Die Pflicht ist entweder eine untersagende und einschränkende — nichts zu thun, was der Würde und den auf sie gegründeten Rechten der Menschheit zuwider ist; — oder eine gebiethende — menschliche Würde und das damit verwandte menschliche Wohl möglichst zu befördern. — Pflichten der ersten Art heißen: vollkommne; die der zweyten: unvollkommne.

Eine vollkommne Pflicht kann uns nie, und unter keiner Bedingung erlassen werden, wie z. B. die, niemand das Seinige zu nehmen, oder sich nicht selbst zu tödten. Es können auch gar keine Umstände eintreten, in welchen es uns unmöglich wäre, derselben nachzukommen; weil sie bloß Unterlassungen gebiethet.

Unvollkommne Pflichten aber stehen nie unbedingt fest; darum auch eigentlich durch sie keine bestimmte Handlungen, sondern nur allgemeine Handlungsweisen vorgeschrieben werden, nach welchen jeder, im einzelnen Falle, für sich auszumitteln hat, was er hier thun soll. So ist die Pflicht

der Wohlthätigkeit eine unvollkommne Pflicht. Sie ſchreibt mir keine beſtimmte Art des Wohlthuns vor. Wie ich helfen, und wie ich am beſten helfen könne, das muß mir mein Verſtand ſagen. Eine beſtimmte Art des Wohlthuns wird mir erſt dann zur Pflicht; wenn ich das Vermögen dazu habe; wenn ich durch keine vollkommne Pflicht daran verhindert werde; und wenn dieſe Art des Wohlthuns unter allen, die mir möglich ſind, die wirkſamſte iſt. Hier bleibt alſo der eignen Beurtheilung ein weiter Spielraum

Nur wenn man das nicht bedenkt, und die unvollkommnen Pflichten für eben ſo beſtimmte hält wie die vollkommnen, kann es ſcheinen, als ob einzelne Pflichten einander widerſtritten; welches doch in der That nicht möglich iſt; die Vernunft müßte denn mit ſich ſelbſt in Streit gerathen. In jedem beſtimmten Falle kann nur ein Einziges Pflicht ſeyn.

Gegen die Menſchheit hat jeder die Pflicht: „nach ſeinem beſten Vermögen thätig zu ſeyn, ſich „einen nützlichen Beruf zu wählen, und darin mit „Anſtrengung und Nachdenken zu wirken; theil„nehmende Aufmerkſamkeit auf ihre Angelegenhei„ten zu beweiſen; Verbrechen abzuhelfen, wo er ſie „findet; alles Gute und Heilſame zu befördern; „ſich wohlthätiger Anſtalten anzunehmen; Irrthü„mer und Laſter zu bekämpfen; Aufklärung und „Sittlichkeit zu befördern; das Verdienſt zu be-

„leben; nie anders als ihrer Würde angemessen „von ihr zu denken, und den Glauben an sie zu „bewahren.“

Die vornehmsten Pflichten gegen uns selbst sind folgende: „Glaube an dich selbst; schätze dich „selbst als moralisches Wesen; verletze deine Würde „nicht; hüthe dich vor Kriecherey, falscher Demuth „und thierischer Befriedigung deiner Sinnlichkeit; „zerstöre dein Leben und deine Gesundheit nicht; „vermeide alles, was diese bedroht, thue was du „kannst, um sie zu erhalten; sey mäßig im Ge„nießen und Wirken; halte deinen Körper anstän„dig, und kleide ihn mit Geschmack; bilde deine „körperlichen Kräfte, und vorzüglich deinen Geist; „kläre deinen Verstand auf, verfeinere deine Ge„fühle, und ordne die Neigungen deines Herzens; „wirke auf eine vernünftige Art, so daß du weder „fremde Rechte verletzest, noch dich einer thörichten „Schätzung der Dinge schuldig machst, nach Ver„mögen und Ehre; ziehe aber innern Werth dem „äußern Schimmer vor; freue dich mit Weisheit; „fliehe strafbare Vergnügungen, und genieße die „unschuldigen nie anders, als zur rechten Zeit und „am rechten Orte, und so, daß du den Gefahren „entgehst, die damit verbunden sind; im Unglück „sey geduldig und standhaft.“

Unter den Pflichten gegen andre sind folgende die vornehmsten: „verachte keinen; hege „gegen keinen ein unnöthiges Mißtrauen; behandle

„niemand seiner Würde zuwider; mißhandle nie„mand; verhöhne und verspotte niemand; beraube „niemand seines Lebens oder seiner Gesundheit; „rette den, der in Gefahr ist; kränke niemand an „seiner Ehre; suche jedem sein begründetes Ansehen „zu verschaffen; störe niemand in seinem Besitze, „beraube und betrüge niemand; suche vielmehr den „Wohlstand eines jeden zu befördern; sage niemand, „wider dein besseres Wissen, die Unwahrheit; rathe „und belehre vielmehr, wo du kannst; hindre nie„mand an der Entwickelung seiner Seelenkräfte; „sey vielmehr jedem zu seiner geistigen Ausbildung „behülflich; stehe jedem nach seinen besondern Be„dürfnissen bey, sey theilnehmend, mildthätig und „dienstfertig.“

In besondern Verhältnissen stehen wir zu dem, der uns wohl that, zu dem, der uns beleidigte, zu dem, der fortdauernd böse Gesinnungen gegen uns hegt, zu der engern Gesellschaft, mit welcher wir in Verkehr sind. Darauf gründen sich die Pflichten der Dankbarkeit, der Nachsicht, der Versöhnlichkeit, der Bescheidenheit, der Gesprächigkeit, der Höflichkeit und der Verträglichkeit.

Besondre Verhältnisse sind ferner die: des Staates zu seinen Gliedern, der Freunde, der Ehegatten, der Eltern und Kinder u. s. w., deren nähere Zergliederung Sie mir erlassen

werden, da sie mich in ein zu weites Feld führen würde.

Gute Menschen lieben ihre Pflichten; sie erfüllen sie mit Freudigkeit. Das ist die höchste Stufe der Veredlung, daß man an der Pflicht bloß um ihrer selbst willen Lust habe, und darüber den Schmerz der Verläugnung und Bekämpfung widerstrebender Neigungen nicht achte.

Dahin bringen es wenige Menschen. Es ist schon viel wehrt, wenn nur Achtung gegen das Gute die erste Triebfeder unsrer Pflichterfüllung ist. Auch dann können wir uns zur Freudigkeit darin erheben; wenn wir uns mit dem Gedanken der Pflicht recht vertraut machen; wenn wir achten auf die Verbindung, worin viele Pflichten mit süßen Neigungen des Herzens stehen, auf ihren Einfluß in die Verschönerung des Lebens und aller seiner Verhältnisse, auf ihren Lohn im Gewissen und in einem bessern Leben.

Niemand genießt sein Daseyn mehr, reiner und ungestörter, als der, welchem es gelang, sich in der Erfüllung seiner Pflichten eine Quelle stiller und heiliger Freuden zu eröffnen.

Siebenzehnter Brief.

Die moraliſche Geſinnung. — Sittliche Würde.

Die Thaten des Menſchen erhalten ihren vollen Wehrt erſt von der Geſinnung, die ſie belebt. Die Geſinnung iſt der heiligende Geiſt des Lebens — die Wurzel aller Moralität.

Mag einer noch ſo groſſe Thaten thun, ſich noch ſo glänzende Verdienſte erwerben; mag alles voll Erſtaunen nach ihm hinſehen; mögen Kränze des Ruhmes ſeine Stirne umflechten; mag ſein Nahme in den Jahrbüchern der Menſchheit prangen: wir verachten ihn doch, wenn er ſchlechte, menſchenfeindliche oder ſelbſtſüchtige Geſinnungen verrieth. Selbſt der äußere Schimmer edelmüthiger Handlungen reizt uns nicht mehr: ſo bald wir die Entdeckung machen, daß die Geſinnungen nicht eben ſo edel waren; und gerade ſo viel rechnen wir von dem Verdienſte der Handlungen ab, als

ſich Fremdartiges, Nicht-Sittliches, in die Geſinnung gemiſcht hat.

Die Geſinnung eines Menſchen iſt nichts anders als ſein Wille; aber nicht der Wille, der ſich bald ſo, bald anders beſtimmt; ſondern derjenige, der in ihm feſt und herrſchend geworden iſt.

Es liegt in der Natur des Willens, daß er ſich einmal für immer eine beſtimmte Richtung geben kann, woraus denn weiterhin die einzelnen Entſchließungen von ſelbſt erfolgen. Dieſe Richtung geht entweder auf das Sinnliche oder auf das Sittliche. Daher iſt die Geſinnung nothwendig eine gute oder eine böſe. Ein Mittleres gibt es hier nicht. Wo der Wille bald das Gute, bald das Böſe ergreift, da iſt noch gar keine Geſinnung vorhanden.

Aber die böſe Geſinnung läßt ſich, nach den verſchiedenen böſen Neigungen, welche ſie enthalten kann, eintheilen. In ſo fern gibt es freylich mehrere böſe Geſinnungen, z. B. eine menſchenfeindliche, eine rachſüchtige, u. ſ. w.

Auf der andern Seite hat auch die gute Geſinnung ihre Grade der Stärke. Sie beſteht entweder in ihrer ſittlichen Lauterkeit allein durch ſich ſelbſt, oder ſie muß, ob ſie gleich in ihrem Weſen rein ſittlich iſt, ſinnliche Reizungen, mehr oder weniger, zu Hülfe nehmen, um ſich zu behaupten. Sie kann daher mehr oder weniger edel ſeyn.

Die Gesinnung ist das Einzige, was der Mensch in seiner Gewalt hat. Wie seine Thaten ausfallen, das hängt nicht immer von ihm ab. Oft besitzt er das Vermögen nicht, zu thun, was er gerne wollte. Oft leiten ihn falsche Meinungen irre, und er wähnt das Gute zu thun, während er doch das Schlechte thut. Oft reißt ihn die Stärke einer Leidenschaft fort, zu vollbringen, was sein vernünftiger Wille nie gebilligt haben würde.

Daher ist der Mensch stets nach den zuverlässigen Proben, die er von seiner Gesinnung gegeben hat, nie bloß nach seinen Werken zu beurtheilen. Nicht selten ist sein Herz besser als seine Werke sind; oft ist es aber auch schlechter.

Die Gesinnung eines Menschen kann freylich nicht anders als aus seinen Werken erfahren werden. Aber nicht aus einzelnen. Man muß hier seine Thaten in ihrem Zusammenhange vor Augen, und mit ihren feinsten Bestimmungen; man muß gleichsam durch das Aeußere das Innere sehen. Dazu gelangt man selten; und auch dann noch bleibt die Entscheidung mißlich. Darum dürfen wir uns selten anmaßen, über den moralischen Wehrt andrer ein zuverlässiges Urtheil zu fällen.

Niemand hat über die Gesinnung eines Menschen Gewalt als er selbst. Sie kann ihm nicht aufgedrungen und angebildet werden. Jeder muß sich seine Gesinnung selbst geben. Dies geschieht in

dem kräftigen Entschlusse, entweder der Pflicht oder der Neigung zu gehorchen.

Mit der Gesinnung ist indeß noch nicht die That vorhanden; selbst nicht einmal so weit, als diese wirklich in der Gewalt des Menschen steht. Von der Gesinnung geht das würdige Leben aus; sie soll es erst gründen. Die Gesinnung enthält nur die Wehrtschätzung des Guten und den ernstlichen Willen, dasselbe überall zu vollbringen. Damit dieser Wille auch überall ausgeführt werde, dazu werden eigne, anhaltende und schwere Bemühungen erfordert. Ihr gebührt nichts mehr, als der Ruhm des Eifers und der Treue in der Anwendung dieser Bemühungen. Darin besteht ihre Stärke. Der Erfolg hängt von den Mitteln ab, welche der Verstand wählt, und womit sich die Bildungslehre beschäftigt.

Die Gesinnung ist nur das Innere — Unsichtbare. Sie soll sich aber in ein Aeußeres verwandeln, sich dem Sichtbaren mittheilen. Da hat sie mit den natürlichen, oft zur Leidenschaft hinangewachsenen, Neigungen des Menschen, mit seinen tief befestigten Maximen und Gewohnheiten einen langen und hartnäckigen Kampf zu bestehen, worin es nicht an fruchtlosen Versuchen fehlt. Da muß stilles Nachdenken, da müssen mancherley Uebungen und Bewegungsgründe zu Hülfe kommen.

Die Beschaffenheit der Gefühle, des Temperamentes und der besondern Begierden sind hier von

großer Wichtigkeit. Dem Einen wird die Bildung des Lebens leichter, dem andern schwerer. Die gute Gesinnung hingegen kann nur in so fern dem Einen leichter, dem andern schwerer werden; als in dem Einen das sittliche Gefühl mehr, in dem andern weniger entwickelt ist. Dies macht aber den weitem keinen so großen Unterschied, als die besondere Beschaffenheit der Sinnlichkeit in der Erleichterung oder Erschwerung einzelner pflichtmäßiger Handlungen hervor bringt.

Gleichwohl soll nicht allein die Gesinnung sondern auch das Leben gebildet werden. Wenn eine gute Handlung ohne gute Gesinnung keinen Wehrt hat: so ist die gute Gesinnung, welche nie zur That wird, nur für einen frommen Wunsch zu halten, der auch nicht viel gilt, und von der Lebhaftigkeit des sittlichen Gefühles, ohne Zuthun des Willens, hervorgebracht wird. Die wahrhafte gute Gesinnung strebt von selbst zur That; sie geht nothwendig in eine unermüdete Bearbeitung des äußern Menschen über.

Die gute Gesinnung ist das Einzige am Menschen, worauf man sich verlassen kann. Alles andre ist wandelbar, den Umständen Preis gegeben, und daher höchst unsicher. Die Gesinnung umzuändern oder zu zerstören, ist nichts im Stande, als allein der freye Wille des Menschen. So tief auch das Schicksal in unser Gemüth eingreife: die Gesinnung ist ihm unantastbar. Was

es auch thue, das äußere Leben, durch Beraubungen und Verbildungen, zu verwüsten: das Innere ruht fest und unerschütterlich auf eignem Grunde.

Alles, was wir sonst noch gut nennen, kann in solche Verhältnisse zu uns treten, daß es für uns schlecht wird. Seine Güte ist an gewisse Bedingungen gebunden. Die gute Gesinnung aber ist über alle Zufälle erhaben; sie bleibt in allen Verhältnissen dieselbe; ihre Trefflichkeit wird durch keinen Einfluß fremder Dinge geschwächt. Sie ist ein Gutes an sich, und ohne alle Bedingung.

Alles, was uns sonst gut heißt, ist dem Mißbrauche unterworfen, und kann dadurch so gar schädlich werden. Dies gilt nicht bloß vom Aeußern, das nur um seiner Nützlichkeit willen geschätzt wird, z. B. vom Reichthume und vom Ansehen, welche einer nachtheiligen Anwendung so wohl für die Welt, als auch selbst für den Besitzer fähig sind: es gilt auch von den Gaben des Geistes, die man um ihrer selbst willen schätzt; es gilt so gar von einzelnen moralisch guten Handlungsweisen. Hat nicht schon manchen sein Talent zu Grunde gerichtet; sey es, daß es ihm zum Uebermuthe verführte, und seinen Charakter verdarb, oder daß es ihm einzelne verkehrte Maßregeln eingab? Was wird aus der Handlungsweise des Wohlthätigen durch Uebertreibung — oder des Gerechten, wenn nichts ihre Strenge mildert — oder des Thätigen, wenn nichts sie einschränkt?

Den Mißbrauch verhüthet allein die gute Gesinnung. Sie ist es daher, die allem andern erst seinen Wehrt geben muß. Nur diejenigen Güter sind als wahre und zuverlässige anzusehen, deren Gebrauch von einer guten Gesinnung geleitet wird. Nur dann sind Reichthum, Ehre und Verstand etwas in jeder Hinsicht Schätzenswehrtes, wenn moralische Gesinnung ihre Anwendung bestimmt. Nur dann sind gute Handlungsweisen über allen Tadel erhaben, wenn sie aus einer moralischen Gesinnung hervorgehen, welche ihnen zugleich das rechte Maß anweiset, und sie zu einander in das gehörige Verhältniß bringt.

Die gute Gesinnung hingegen bedarf keines Andern, damit ihre Güte fest stehe, und keinem Mißbrauche unterworfen sey. Von ihr hängt alles Betragen des Menschen ab. Sie müßte sich selbst mißbrauchen: dann würde sie aber aufhören, gut zu seyn.

Das zerrissene Gewand der Armuth und die Verfolgungen eines widrigen Schicksales beeinträchtigen die gute Gesinnung so wenig, daß sie vielmehr dazu dienen, sie in ihrer Herrlichkeit darzustellen.

Der Wehrt einer guten Gesinnung ist ein unbedingter und unvergleichbarer; — und ein solcher Wehrt heißt: Würde. Sie mag auch sonst nützlich seyn; sie mag oft äußeres Wohl und innere Zufriedenheit befördern, und in so fern mit

andern Mitteln der Wohlfahrt und Zufriedenheit verglichen werden können: das ist aber nicht das Wesentliche an ihr. Wenn sie hier so gar hinter manchem andern zurück stehen müßte: so kann ihr das nichts von ihrem selbstständigen Wehrte nehmen; ihre Würde wird doch immer die gültigste Empfehlung bleiben, und ihr unter allem, was Wehrt hat, den ersten Rang anweisen.

Würde hat zwar das vernünftige Wesen schon an sich. Es soll, um seiner vernünftigen Anlagen willen, mit Achtung behandelt werden. So lautet das Gebot der Pflicht. Aber in seine volle Würde wird es erst dann eingesetzt; wenn es die gute Gesinnung in sich selbst hervorbringt.

Die gute Gesinnung darf sich nur in unzweydeutigen Proben zeigen, um überall Achtung einzuflößen, und selbst die Freyheit in Schranken zu halten.

Es ist das rühmlichste Bestreben des Menschen, welches auf freye Würde gerichtet ist — ein Bestreben, das auch nie seines Zweckes verfehlen kann. Würde ist die Verklärung der Menschheit im Weibe, wie im Manne.

Achtzehnter Brief.

Die Tugend.

Die gute Gesinnung soll zur That werden, und dadurch das Leben beherrschen. Sie soll sich überall in solchen Handlungen zeigen, welche den Forderungen des Gesetzes und der Würde der moralischen Natur angemessen sind. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß sie sich der sinnlichen Neigungen bemächtige, und sich gleichsam in dieselben hinein bilde, woraus denn die Fertigkeit in guten Handlungen entsteht, die wir Tugend nennen.

Eigentlich gibt es nur Eine Tugend, wie die gute Gesinnung, welche in allen Erweisungen derselben herrscht, nur Eine ist — Richtung des Willens auf das an sich Gute. Diese Gesinnung muß sich alle Neigungen unterwerfen, und alle nach den Vorschriften des Gesetzes einrichten. Ueberdem sind auch alle moralisch gute Handlungen, durch

ein festes Band, mit einander verbunden; sie machen ein zusammenhangendes System des Lebens aus, in welchem sich nichts absondern läßt, ohne das Ganze zu zerstören.

Es lassen sich indeß, in der Betrachtung, mehrere Tugenden unterscheiden, die als Theile jener einzigen anzusehen, und daher in der Ausübung wieder zu verbinden sind. Man gelangt zu dem Begriffe einzelner Tugenden; indem man auf das Gemeinsame, was mehrere tugendhafte Handlungen haben, reflectirt, und dies als das Wesen Einer Tugend, von welcher jene Handlungen die Erweisungen sind, fest stellt; — oder auch, indem man auf die verschiednen Arten der Thatigkeit achtet, welche der Wille anwenden muß, um die gute Gesinnung ins Leben einzuführen. So ist es offenbar eine andre Thätigkeit wodurch er von Verletzungen fremder Rechte zurück hält; eine andre, wodurch er zur Beförderung fremden Wohles bestimmt — und wir nennen jene Gerechtigkeit, diese Güte; — eine andre, die das Gute unermüdet bewirkt; eine andre, die sich dem zu lebhaften Gefühle des Schmerzes entgegenstellt; daher die Tugenden der Arbeitsamkeit und der Geduld.

Auf diese Weise entstehen uns zunächst vier Haupttugenden. Soll nämlich die gute Gesinnung in das Leben eingeführt werden: so kommt es vor allem darauf an: die sinnlichen Neigungen

einzuſchränken, und mit dem Geſetze der Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen — Mäßigung; — dann, unſer wirkendes Vermögen auf den höchſten Zweck, die Würde der menſchlichen Natur, zu richten — Menſchenliebe; — ferner wird Kraft des Gemüthes erfordert, um das Befohlene, ſelbſt im Widerſpruche mit Gefühl und Neigung, zu thun — Seelenſtärke; — endlich auch die Geſchicklichkeit, für das, was man thun ſoll, die beſten Mittel ausfindig zu machen und anzuwenden — moraliſche Klugheit.

Mäßigung, moraliſche Menſchenliebe, Seelenſtärke und Klugheit gehören in jeder guten Geſinnung weſentlich zuſammen. Keine läßt ſich von den übrigen abſondern, wenn nicht ihr ganzer moraliſcher Werth verloren gehen, und ſie zu der bloßen Erſcheinung eines glücklichen Naturtriebes herabſinken ſoll.

Mäßigung iſt die Grundlage aller andern Tugenden. Gefühle, Gemüthsbewegungen, Begierden und Genüſſe ſollen gemäßigt werden, damit ſie weder ſelbſt dem Geſetze der Vernunft widerſprechen, noch zu pflichtwidrigen Handlungen verleiten.

Die Mäßigung bringt das Herz in Ordnung. Sie ſchränkt alle zu heftigen Neigungen und Stimmungen ein und ſetzt ſie zu einander in ein ruhiges Gleichgewicht, daß keine die andre ſtöre, und keine der andern widerſtreite. Dort zeigt ſie ſich als Selbſtverläugnung, hier als

Selbſtbeherrſchung. Sie duldet alſo keine ausgelaſſene Freude, keine zu tief gebeugte Traurigkeit, kein zu feuriges Verlangen, keinen zu lebhaften Abſcheu, keine ſchwärmeriſche Hoffnung und keine niedergeſchlagene Furcht, keinen anmaßenden Stolz, keinen brennenden Ehrgeiz und keine unerſättliche Geldbegierde.

Eine ſanfte Stille und ein erhabener Gleichmuth herrſchen in der Seele des Tugendhaften.

Das eigentliche Leben der Tugend aber iſt die Menſchenliebe. Sie ſetzt die Kraft in Bewegung, das Gute zu bewirken. Darum ſoll der Geiſt ſich mäßigen, damit er ſeine höhere Arbeit ungeſtört beginnen könne. Den letzten Zweck des Lebens, die Verherrlichung der menſchlichen Natur thätig zu befördern, das iſt das weſentliche Beſtreben der guten Geſinnung. Und darin eben offenbart ſich die moraliſche Menſchenliebe.

Ihre Quelle iſt Achtung gegen das Geſetz und gegen die menſchliche Würde. Sie iſt alſo etwas ganz andres, als natürliches Mitgefühl und inſtinctartiges Wohlwollen. Aber gerne nimmt ſie dieſes in ſich auf, wo ſie es findet. Denn nicht ausrotten, ſondern nur verbeſſern will ſie die ſinnlichen Neigungen.

Die moraliſche Menſchenliebe vereinigt mit der Liebe zu andern vernünftige Selbſtliebe. Sie ehrt die Menſchheit überall, und iſt überall

auf ihre Schonung, Bildung und Beglückung bedacht.

Sie hält die Rechte andrer heilig, als Gerechtigkeit, und befördert ihr Wohl, als Güte.

Sie ist überhaupt ein eben so warmer als reiner Trieb, alles zu thun, was man thun soll; und in so fern kann man wohl sagen: Liebe sey der Geist der Tugend, und unter den besondern, die erste. Nur dann erst wird die Pflicht recht vollbracht, wenn der Gehorsam gegen sie zur moralischen Liebe geworden ist, und als solche das Herz ergriffen und entzündet hat.

Darum ist auch Liebe das Edelste im Menschen; und darum hat die Erziehung nichts sorgfältiger zu pflegen als den Keim der Liebe. Egoismus ist der Tod aller Tugend. Wie die Liebe in Verbindung mit der Religion wirke, und so das Höchste Herrlichste der menschlichen Kraft darstelle, werden wir im Verfolge sehen.

Seelenstärke muß uns zur Ausführung dessen, wozu die Liebe treibt, und was die Pflicht befiehlt, in den Stand setzen. Sie lehrt uns, die lockende Lust abweisen, das schmerzliche Uebel gering achten, der Gefahr Trotz biethen, jede Anstrengung willig übernehmen, und jedes Hinderniß siegreich bekämpfen. Immerhin mag auch sie sinnliche Vorstellungen und Neigungen zu Hülfe nehmen, wenn nur die Energie des guten Willens ihre Grundlage ist.

Die Klugheit scheint zwar, auf den ersten Anblick, bloß eine Fertigkeit des Verstandes zu seyn; und doch ist in ihr die Gesinnung des Herzens sehr thätig. Nur zu oft leitet das Herz den Verstand. Und daß dieser immer für das Gute wirksam sey, daß er die Wahl des Besten sicher treffe, dazu muß ihn der moralische Wille leiten.

Es gibt allerdings auch eine Ueberlegsamkeit, eine Gewandtheit und Schnelligkeit des Blickes, die nichts weniger als Tugend ist. Aber die moralische Klugheit, die unter sittlichen Grundsätzen steht, für sittliche Zwecke wirkt, und sich durch ruhige Besonnenheit und klare Einsicht im Denken und Thun äußert, muß allerdings zu den Haupttugenden gezählt werden.

Die bisher angeführten Haupttugenden zerfallen wieder in mehrere andre, nach ihren besondern Gegenständen, nach den Gefühlen, die sich im sinnlichen Menschen zu ihnen gesellen, und nach den Neigungen, die sie in sich aufnehmen. So gehören zur Mäßigung die schönen Tugenden der Sanftmuth, der Demuth und der Ergebung.

In der Sanftmuth sind nicht allein die rohen, heftigen und selbstsüchtigen Begierden gemildert, sondern auch die Gefühle und Gemüthsbewegungen. Der Sanftmüthige begehrt nichts heftig und mit Ungestüm; gemäßigt ist bey ihm insbesondre das Gefühl für erlittene Beleidigungen und die Fehler andrer.

Die Demuth ist Mäßigung in unsrer Meynung von uns selbst. Beym Demüthigen sind vorzüglich Eitelkeit, Ehrgeiz und Stolz eingeschränkt. In anspruchloser Bescheidenheit übt er hohe Verläugnung.

Die Ergebung ist gemäßigte Empfindung für den Schmerz, Ruhe im Leiden — eine Verfassung, worin man wirklich das Uebel weniger fühlt.

Die Menschenliebe enthält die Tugenden, der Arbeitsamkeit, der Theilnahme, des Gemeingeistes, der Mildthätigkeit und der Dienstfertigkeit.

Die Arbeitsamkeit ist immer in froher Geschäftigkeit für das Gute.

Die Theilnahme neigt sich freundlich zu fremden Wohl und fremden Schmerze hin; sie achtet auf die Angelegenheiten andrer, und wird dadurch gerührt.

Der Gemeingeist hat immer das gemeinschaftliche Beste vor Augen, und befördert dasselbe ohne an Bezahlung zu denken. Er sucht überall nützliche Anstalten empor zu bringen.

Die Mildthätigkeit unterstützt den Dürftigen, weil sie in ihm die Menschheit ehrt und dem Bruder wohl will. Sie gibt froh und schonend. Das Geben ist ihr Pflicht und Lust.

Die Dienstfertigkeit ist bereit andern zu helfen. Sie leiht jedem ihre Kräfte, wie er der-

selben bedarf. Sie kommt der Bitte zuvor, und leistet alles mit gefälligem Sinne.

Die Menschenliebe entfaltet auch noch besondere Tugenden, wenn sie sich auf einzelne Gegenstände, welche die Pflicht ihr vor allen andern anpreist, vorzüglich richtet. So entsteht im Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft die Vaterlandsliebe, in der Freundschaft die Treue, in der Ehe die Zärtlichkeit, in Familienverbindungen die Häuslichkeit, in welcher sich Fertigkeit in der Uebung häuslicher Pflichten mit der Freude am häuslichen Wesen vereinigt. So entsteht die Dankbarkeit gegen Wohlthäter, die Anhänglichkeit an diejenigen, welche uns nahe sind, die Leutseligkeit und die Höflichkeit im geselligen Umgange.

Auch die Seelenstärke hat verschiedene Sphären ihrer Erweisung, und theilt sich daher in die Tugenden der Enthaltsamkeit, der Geduld, des Muthes und der Standhaftigkeit.

Die Enthaltsamkeit widersteht den Lockungen der Lust, wenn die Pflicht Widerstand fordert. Der Enthaltsame reißt sich mitten im Genusse des Vergnügens los; er entsagt freywillig dem erfreulichen Gebrauche eines Gutes, ohne daß es ihm etwas kostet; so beherrscht in ihm der Wille die Neigung.

Die Geduld erträgt den Schmerz, daß er weder die Fähigkeit und Aufgelegtheit zum pflicht-

mäßigen Wirken, noch die Ruhe des Herzens störe. Der Geduldige zieht, entweder durch die bloße Kraft des Willens, oder durch die Stärke des Pflichtgefühles, oder durch andre zerstreuende und aufheiternde Bilder, seine Aufmerksamkeit von der Vorstellung des Uebels ab; oder er schwächt diese Vorstellung durch vernünftige Gründe. Das Weib gibt sich in den Schmerz, und wird mit ihm befreundet. Der Mann verachtet ihn.

Der Muth verfolgt seine Zwecke, ohne auf die Gefahren zu achten, die ihm drohen. Entweder hält er diese Gefahren selbst gering, oder sein Enthusiasmus für das Gute setzt ihn darüber weg.

Es gibt einen Temperamentsmuth, einen Muth der Körperstärke, einen Muth der Begeisterung und einen Muth des Ehrgeizes; aber alle diese haben keinen moralischen Werth, und sind keine Tugenden. Der moralische Muth hat seine Quelle in der Festigkeit des Willens. Er ist eben so entschlossen, wenn die Gefahr noch fern ist, als unerschrocken, wenn sie ihn schon umringt hat — und selbst dann noch gefaßt und voll Selbstvertrauen, wenn sie ihn zu vernichten scheint.

Der Muth, in seinen glänzenden Erweisungen, ist zwar eine männliche Tugend; aber selbst zur Vollbringung der unscheinbarsten Pflichten wird sehr oft ein ungewöhnlicher Muth erfordert; und dieser ist auch Tugend des Weibes.

Die Standhaftigkeit zeigt sich bey solchen

Arbeiten, die mit vielen Schwierigkeiten und mancherlei Fehlschlagungen verknüpft sind; und die daher groſse Anstrengungen erfordern. Der Standhafte ermüdet nicht; ihn verdrieſst nichts. Er bleibt sich gleich, und vollführt, was er begonnen hat.

Die Klugheit zerfällt in die Tugenden der Ueberlegsamkeit, der Besonnenheit, der Bedachtsamkeit, der Vorsicht und der Behutsamkeit.

Der Ueberlegsame unternimmt nichts, ohne vorher darüber nachzudenken, und sich mit den Schwierigkeiten, den Hulfsmitteln und der besten Art der Ausrichtung der Sache bekannt gemacht zu haben.

Der Besonnene verliert nie das Bewuſstseyn seiner selbst, seines Interesses und seiner Lage. Er ist sich immer gegenwärtig.

Der Bedachtsame erwägt sorgfältig, in jedem Augenblicke der Handlung, was nun zu thun sey.

Der Vorsichtige achtet auf künftige Schwierigkeiten und Gefahren.

Der Behutsame sucht ihnen wirklich auszuweichen.

Die Klugheit soll sich mit allen andern Tugenden verbinden, und die Aeuſserung derselben in pflichtmäſsigen Handlungen leiten, damit diese ihren Zweck nicht verfehlen. Daher entwickelt sich eine unübersehbare Menge von Erweisungen derselben,

die sich wieder als besondre Tugenden betrachten lassen. So sind Industrie und Sparsamkeit; Klugheit im Erwerben und Zusammenhalten; so ist Verschwiegenheit, Klugheit bey der Mittheilung unsrer Gedanken; und Nachziehigkeit, Klugheit in der Behauptung unsrer Rechte.

Alle diese Tugenden sollen, in ihrem Vereine, als zu Einer und derselben guten Gesinnung gehörend, dem Leben angebildet werden. Wer sie besitzt heißt, tugendhaft.

Der Tugendhafte erfüllt das ganze Gesetz. Zwar nicht so, daß er in Keinem fehlte, und sich gar keine Uebertretungen zu Schulden kommen ließe. Auch nicht so, daß er in allen eine gleich große Fertigkeit hätte. Unstreitig wird ihm diejenige leichter, welche mit seiner Gemüthsart mehr zusammen stimmt. Aber sein Wille ist gleichmäßig auf alle gerichtet, er setzt keine hinter die andere zurück und sein Bestreben geht dahin, daß er immer weniger fehle, und in allen Tugenden immer mehr Freyheit und Freude erlange.

Die gute Gesinnung ist die Quelle aller Tugenden. Von ihr aus eröffnet sich ein unermeßlicher Wirkungskreis der Selbstbildung. Unaufhörlich sind hier Begierden zu bekämpfen, Versuchungen zu überwinden, Kräfte zu stärken, und Gefühle zu beleben.

Die Tugend ist einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Kein Fortschritt in der Zeit

kann sie je ganz erreicht haben. Immer wird es hier zu thun geben. Immer werden wir dem Ziele näher kommen; aber in unsrer sinnlichen Beschränktheit können wir uns um keinen Moment denken, wo wir wirklich bey ihm angelangt wären.

Die Idee der Tugend stammt aus einer andern Welt; darum kann sie im Leben der Erscheinung nie ihr reines Nachbild finden; immer wird dieses Nachbild durch die Nebel der Erscheinung getrübt seyn. Darum ist sie aber auch eine unendliche, und läßt sich nie in der Zeit, welche das Gepräge der Endlichkeit ist, zusammen fassen. Sollte ihre Idee einst ganz wirklich werden: so müßte es da geschehen, wo keine Zeit mehr seyn wird.

In der Idee der Tugend leuchtet ein höheres Licht in die Schatten der Erde herab. Darum fühlen wir uns in ihr emporgezogen über alles sichtbare und vergängliche Wesen; darum ahnden wir in ihr unsre Verwandtschaft mit unsichtbaren Reichen und ein ewiges Daseyn. Darum ist uns der Tugendhafte eine so ehrwürdige Erscheinung; darum ist uns seine Nähe zugleich so niederbeugend und so erhebend. Er steht zwischen zweyen Welten berührend in der Mitte, und verkündigt uns unser Anrecht an diejenige, von welcher allein wir Frieden erwarten im Streite des Lebens.

Auch die einzelnen Tugenden, in ihrer Vollkommenheit gedacht, sind Ideen. Man kann da-

ber von der Tugend ſagen, wie von der Kunſt, ſie ſey Darſtellung von Ideen.

Aber zwiſchen beyden zeigt ſich ein groſſer Unterſchied zum Vortheil der Tugend. Die Kunſt ſtellt immer nur einzelne, in gewiſſer Hinſicht beſchränkte Ideen dar. Die Ideen, welche die Tugend darſtellt, ſind allgemein und unbegränzt.

Die Kunſt faßt die Idee in einen einzelnen Moment; ſey dieſer ein ſinnlicher Gegenſtand oder eine Handlung. Zwar ſtrebt ſie, in denſelben ein ganzes Leben auszuſtrömen; aber das gelingt ihr nie. Ihre äſthetiſchen Ideen laſſen die unendliche Fülle nur ahnden. Die Tugend drückt ihre Ideen, ſo weit das überhaupt möglich iſt, in vollſtändigen Handlungen und Charakterzügen aus. Sie begnügt ſich nicht mit einzelnen Momenten. Sie unterwirft ſich das ganze Daſeyn. Wenn auch kein menſchliches Leben die Tugend in ihrer Vollkommenheit enthält: ſo läßt ſich die Idee derſelben doch mit Hülfe der Vernunft daraus abnehmen.

Die Kunſt bildet in einem äußern Stoffe; die Tugend aber in Geſinnungen und Thaten, im Innerſten und Lebendigſten der Exiſtenz. Zwar iſt die Tugend auch an fremden Gegenſtänden wirkſam; aber nicht wie die Kunſt, die in der Geſtalt alles vollendet hat. Der Tugend iſt ihr äuſſeres Wirken zufällig; an der bleibenden Richtung und Beſchaffenheit des Gemüthes liegt ihr alles.

Der Künſtler ſchafft, in den Augenblicken der

Begeiſterung, von ſeinem Genius fortgeriſſen oder von einem kühnen Gedanken ergriffen. Das Wirken der Tugend iſt beſonnen und frey; darum iſt ſie auch immer dazu aufgelegt, und ihre ſchönſten Werke ſind diejenigen, welche in der höchſten Ruhe der Seele empfangen und geboren wurden.

Künſtler können nur wenige ſeyn; aber die Tugend iſt allen aufgegeben. In der Tugend ſteigt der Himmel auf die Erde herab.

Die Idee der Tugend, in ein ſinnliches Bild gefaßt, wird uns zum Ideale derſelben. Das Ideal ſtellt uns die Tugend in ihrer Vollendung, als das richtigſte Verhältniß aller Gefühle, Stimmungen und Begierden, als die reinſte, wärmſte und thätigſte Liebe, als unbeſiegbare Stärke des guten Willens und als die höchſte Beſonnenheit in dem allen dar.

Das Ideal der Tugend entwickelt ſich von ſelbſt in allen Gemüthern, in welchen der Sinn für das Gute angeregt iſt. Es iſt weit edler als das Ideal des Schönen: denn es ſtammt unmittelbar aus der höhern Welt, während dieſes nur auf die höhere Welt hindeutet.

Das Ideal der Tugend ſoll uns immer vorſchweben; damit wir uns nach ihm prüfen; damit es unſer Streben anfeure, und damit die Ausſicht auf das Unendliche unſers Daſeyns, unſers Fortwirkens und unſrer Beſtimmung uns mit Muth und Hoffnung erfülle.

Die vollendete Tugend iſt Heiligkeit. Mit ihr würde, in einer höhern Ordnung der Dinge, auch Seligkeit verknüpft ſeyn: denn ſie kann ſich nicht anders, als im Gefühle der innigſten Uebereinſtimmung, alſo im heiterſten Selbſtgenuſſe ankündigen.

Heiligkeit und Seligkeit gehören im Ideale der Tugend weſentlich zuſammen. Aber auf Erden kann die Tugend nie anders als leidend erfunden werden; theils weil ſie auch darin ihr Weſen und ihre Stärke bewähren muß; theils weil dies in der ganzen Einrichtung der Erſcheinungswelt liegt.

Wenn ein heiliges Weſen aus beſſern Gegenden zu uns hernieder ſtiege: ſo würde es mit uns das loos eines prüfungsvollen Daſeyns theilen müſſen. Daher auch das chriſtliche Tugend-Ideal den Erlöſer leidend und ſterbend vorſtellt; damit ſich ſeine Verwandtſchaft mit uns offenbare, und er ſeinen ſterblichen Brüdern in jeder Hinſicht Ideal ſeyn möge.

Nichts deſto weniger hat die Tugend, außer ihrer Würde, auch ihren ſinnlichen Werth. Sie ordnet, beruhigt und beglückt unſer ganzes Daſeyn. Sie ſtimmt mit den ſchönſten und ſüſeſten Neigungen des Herzens überein. Sie befriedigt den Sinn für Wahrheit, Schönheit und Ordnung. Sie begünſtigt die Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe und der Häuslichkeit. Die reihen und aus-

schweifenden Neigungen des Herzens bringt sie in Ordnung, daß ihre Unruhe, ihr Aufruhr und ihre wilden Gährungen den innern Frieden nicht mehr unterbrechen. Sie lehrt uns durchaus übereinstimmend mit uns selbst denken und handeln. Sie unterwirft unser ganzes Daseyn festen Grundsätzen, und hebt dadurch jenes unsichere Schwanken und jenen ewigen Widerspruch auf, die unter der Herrschaft der Sinnlichkeit so unvermeidlich und so gefährlich für inneres und äußeres Wohl sind.

Tugend ist zwar nicht das sicherste Mittel unsre Absichten zu erreichen, aber das wahrste, und darum auch dasjenige, wobey wir uns am meisten sicher fühlen. Sie bewahrt uns vor allen Uebeln, die aus einer regellosen Sinnlichkeit und aus wilden Leidenschaften zu entstehen pflegen. Sie lehrt uns überall dasjenige thun, was der Wohlfahrt des Ganzen am zuträglichsten ist — was das Leben schön und erfreulich macht. Sie gibt allen unsern übrigen Angelegenheiten eine höhere Weihe; Kunst, Wissenschaft, bürgerliche und häusliche Verhältnisse, Thätigkeit und Lebensgenuß veredeln sich durch sie, und blühen herrlicher auf. Sie belohnt unsre Bemühungen mit dem frohen Gefühle des Fortschreitens im Schwersten, der Selbstkraft und der Gleichförmigkeit. Sie verschafft uns den Beyfall des Gewissens, frohen Rückblick, frohen Aufblick und frohen Blick in die Zukunft.

Neunzehnter Brief.

Gute des Herzens.

Wahre sittliche Herzensgüte ist eine Frucht der Tugend. Sie entsteht dann; wenn sich die gute Gesinnung durch Tugend tiefer in das Leben hineinbildet; wenn die Tugend bey uns Art zu denken, zu fühlen, zu begehren und zu handeln wird. Es hat daher mit dieser Herzensgüte viel auf sich; und es ist der gröſste Ruhm, den man jemand beylegen kann, wenn man sagt: er habe ein gutes Herz.

Wenige Ausdrücke werden indeſs wohl so gemiſsbraucht als dieser. Wie oft heiſst es von den unwürdigsten Menschen, sie haben ein gutes Herz, um damit nicht bloſs Thorheiten, sondern wirkliche und grobe Laster zu entschuldigen? Gut kann das Herz nicht seyn, in welchem noch Eine Leidenschaft ein gefährliches Uebergewicht hat, und das nicht in

seinem innersten Wesen durch reine Liebe zum Guten geheiligt ist. Menschen ohne Grundsätze haben nie ein gutes Herz; ob gleich Wollüstlinge oft ein weiches Herz haben.

Die ökonomische Welt nimmt es indeß mit dem Sittlichen nicht so genau; sie bedient sich der Sprache in ihrem eignen Sinne, und da heißt denn gut, was man gebrauchen kann. So sind das gute Menschen, die gefällig sind, gegen jedermann freundlich — und gerne dienen; ob sie es gleich eben nicht sehr gut meynen mögen.

Wenn indeß auch jemand durch einen natürlichen Trieb zum Wohlwollen gestimmt würde: so dürfen wir ihm darum noch nicht Güte des Herzens zuschreiben. Güte des Herzens will durch eigne Kraft erworben seyn, und sie umfaßt alle Neigungen des Gemüthes ohne Ausnahme.

Im guten Herzen ist allerdings Liebe das herrschende, und das bildende Prinzip. In Liebe wird alles umfaßt, gedacht, gefühlt und ausgeführt. Liebe hat sich hier zum ungetheilten und bleibenden Streben gestaltet. Aber diese Liebe ist nicht bloß Naturtrieb. Der Naturtrieb ist in ihr zu jener hohen Uneigennützigkeit veredelt, die allein aus Achtung gegen die menschliche Natur entsteht. Darum wird diese Liebe nie schwach; darum überschreitet sie nie die Gränzen; und was sie will und thut verträgt sich mit der klarsten Besonnenheit. Es ver-

räth eben, so sehr den erleuchteten Geist, als das warme Gemüth.

Sittliche Güte des Herzens begreift in sich: Reinheit, Harmonie, Stärke, Festigkeit und edle Einfalt des Herzens.

Das gute Herz ist ein reines Herz. Es hat kein Wohlgefallen am Unreinen. Rein sind alle Eindrücke, welche es aufnimmt, rein alle Bilder, welche die Phantasie schafft, rein alle Gedanken, welche der Verstand bildet, rein alle Empfindungen, welchen es sich hingibt, rein die Neigungen, welche sich in ihm regen, rein die Vergnügungen, welche es genießt und die Wünsche, die es nährt. Rein sind die Worte, die das gute Herz aussprechen lehrt, fern von allem Zweydeutigen und von allem Anstößigen. Rein sind die Thaten, zu welchen das gute Herz treibt; das hellste Licht dürfen sie nicht scheuen.

Die Reinheit des guten Herzens ist noch herrlicher, als in den Gedanken und Bewegungen, welche es erfüllen, in der Gesinnung, die allem andern zum Grunde liegt. Lautre, sittliche Güte, herrschendes Pflichtgefühl, Sieg über alle Selbstsucht, das ist es, was dem guten Herzen seinen Adel gibt. An ihm ist nicht bloß alles ohne Flecken und Tadel, sondern das, woraus alles kommt, ist auch das Vortrefflichste.

Das gute Herz stimmt mit sich selbst überein. Seine Neigungen und Begierden streiten nicht

mit einander. Alles ist hier besänftigt, und in das richtige Verhältniß gesetzt. In ihm empört sich nichts. Nichts bricht gewaltsam hervor. Aus ihm selbst kommt ihm kein Zwist und keine Unruhe. Das ist der Friede des guten Herzens, daß es sich seiner Selbsteinigkeit bewußt ist. Von dieser Harmonie ist nichts ausgeschlossen.

Alle Züge des Herzens sind von der Tugend ergriffen; wenn gleich noch nicht nach derselben gebildet. Ueber alle Bestrebungen hat sich die sanfte Gewalt derselben ausgebreitet; und wo Selbsterkenntniß den Fehler entdeckt, da heilt der gute Wille.

Das gute Herz hat Stärke in sich, der Tugend treu anzuhangen, und zu thun, was sie fordert, so viel auch daben gewagt und aufgeopfert werden müsse. Die Kraft der Liebe und der Pflichtachtung haben es durchdrungen. O, es ist rührend zu sehen, wie das gute Herz seine Werke vollbringt. Eine stille Thräne, vom eignen Bedürfniß erpreßt, fällt auf seine Gabe, und doch öffnet sich freudig die Hand zum geben. Wo alle aufmunternden Stimmen schweigen; wo alle Regungen der Sinnlichkeit abnehmen: da folgt es doch dem schönen Zuge. Wo die Welt ihm nichts mehr biethen kann: da nimmt es alles aus eigner Fülle.

Festigkeit ist die Schutzwehr des guten Herzens. Schlecht wäre es überall beschirmt, wenn es sich selbst nicht zu bewahren wüßte. Aber

die Grundsätze, die es gewählt hat, hat es sich auch tief eingeprägt. Die Gesinnungen, welchen es folgt, haben sich in sein eignes Leben verwandelt. Es weicht nicht von seinem Glauben, von seiner Fassung, von seiner Liebe und von seinem Streben. Keine schimmernde Anpreisung, kein lockender Schein, kein Lob der Menge, keine scheinbare Bedenklichkeit, kein Gewinn und kein Verlust bringen es von dem ab, dem es sich einmal ergeben hat. Gegründet in sich selbst, widersteht es jedem äußern Angriffe. Wachend über seiner Ruhe, meidet es alles, was diese zerstören würde.

In diesem Allem ist edle Einfalt; — die schönste Zierde des guten Herzens. Nichts Erzwungenes und mühsam Gesuchtes. In allem scheint die Natur, nur verklärt, selbst zu walten. Und doch hat hier Freyheit geschaffen. Doch ist Herzensgüte etwas anders, als Unschuld, die angeboren wird. Aber wohl dem, der diese Unschuld aus den Stürmen des Lebens rettete, der sie in den Stunden der Versuchung zu bewahren wußte. Ihm wird die Bildung zur Herzensgüte leicht werden; ihm wird sie vorzüglich gelingen.

Zwanzigster Brief.

Das Heilige.

Zu enge iſt dem beſonnenen Menſchen die Welt der Sinne für ſein Denken, Streben und Wünſchen. Es muß noch etwas jenſeits ihrer Gränzen liegen — erhabener und herrlicher als alles, was ſie umſchließt, wenn er zur Einigkeit mit ſich ſelbſt gelangen, und Ruhe für ſein Herz finden ſoll.

In der Welt der Sinne iſt alles voll Widerſprüche, die ſich nur in dem Lichte einer höhern auflöſen. In der Welt der Sinne iſt alles hinfällig und wandelbar; nach dem Ewigen und Unwandelbaren ſehnt ſich der Geiſt. In der Welt der Sinne trägt alles das Gepräge der Beſchränktheit und Mangelhaftigkeit; dem Geiſte genügt nur das Unendliche und Vollendete. In der Welt der Sinne reift alles dem Tode entgegen; der Geiſt dürſtet nach Unſterblichkeit.

Ueber den Sternen ſucht der Leidende den Troſt, den ihm die Erde nie geben kann.

Selbſt das Schöne, das Erhabene und das Gute, wie ſie in der Wirklichkeit angetroffen werden, befriedigen das Bedürfniß des Höhern nicht ganz. Sie befriedigen daſſelbe nur in ſo fern, als ſie auf dieſes Höhere hindeuten, und zu ſeiner Darſtellung und Beglaubigung dienen. Ganz würden ſie es erſt dann befriedigen; wenn ſie in unbegränzter Vollkommenheit und Allgemeinheit die Welt beherrſchten, wenn alles ihren Geſetzen gehorchte, und ihre Formen abſpiegelte. Eine ſolche Welt wäre aber ſelbſt ſchon die verklärte, welche wir ſuchen.

Die Ahndung des Höhern iſt mit dem Bedürfniß desſelben der menſchlichen Natur tief eingepflanzt. Sie iſt das Göttliche im Menſchen. Sie greift durch das ganze Daſeyn, und beſeelt alle edlern Kräfte. Nur durch ſie kann das Schöne, das Erhabene und das Gute, ſeinem Geiſte nach, und in ſeiner letzten Tendenz, ganz empfunden werden. Alle Thätigkeit der Vernunft endigt in der Anerkennung eines Höchſten, Ueberſinnlichen und Unendlichen, und iſt nur dann vollendet, wenn ſie bey dieſem ankommt. Wo ſie lebendig wird, muß ſich daher auch wenigſtens jene Ahnung entwickeln.

Der Kreis unſers Denkens und Forſchens kann ſich nur dann ſchließen, wenn er etwas Ueberſinnliches als Mittelpunct in ſich auf-

nimmt. Ueberall ſtoſen wir auf Ideen, die nicht in die Sphäre des ſinnlichen Daſeyns gehören, und ohne welche doch nichts vollſtändig erklärt wird. Der Menſchengeiſt und das Weltall weiſen auf ein freyes, unbegränztes und ſelbſtſtändiges Beſtehen hin. Der Strom der Zeit führt zum Gedanken der Ewigkeit — Die Ordnung der Dinge zum Gedanken eines überſinnlichen Geſetzes und einer überſinnlichen Kraft.

Alles ſoll in Einem zuſammen hangen; und dieſes Eine muß ein Höchſtes und Ueberirdiſches ſeyn.

In der Schönheit der Geſtalt, noch mehr aber in der Grazie, ſcheint ſich etwas Ueberirdiſches verkörpert zu haben; und das iſt gewiß eine bedeutende Urſache mit, warum wir uns hier ſo ſtark angezogen fühlen. Es iſt als ob ſich eine andre Welt verklärend auf die irdiſche herabgelaſſen hätte. Der Geiſt, der hier lebt und ordnet, kann nicht aus den Gegenden ſtammen, wo vieles ſo gemein, vieles ſo dunkel und alles ſo vergänglich iſt.

Wer fähig iſt, von dem Zauber der Schönheit und Anmuth ganz ergriffen zu werden, den hebt er mit ſanfter Gewalt zu einem verherrlichten Leben empor. Nicht das ſeelenloſe Spiel körperlicher Kräfte — ſondern der Anklang eines beſſern Daſeyns iſt es, was er hier vernimmt. Seiner Phantaſie öffnet ſich die heitre Region, worin das Schöne herrſchend iſt.

Das Große wird eben dadurch erhaben, daß die sinnliche Unermeßlichkeit die Idee der wahren Unendlichkeit, welche im Uebersinnlichen ist, weckt. Im Gefühle des Erhabenen spricht sich die Ahndung des Höhern unzweydeutig aus. Nie würde der Mensch dieses Gefühl haben; wenn er sich nicht zu einer andern Größe und zu andern Kräften erheben könnte, als die sind, welche seine Sinne erschüttern. Zur Anbetung stimmt uns alles Erhabene.

Nicht weniger ist die Ahndung des Uebersinnlichen, Unendlichen und Höchsten mit der Tugend gepaart. Der Tugendhafte erkennt seine sittliche Beschränktheit mit Demuth und Schmerz. Er strebt, der Vollkommenheit sich immer mehr zu nähern. Ihm schwebt überall ein Ideal höchster sittlicher Vortrefflichkeit und Seligkeit vor. Er kann nicht umhin, dieses Ideal irgendwo wirklich zu denken, und zu glauben, daß er es selbst einst erreichen werde. Beydes ist aber nur möglich in einem ewigen Daseyn. Beydes kündigt ein Uebersinnliches, Unendliches und Höchstes an, mit dem er sich um so inniger befreundet fühlt, je mehr sich sein sittliches Gefühl entwickelt, und sein guter Wille gestärkt hat.

Dieses Uebersinnliche, Unendliche, Höchste, was wir im Denken, im Anschauen des Schönen, im Gefühl des Erhabenen und im Bewußtseyn der Tugend ahnden, nennen wir, da in ihm die vol-

endete Sittlichkeit vor allem hervorragt: das Heilige.

Der Glaube an das Heilige ist Religion. Die Empfänglichkeit für die Gefühle und Stimmungen, welche das Heilige weckt, die Dispositien, alles auf das Heilige zu beziehen ist religiöser Sinn. Der Inbegriff der Gesinnungen und Handlungsweisen, welche dem Gedanken des Heiligen angemessen sind, heißt: Religiosität.

Das Heilige ganz zu verläugnen würde nur dem möglich seyn, der alle edlere Kräfte an sich zerstört, und in thierischer Sinnlichkeit jede Regung der Vernunft, und jede Sehnsucht, die das Beßre will, erstickt hätte. Gewöhnlich erkennt das Herz es an, wo der Verstand noch zweifelt, oder sich schon gegen dasselbe erklärte. Selten ist der Unglaube, in welchem sich Kopf und Herz vereinigen.

Der Verstand nimmt leicht Anstoß daran, daß das Heilige nicht demonstrirt und begriffen werden kann. Beydes aber liegt in seiner Natur, und darf uns nicht befremden.

Beweisen läßt sich nur dasjenige, was in den Zusammenhang der Erscheinungswelt gehört, wo das Eine das Andre voraussetzt. Das Heilige aber liegt über diesen Zusammenhang hinaus.

Begreiflich ist nur das Endliche und Beschränkte. Was begriffen werden soll, muß zu andern Dingen in Verhältnissen stehen, wodurch es verhindert wird, alle Vollkommenheit zu besitzen.

Das Heilige aber ist unendlich, schrankenlos und vollkommen.

Die Religion gehört gar nicht für den Verstand, der beweist und erklärt; sie gehört einem höhern Vermögen an. Wer verlangt, daß sie bewiesen und erklärt werde, der verkennt das natürliche Verhältniß der geistigen Kräfte. Es ist eben so, als ob er verlangte, daß man das Denken sehe.

Damit wird aber ihrer Gewißheit und ihrer Würde nichts benommen, so wenig als der Gewißheit des Denkens dadurch etwas benommen wird, daß man es nicht sieht. Ihre Würde beruht ja eben darauf, daß sie über alles Sinnliche hinausliegt. Die höchste sittliche Güte und die Quelle alles Schönen kann in keine Zeit und in keinen Raum eingeschlossen seyn. Was in Zeit und Raum eingeschlossen ist, ist auch mit allen Mängeln des Irdischen behaftet.

Das Wesentliche im Heiligen ist vollendete Sittlichkeit und Seligkeit, in einem überirdischen und unbeschränkten Daseyn. Diese kann aber in zweyfacher Hinsicht gedacht werden, nähmlich: entweder als wirklich vorhanden, und beherrschend das Weltall in einem höchsten Wesen — als eine zweyte übersinnliche Welt, der die sinnliche unterworfen ist, und die sie in ihren erhabenen Erscheinungen andeutet, im Schönen und Guten aber abspiegelt — als moralische Ordnung der Dinge, in welcher der Welt-

geiſt waltet; — oder als Aufgabe an die Menſchen, denen dadurch eine freye, ſelbſtſtändige, von dem Leben der Erſcheinung, unabhängige Exiſtenz, eine Exiſtenz, die kein irdiſcher Tod zerſtört, und eine unaufhörliche Annäherung an dieſes Ziel, ein unaufhörliches Fortſchreiten in der Selbſtbildung und Beſeligung zugeſichert wird.

So ſind es die beyden Ideen der Gottheit und der Unſterblichkeit, welche die Religion umfaßt.

Religion iſt keine Lehre; denn ihre Gegenſtände ſind unbegreiflich. Sie läßt ſich nicht in Vorſtellungen mittheilen; weil keine Vorſtellung ſie umſpannt. Sie muß ſich aus eigner Geiſteskraft entwickeln. Aber wie und nach welchen Geſetzen ſie ſich entwickelt, wie ſie entſteht und wirkt, das läßt ſich allerdings zeigen, und dadurch auch die Selbſtentwickelung befördern. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachten Sie die folgenden Briefe.

Zur Religion muß man ſich erheben; und dazu gehört Energie und Entſchloſſenheit, die wenige Menſchen aufbieten mögen. Darum gibt es zwar viele, die etwas von Religion ahnden; aber wenige in denen Religion lebt. Und doch kann ſie nur dann wirken; wenn ſie in uns lebendig geworden iſt.

Ein und zwanzigster Brief.

Die Gottheit. — Moralische Ordnung der Welt.

Ueber die der menschlichen Natur eingepflanzte Ahndung des Heiligen wären wir also einverstanden. Aber die bloße Ahndung darf uns noch nicht genügen. Sie allein kann keine Religion begründen, welche lebendige Ueberzeugung von dem Heiligen, und tiefe Verehrung desselben in sich schließt.

Religion soll auf das ganze Daseyn und auf alle Kräfte und Aeußerungen desselben wirken. Sie muß sich daher in diesem Daseyn befestigen, und mit ihm innigst verbinden. Wenn sie auch nicht Sache des Verstandes ist: so muß sich der Geist doch ihrer versichern, und sich bewußt werden, was er an ihr hat. Wenn das Heilige auch nicht zu beweisen ist: so muß es doch möglich seyn, sich von ihm eine solche Gewißheit zu verschaffen, daß wir ihm in unsern höchsten Angelegenheiten ver-

trauen, und ihm unser Leben freudig weihen können.

Wir haben also zu untersuchen, wie sich der Mensch aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt erhebe, wie er dazu komme, das anzunehmen, was weder angeschaut noch bewiesen werden kann. Diese Untersuchung haben wir insbesondere in Ansehung der zwey religiösen Ideen der Gottheit und der Unsterblichkeit anzustellen.

Wir fragen zuerst in Ansehung der Idee der Gottheit: wie bildet sich dieselbe? wie gelangen wir dazu, sie anzuerkennen, und ihr Gültigkeit für unser Glauben, für unser Gesinntseyn und Handeln zuzugestehen?

Lassen Sie uns, um diese Fragen zu beantworten, der Entstehung derselben im menschlichen Gemüthe zusehen.

Sie beginnt mit der besonnenen Weltbetrachtung. Gewöhnlich pflegt man hier von der Nützlichkeit der Naturproducte für die Bedürfnisse des Lebendigen zu schließen, daß sie diese Bedürfnisse im Auge gehabt habe, daß sie mithin von einem denkenden Verstande absichtsvoll angeordnet sey. Allein, nicht zu gedenken, daß dieser Schluß etwas übereilt ist — indem aus der Brauchbarkeit einer Sache noch nicht folgt, daß sie um dieser Brauchbarkeit willen da sey, — und daß der Begriff eines Zweckes vom menschlichen Thun auf das

Wirken der Natur unzerbrüchlicher Weise übertragen zu seyn scheint: will es auch nicht überall gelingen, die Natur für bestimmte Zwecke thätig zu finden. Oft zerstört vielmehr die Eine Vorkehrung wieder, was die andre aufgebaut hatte.

Aber die Welt zeigt uns andre Texten, die sich als Offenbarungen eines höhern Prinzips und einer höhern Ordnung ankündigen. Dahin gehört die Schönheit ihrer Producte, das Ebenmaß ihrer meisten Verhältnisse, die Harmonie ihrer Erscheinungen, der große zusammenhangende Gang ihrer Begebenheiten, der auch die Empörungen und Widerstrebungen der rohesten Kräfte in sich aufnimmt, und die Zerrüttungen ganzer Jahrhunderte in seinen Plan verbindet.

Wir finden hier eine Schicklichkeit, ein Anschließen und ein Ineinandergreifen, die unmöglich das Werk des Ohngefährs oder eines blinden Treibens mechanischer Kräfte sein können. Gesetzt, es wäre möglich, dies alles aus physischen Ursachen zu erklären: so müßten wir in physischen Ursachen, die sich so für die Bedürfnisse des Geistes verketten, und diesem ein so herrliches Schauspiel darstellen, selbst etwas dem Geiste Verwandtes, die Gedanken Eines Weltgeistes erkennen.

Wenn es uns gleich versagt ist, das Wesen der schönen Gestalt zu enträthseln, das Ganze der Zusammenordnung natürlicher Dinge zu übersehen, und zu enthüllen: so sind doch die Spuren einer

höhern Ordnung und das Hindurchscheinen derselben durch die sichtbare Welt unläugbar. Wenn der Verstand die einzelnen Gesetze dieser Ordnung nie findet: so kann dies kein Beweis gegen dieselbe, wohl aber ein Zeichen davon seyn, daß das Prinzip derselben, als ein übersinnliches, dem Verstande unzugänglich ist, und ein höheres Organ fordert, dessen Mangel dem Sterblichen nur ein vernünftiger Glaube ersetzen kann.

Die Betrachtung der Welt führt zur Anerkennung einer noch unbegreiflichen Harmonie und einer übersinnlichen Ordnung, welche ihre Erscheinungen beseelt.

Weiter führt das Gewissen. Im Gewissen finden wir uns gebunden durch ein Gesetz, daß sich weder verachten noch wegläugnen läßt; so sehr sich auch unsre Neigungen gegen dasselbe empören, und so beschwerlich seine Forderungen dem Willen sind — durch ein Gesetz, das mit dem höchsten Ansehen und mit dem dunkeln Gefühle eines noch höhern Gerichtes, dem der Uebertreter anheim fällt entscheidet und richtet — endlich durch ein Gesetz, das nicht als Gesetz des Einzelnen, sondern als Gesetz der ganzen vernünftigen Menschenwelt anzusehen ist, das über allen Einzelnen in erhabener Majestät thront, und sich in so fern als höchsten moralischen Willen ankündigt.

Dieser moralische Wille ist über alle sinnliche Natur erhaben. Er kann weder aus dieser ent-

sprungen seyn, noch zu ihr gehören. Die sinnliche Natur hat keinen gebiethenden Willen, der sich freyen Wesen aufdringen könnte. Der höchste moralische Wille ist ein unbedingter; er sagt aus, was schlechthin geschehen soll. In der sinnlichen Natur aber ist alles bedingt. Der höchste moralische Wille ist nothwendig selbst ein heiliger. In der sinnlichen Natur aber wird überall nur eine beschränkte Tugend gefunden.

Es bleibt also nichts übrig, als daß jener Wille mit der übersinnlichen Ordnung, die sich in der Natur offenbart, einerley sey.

Durch das Gesetz der Pflicht wird uns eine Bestimmung aufgegeben. Wir sollen uns in der Sittlichkeit immer mehr ausbilden, und der Vollkommenheit immer näher zu kommen suchen. Dazu gehört nicht allein Heiligkeit der Gesinnung, sondern auch Heiligkeit des Lebens, vollendete Güte — nicht bloß des Wollens, sondern auch des Vollbringens.

Das Erste steht durch uns selbst zu erreichen. Bey dem Andern aber muß auf mancherley gerechnet werden, was nicht in unsrer Gewalt ist. Daß, und in welchem Maße wir die Tugend lieben, hängt freylich von uns ab. Aber die Art, wie wir sie ausüben, die Leichtigkeit oder die Schwierigkeit womit dieses geschieht, wird durch natürliche Anlagen, durch Temperamentseigenschaften, durch Erziehung, durch richtige und falsche Meinungen, durch Umgebungen, Schicksale, Verbindungen und mancherley

Eindrücke bestimmt. Jeder hat in dieser Hinsicht, nach seiner besondern Beschaffenheit und Lage, seine eignen Bedürfnisse.

Soll der Mensch mit Sicherheit und Freude an seiner Bestimmung arbeiten: so muß er voraussetzen, daß alles Zufällige in seinem Leben hierauf berechnet sey, daß er die Anlagen besitze, die Erziehung erhalte, und in die Verhältnisse komme, worin er die nothwendigen Hülfsmittel und Unterstützungen seines Strebens antrifft.

Ob und in wie fern dies der Fall sey, darüber kann die Erfahrung nicht entscheiden. Keiner kennt sich, seine Bedürfnisse und die Wirkungen des Zufälligen im Leben so genau, daß er im Stande wäre, das für ihn Zweckmäßige richtig anzugeben.

Das Gesetz der Pflicht behält aber seine ewige Gültigkeit. Wenn die Erfahrung kein einziges Zeugniß ablegte: so ist doch um seinetwillen anzunehmen, daß moralische Ordnung im Weltall herrsche, die im Leben der Einzelnen alles, nach ihren sittlichen Bedürfnissen, so verknüpft, daß sie ihre Bestimmung zur Tugend erreichen können, und daß alles besiegt werde, was ihnen bey dem Streben nach derselben in den Weg treten möchte.

Die vollendete Sittlichkeit würde, wenn sie allgemein wäre, auch die höchste Seligkeit seyn. Daß sie es werde, gehört mit zu unsrer Bestimmung, und ist ein wesentlicher Bestandtheil derselben. Dahin geht der Befehl der Pflicht, daß

jeder, so viel er kann, Freyheit und Selbstständigkeit, die eben die Seligkeit des vernünftigen Wesens sind, an sich selbst und an andern befördre; und in diesem Befehle liegt die Verheißung, daß sie jedem in dem Maße zu Theil werden soll, als er sich durch Tugend derselben würdig macht.

So lange aber die Sittlichkeit des Menschen eingeschränkt bleibt, ist es nicht zu erwarten, daß sein Zustand von selbst mit seiner Gesinnung und mit seinem Verhalten in ein richtiges Verhältniß trete. Der Zufall, der sich um Menschenwehrt nicht bekümmert, theilt seine Gaben sehr verschieden aus, und verfolgt oft den Besten am meisten mit seinen Demüthigungen und Kränkungen. Er erhebt den Schuldigen und drückt die Unschuld nieder. Mit großem Schmerze muß sich der Tugendhafte vieles, selbst um der Pflicht willen, versagen, was der Schlechte, unbekümmert um Pflicht und Gewissen, im Ueberflusse fröhlich genießt. Sein heitres Selbstbewußtseyn kann ihm dafür wenig Ersatz geben, da es selbst so oft, durch bittre Vorwürfe, die er um so mehr fühlt, je tugendhafter er ist, unterbrochen und getrübt wird. Reue, die der Schlechte nicht kennt, führt eben die finstersten Stunden in seinem Leben herauf.

Doch gesetzt auch, jemand hätte es in der Sittlichkeit so weit gebracht, daß ihn kein Selbsttadel mehr träfe, und daß er, im Gefühl seines Selbstwehrtes, ruhig entbehrte, was ihm das Schicksal

verweigert, und ruhig ertrüge, was es ihm auflege: so würde doch ein seiner Sittlichkeit angemessenes Wohlbefinden, nach dem natürlichen Laufe der Welt, nur dann möglich seyn, wenn jene Sittlichkeit allgemein wäre, und dieses Wohlbefinden von Menschen keine Beeinträchtigung mehr zu fürchten hätte.

Soll die Bestimmung des Menschen ganz erreicht werden — und daß sie es soll, dafür bürgt das heilige Ansehen der Pflicht: — so muß über dem natürlichen Laufe der Welt eine moralische Ordnung walten, die mit der Sittlichkeit eines jeden das ihr proportionirte Wohlseyn verknüpft, und alle physischen und intellectuellen Kräfte nöthigt, dasselbe hervor zu bringen.

Wir können die Würde der Tugend nicht anerkennen, ohne mit ihr zugleich eine übersinnliche Ordnung anzunehmen, die den Lauf der sinnlichen leitet, und sie mit den sittlichen Zwecken und Bedürfnissen der Menschen in Uebereinstimmung setzt.

So wird durch die sittliche Natur das Wesen jener Ordnung, wovon wir in der Natur die Spuren finden, näher angedeutet und bestimmter ausgesprochen. Der Geist, der die Welt erfüllt, ordnet und leitet, ist ein sittlicher. Die Würde und Seligkeit der vernünftigen Wesen sind es, was er durch seinen grossen Gang, und durch seine weisen Zusammenfügungen bezweckt. Daß Sittlichkeit im Universum herrsche und alles erfreue, dazu

bedient er sich seiner Erschütterungen, seiner Zerstörungen, wie seiner Erneuerungen und Vereinigungen.

Die moralische Ordnung ist theils eine bildende, in wie fern sie die Verhältnisse und Schicksale der vernünftigen Wesen, nach den Bedürfnissen derselben, zweckmäßig einrichtet, damit dieselben zur höchsten Sittlichkeit erzogen werden — theils eine vergeltende, in wie fern sie jedem sein Schicksal nach seiner Würdigkeit bestimmt.

Vereinigen wir hierum nun die Idee eines heiligen Willens, wie ihn das Gewissen offenbart: so ist die Idee der Gottheit vollständig und rein von allen Zusätzen menschlicher Vorstellungsweise gefunden, und in ihrer Wahrheit und Gültigkeit anerkannt. Sie ist der höchste moralische Wille, von dem das Gesetz der Sittlichkeit kommt, der das Weltall regiert, der unaufhörlich thätig ist, das Heil vernünftiger Wesen, so weit es, ihrer Freyheit unbeschadet, geschehen kann, zu befördern, und der sich in allem ankündigt, was die Natur Schönes und Herrliches aufstellt, und was die Brust des Menschen Großes umschließt.

Wie der höchste Wille in der ewigen Ordnung der Welt seine Gedanken ausführt, das wird der Sterbliche nie erforschen. Die Nebel des Sinnenlebens liegen zwischen ihm und dem Unendlichen. Aber wir wissen worauf er gerichtet, — wir wissen, daß Heiligkeit sein Wesen ist. Und daraus lassen

ſich Eigenſchaften ableiten, die wir ihm zuſchreiben müſſen, und deren ſchwaches Bild ſich in unſrer ſittlichen Natur wiederfindet.

Der höchſte Wille muß ein ſelbſtſtändiger, von der Welt und ihren mechaniſchen Geſetzen unabhängiger, wie von jeder Art der Beſchränkung freier, in ſich ſelbſt gegründeter und auf ſich ſelbſt ruhender Wille ſeyn.

Als einem moraliſchen Willen kommt ihm Heiligkeit zu, und ſeine Heiligkeit iſt Seligkeit. Er kann nur das Gute wollen, er will es im höchſten Grade; das iſt ſeine Majeſtät, und in ihr der reinſte Selbſtgenuß, der keines bedarf, und durch nichts getrübt wird.

In wie fern er durch die ſittliche Ordnung, neben der Tugend, auch die Glückſeligkeit der abhängigen Geſchöpfe bezweckt, iſt er ein gütiger — in wie fern er durch die zweckmäßigſten Anſtalten zur Sittlichkeit erzieht, iſt er ein weiſer — und in wie fern er jedem nach Verdienſt ſein Schickſal beſtimmt, iſt er ein gerechter Wille.

Endlich iſt der höchſte Wille auch ein ewiger, da er über der Welt der Erſcheinungen wohnt, und nichts Zeitliches ihn berührt — und ein allgegenwärtiger; denn die ſittliche Ordnung befaßt, durchdringt und beſeelt alles.

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Gottheit. — Das höchste Wesen.

Die Gottheit wird in der Natur — ihrem Wirken — gefunden, und im sittlichen Bewußtseyn anerkannt, als höchster moralischer Wille, der heilig, gütig, gerecht und weise das Weltall regiert, der über alles Endliche erhaben ist, und mit seinem Handeln alles umfaßt.

Dieses Finden und Anerkennen mögen wir, um seinen Unterschied vom wissenschaftlichen Beweisen auszudrücken, Glauben nennen; das Ansehen der Ueberzeugung verliert dadurch nichts.

Wäre es möglich, jemand durch Demonstration zu überführen, daß ein Gott ist: so hätte man ihm damit noch nicht Religion beygebracht. Sein Verstand könnte unserm Raisonnement Recht geben, ohne daß sein Herz einstimmt, und ohne daß dadurch etwas in seiner Stimmung verändert würde.

Wer Gott nicht ſelbſt findet und anerkennt, der wird nie einen Gott haben. Bey allem ſeinem ſcheinbaren Wiſſen und bey ſeinen eifrigſten Bemühungen, dieſes Wiſſen andern aufzudringen, fehlt ihm die lebendige Ueberzeugung, welche immer im wahren Glauben an Gott iſt.

Der wahre Glaube nimmt nicht einen einzelnen Platz im Gemüthe ein; er iſt nicht ein Ergänzungsſtück der menſchlichen Erkenntniß. Er durchdringt und beſeelt das ganze Gemüth. Er iſt höher als alle Erkenntniß, und dasjenige, was dieſer Haltung gibt, und ſie an ein Höchſtes knüpft.

Eine Erkenntniß läßt ſich mittheilen; jeder Verſtändige hat Empfänglichkeit dafür. Aber der Glaube an Gott läßt ſich nicht mittheilen. Ob gleich die Anlage zu demſelben ein allgemeines Eigenthum der menſchlichen Natur iſt: ſo giebt es doch viele, bey welchen ſie unentwickelt blieb, und viele in denen ſie abgeſtumpft oder gar unterdrückt wurde.

Um an Gott zu glauben, wird erfordert, daß man die Natur mit freyem Sinne betrachten könne, und auch dann noch einen reichen Stoff in ihr antreffe, wenn man weder an die Benutzung ihrer Producte, noch an die Bereicherung ſeiner Kenntniß von ihr denkt. Je mehr man dazu geſtimmt iſt, in ihren Producten die Schönheit, in ihren verſchiedenen Erſcheinungen die harmoniſche Anordnung, in ihren Begebenheiten die gedankenvolle Verknüpfung — und

in allem das Große zu bemerken: deſto mehr Empfänglichkeit hat man für den religiöſen Glauben.

Menſchen, die alles mit ökonomiſchen Augen anſehen, die überall engherzig nach Vortheilen haſchen, oder die alles ſpalten und zergliedern, um zu erfahren, was es wohl ſeyn möge, die alles wägen und meſſen, um Gründe, Zahlen und Verhältniſſe zu entdecken, ſind daher nicht ſonderlich diſponirt, den Geiſt der Welt zu finden und anzubethen. Jenen iſt die Welt nur da, damit ſie von ihnen vernutzt werde; und dieſe finden an ihr nichts mehr zu bewundern, als daß ſie ſich ſo trefflich claſſificiren, und in ein Syſtem bringen läßt. Jenen genügt die Natur durch ſich ſelbſt, und was ihr etwa noch abgeht, denken ſie durch ihre Klugheit oder durch ihren Tiefſinn zu erſetzen. Sie können von allem das Warum und Woher angeben. Alles fügt ſich ihnen in ein geſchloſſenes Ganzes; ſie bedürfen keines Gottes.

Man irrt daher ſehr, wenn man dadurch Religion in den menſchlichen Gemüthern vorbereiten, oder gar zu wecken glaubt, daß man darauf aufmerkſam macht, wie in der Natur alles zu etwas nütze, oder ſich aus natürlichen Urſachen erklären laſſe. Immerhin mag dieſe Anſicht derſelben für ſich beſtehen, und auf ihrem Werthe beruhen. Aber ſie iſt nicht diejenige, welche zur Religion führt. Zur Religion führt die äſthetiſche, welche allein eine freye iſt; während die ökonomiſche durch

Eigennutz, die verſtändige durch das Intereſſe des Wiſſens befangen bleibt. Im Gefühle des Schönen und Erhabenen erhebt ſich die Seele zu dem groſſen ſchöpferiſchen Geiſte, der alles beſeelend zuſammenhält.

Der äſthetiſche Sinn kann indeß allein noch nicht den Glauben an Gott hervor bringen. Mit ihm muß ſich Lebhaftigkeit und Klarheit des ſittlichen Bewußtſeyns vereinigen, damit im Gewiſſen der moraliſche Wille, und in der Beſtimmung unſers Daſeyns die moraliſche Ordnung der Dinge zum Vorſchein komme. Menſchen, deren Gemüth verwildert — einer üppigen Sinnlichkeit oder heftigen Leidenſchaften hingegeben iſt, haben daher auch nur wenig Empfänglichkeit für den Glauben an Gott.

Je mehr Intereſſe jemand an moraliſcher Güte nimmt: deſto herrlicher und ſicherer wird dieſer Glaube in ſeiner Seele aufſteigen.

Wie jeder zum Glauben an Gott durch ſich ſelbſt gelangt: ſo muß auch jedem die Erkenntniß Gottes aus eigner Anſchauung, theils der Natur, theils ſeines Innern werden. Dann lernt er ihn kennen als moraliſchen Willen, der ſich in moraliſchen Geſetzen für freye Weſen und in einer moraliſchen Ordnung für die Natur offenbart. Damit iſt aber auch die ganze Erkenntniß Gottes erſchöpft. Wir wiſſen damit nicht allein alles, was wir von ihm wiſſen können, ſon-

dern auch alles, was wir zu einer religiösen Verfassung und zum frendigen Wiederthun bedürfen.

Unsere Erkenntniß Gottes ist durchaus praktisch, d. h., sie bezieht sich ganz auf das Verhältniß, worin wir uns zur Gottheit und zu ihrem Wirken befinden, und auf das, was daraus für unser Gesinnesem, Thun und Lassen folgt.

„Ich stehe unter einem heiligen Gesetze, welches „das höchste im Universum ist, und durch welches „das Universum regiert wird. Dieses Gesetz ist „nicht Gesetz meines individuellen Willens; sondern „ein Gesetz, das Majestät hat, und dem sich alles „unterwerfen muß; es ist das Gesetz eines gebiethenden Willens, der, als ein heiliger, meine Verehrung und meinen Gehorsam fordern kann. Ich „kann dieses Gesetz mit Freiheit befolgen. Alles ist „so eingerichtet, daß es mich darin unterstützen muß. „Thue ich nur, nach bestem Vermögen, was ich soll: „dann werde ich auch gewiß meine Bestimmung erreichen; meine Tugend wird meine Seligkeit seyn. „Ueberall wird nichts geschehen, was nicht mit dem „Weltbesten und dem wahren Wohle der Einzelnen „übereinstimmte; und mir kann nichts begegnen, „was nicht für mich das Zuträglichste wäre."

Das ist der reine praktische Inhalt des religiösen Glaubens. Darauf ist unsere wahre Erkenntniß Gottes beschränkt.

Im Uebrigen ist uns die Gottheit eine über alles Zeitliche und Endliche erhabene, eine unbegränzte

und unermeßliche. Darum auch unfaßbar für unſern Verſtand, zu groß für alle Begriffe, die aus endlichem Stoffe gebildet ſind, und das Gepräge beſchränkter Naturen tragen. Sie wohnt in einem Lichte, zu welchem niemand kommen kann. Den Glanz der überſinnlichen Welt erträgt kein ſterbliches Auge.

Eine theoretiſche Erkenntniß Gottes, d. h. eine ſolche, welche beſtimmt, was Gott an ſich ſey, wie der höchſte Wille exiſtire, in welchem Verhältniſſe er zur Welt ſtehe, mit welchem Vermögen und auf welche Weiſe er das Weltall regiere, iſt unmöglich. Das Streben nach derſelben würde uns in das Gebieth leerer Speculationen, und am Ende zu Ungereimtheiten führen, ohne daß damit unſer Wiſſen erweitert, oder für unſre Ruhe etwas gewonnen wäre.

Sollte uns die Gottheit, nach ihrem Weſen und Wirken, begreiflich werden: ſo müßte ſie in die Formen der ſinnlichen Beſchränkung herabſteigen, das heißt, ſie müßte aufhören, unendlich und der höchſte moraliſche Wille zu ſeyn.

.....

Aber der Menſch fühlt das Bedürfniß, Gott durch gewiſſe Begriffe zu beſtimmen; theils damit er etwas habe, woran er ſeine praktiſche Erkenntniß knüpfen und feſthalten kann; theils damit er ihn ſich ſelbſt näher bringe, ſich inniger mit ihm vereini-

de, und sich die Gesinnungen erleichtere, die er gegen ihn haben soll.

Dies geschieht nun dadurch, daß wir die Vorstellung von unserm eignen Daseyn auf das Daseyn Gottes übertragen, daß wir ihm unsre Vollkommenheiten, im höchsten Grade gedacht, zuschreiben, und ihm diejenigen Kräfte beylegen, welche, nach unsrer Art zu denken, erfordert werden, um in einer moralischen Ordnung den letzten Zweck zu befördern.

Die auf diesem Wege entstehende Erkenntniß Gottes heißt eine symbolische; weil darin das Menschliche angewendet wird, um ähnliche Verhältnisse in der Gottheit zu bezeichnen und abzubilden.

Indem wir unsre Art, als einzelne und abgesonderte Wesen da zu seyn, der Gottheit leihen, wird auch sie uns zu einem Wesen; aber zu einem solchen, das nicht in die Reihe der übrigen gehört, sondern über alle erhaben ist, und alle beherrscht. Die Gottheit ist das höchste Wesen. Von ihm beginnt die unermeßliche Reihe der übrigen in unaufhörlichen Abstufungen.

Das höchste Wesen ist auch das vollkommenste. Es muß alle vorzüglichen Eigenschaften der übrigen im höchsten Maße besitzen. Nur diejenigen sind von ihm auszuschließen, die eine Beschränkung andeuten.

Das höchste Wesen kann von keinem andern — von ihm müssen umgekehrt alle andern abhangen; aus ihm muß alles Leben und Bestehen fließen; es

muß ganz in sich selbst gegründet seyn; die Gottheit ist das Urwesen.

Der höchste moralische Wille ist ein ursprünglicher, einzig durch sich selbst bestimmter. Für ihn giebt es, auch davon abgesehen, daß er über alle Zeit hinaus liegt, keinen Anfang und kein Ende.

Das höchste Wesen kann durch nichts beschränkt oder bestimmt werden; es ist unveränderlich. Gott bleibet ewig der er war. Weder in seiner Natur noch in seinen Rathschlüssen kann eine Umwandlung vorgehen. Kein Wechsel der Zeiten und der Umstände berührt ihn.

Das höchste Wesen ist im Besitze alles dessen, was es bedarf. Doch es bedarf nichts; es ist selbst alles, und alles ist durch dasselbe da. Die Gottheit ist allgenügsam.

Wesen sind entweder körperliche oder geistige. Die Gottheit ist ein geistiges Wesen. Denn nur das Geistige erhebt sich über die Erscheinungswelt; nur das Geistige ist unbeschränkt, ewig und der höchsten Vollkommenheit fähig; nur aus dem Geistigen kann sittliches Wollen und weises Anordnen entspringen. Dem Körperlichen ist Ausdehnung und Bewegung, dem Geistigen denken und vernünftiges Handeln eigen.

Gott ist der vollkommenste Geist, daher allwissend und allmächtig.

Als allwissend müssen wir uns Gott vorstellen; theils weil dies zu der höchsten Vollkommenheit eines Geistes gehört; theils weil daraus allein die Möglichkeit einer moralischen Leitung der Welt erklärt werden kann. Dem vollkommensten Geiste muß sich alles, was ist und war und seyn wird, in unmittelbarer Anschauung darstellen. Alle Verhältnisse der Wesen und die verborgensten Geheimnisse ihres Innern müssen ihm offenbar seyn. Alles muß er mit einem Blicke überschauen, damit er alles nach seinen Bedürfnissen behandle, und alles in Einen Plan zusammenfasse.

Als allmächtig müssen wir uns die Gottheit vorstellen; theils weil unbeschränkte Thätigkeit die Natur des höchsten Geistes ist; theils damit wir begreifen, wie er alle Kräfte so bestimmen könne, daß sie den höchsten Zweck befördern. Darum ist in der Gottheit auch der Ursprung alles Daseyns zu suchen, damit sie alles in ihrer Gewalt habe, und nirgends Widerstand finde. Gott ist zu denken als Weltschöpfer. Vergebens strengt unsre Vernunft sich an, in der endlosen Zeitreihe einen Anfang zu finden; da jeder Anfang auf eine frühere Zeit hinweist. Nur der, welcher den Glauben an Gott auf einem andern Wege empfangen hat, verehrt ihn als den Urheber des Weltalls; weil er entweder gar nichts von ihm denken kann, oder ihn so denken muß, obgleich das Wie einer Weltschöpfung ein ewiges Geheimniß bleibt.

Sollen wir den höchsten Geist als Prinzip der moralischen Weltordnung menschlich denken: so müssen wir ihn denken als Vorsehung, als ein Wesen, das nach seinem unendlichen Wissen ins Unendliche thätig ist, um überall zu erhalten, zu versorgen und zu erziehen, das jedes einzelne Geschöpf kennt, jedem wohl will, und ihm zu Theil werden läßt, wessen es bedarf, dessen Schutz überall um uns ist, dessen Liebe uns allenthalben umfängt.

Tragen wir die Idee des höchsten moralischen Willens auf den vermenschlichten Gedanken eines höchsten Geistes über: so müssen wir diesen Geist auch anerkennen als Gesetzgeber und Richter.

So ist die Gottheit, in der Hülle menschlicher Begriffe: höchstes Wesen, Wesen aller Wesen, ohne Anfang und Ende, keines Wechsels fähig, allgenügsam, vollkommenster Geist, allwissend, allmächtig, Schöpfer, Regierer, Gesetzgeber und Richter.

Nur dem vermenschlichten Gotte kann der sinnliche Mensch sich nahen. Der höchste moralische Wille und die ewige Ordnung der Dinge können Erstaunen, Anbetung und Unterwerfung bey ihm hervorbringen. Aber er bleibt ihm ewig fremd. Dem höchsten Geiste übergiebt er freudig sein Herz. Ihm fühlt er sich verwandt; auf ihn setzt er sein Vertrauen; ihm gehorcht er kindlich.

Mag es reinern Wesen genügen, sich vor der unendlichen Majestät zu beugen; wir bedürfen eines lebendigen Gottes, der die Strahlen seiner Majestät im irdischen Lichte mildert, daß sie uns nicht blenden. Wenn wir uns Gott auf eine bestimmte Weise denken müssen — und wir müssen es, wenn er für uns etwas seyn soll —: so bleibt uns keine andre als die menschliche übrig; so lange wir Menschen sind. Sie soll unsern Glauben bestimmen und unsre Gesinnungen bilden. Nach der Idee des höchsten Wesens geziemt uns zu denken und zu leben.

Aber irren würden wir sehr, wenn wir glaubten, durch diese Anwendung unsrer Begriffe, die Natur der Gottheit begreiflich zu machen. Diese bleibt uns ein Geheimniß. Ein Geheimniß ist indeß kein Widerspruch. Es geht über den Verstand; — es ist nie gegen den Verstand. Zum Widerspruche, zur Ungereimtheit wird es, wenn wir es mit Hülfe unsers Verstandes aufklären wollen.

Drey und Zwanzigster Brief.

Unsterblichkeit.

Sie erinnern sich, daß wir im Vorhergehenden die Religion in die Anerkennung des Heiligen setzten — das Heilige aber in vollendete Sittlichkeit und Seligkeit in einem überirdischen und unbeschränkten Daseyn. Wir fanden uns weiterhin genöthigt, dieses Heilige, als wirklich vorhanden, und beherrschend das Weltall in einem höchsten Wesen anzunehmen. Wir haben die Idee des höchsten Wesens von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer Ausbildung verfolgt — und gesehen, warum wir genöthigt sind, derselben Gültigkeit zuzugestehen.

Das Heilige bezieht sich aber auch auf uns. Vollendete Sittlichkeit und Seligkeit ist die Aufgabe unsers Lebens. Damit ist uns freye, vom Leben der Erscheinung unabhängige Existenz

und unaufhörliches Fortschreiten in der Selbstbildung und Beseligung zugesichert. So entwickelt sich die zweyte Idee der Religion, die Idee der Unsterblichkeit.

Nach unserm sinnlichen Daseyn und Wirken stehen wir unter dem Einflusse der sinnlichen Welt. Wir sind in ihren Zusammenhang verflochten, an ihre Gesetze gebunden und von ihren Kräften abhängig. Wir empfangen von ihr die Stoffe und die Reize unsrer Thätigkeit. Wir erfahren an uns ihren Wechsel; und was wir in ihr bilden, ist vergänglich wie sie selbst. Aufblühen, reif werden und hinwelken, das ist das Schicksal, welches wir mit allen ihren Kindern theilen.

Nichts desto weniger werden wir doch auch, im besonnenen Selbstgefühle, einer gewissen Selbstständigkeit inne, woran keine Gewalt der Natur reicht. Wir wissen, so viel diese über uns vermag: sie vermag doch nicht alles. Wir können etwas vor ihr retten. Es ist etwas in uns, was in allem äusserlichen Wechsel bleibt. Wir werden noch etwas seyn, wenn alles, was an uns der sinnlichen Welt gehört, zerfällt. Es steht in unsrer Macht, bey allen Verbildungen und Beraubungen des Lebens dieselben zu bleiben.

Selbst wenn die Schwäche des Alters oder der Krankheit uns den Gebrauch unsrer Fähigkeiten verweigert: fühlen wir, daß damit unser inneres Daseyn noch gar nicht angetastet ist. Wir geben uns

noch manche Probe ungeschwächter herrlicher Geistes-kraft; und vorzüglich das, was im Menschen das Innerste und Edelste ist, die sittliche Würde, bleibt unverändert. Wenn alles Aeusserliche nicht mehr — oder anders wäre: würden wir doch noch seyn — und seyn, was wir jetzt sind.

Nur solchen Menschen, die, in den mannich-faltigen Zerstreuungen und kleinlichen Bestrebungen der Welt, nie zu sich selbst kommen, die sich an das Aeußerliche verkaufen, oder die ihr Selbst nur in ihrem Egoismus wiederfinden, kann ihre Selbstständigkeit ein Geheimniß bleiben. Nur sie können es natürlich finden, daß ihr ganzes Daseyn in der sinnlichen Erscheinung sey, und mit derselben untergehe. Man muß Charakter haben, man muß sich zu der Höhe eines klaren Selbstbewußtseyns erheben, um seiner unabhängigen und über das Erscheinungsleben hinaus gehenden Existenz inne zu werden. Wer sich selbst dem gewaltigen Strome dahin gibt, den treibt er freylich mit fort. Aber ruhig steht der besonnene Mensch, der Kraft und Muth besitzt, ihm zu widerstehen, denselben dahin fließen. Mit dem ewigen Frieden in seiner Brust steht er im Spiele der Wellen; sie können ihn nicht verschlingen.

Vergänglich sind freylich die Werke, die der Mensch aus dem Staube der Erde bildet. Aber nur das an Ihnen vergeht, was Staub der Erde ist; der Geist, den er ihnen einhaucht, die Ideen, wornach er bildet, sind ewig. Wie sollte aber das

Ewige aus dem Hinfälligen kommen? Gedanken, die sich die Natur unterwerfen, sind aus einem Innern entsprungen, das einer zweyten Welt angehört.

Daß in unserm Innern ein freyes übersinnliches Leben gelebt wird, welches die Quelle jenes Selbstständigkeitsgefühles ist, davon zeugen alle unsre höhere Angelegenheiten.

Die groſsen Ideen, welche die Vernunft denkt, und wodurch sie ins Reich des Uebersinnlichen dringt, sollten ein Product roher Materie seyn? sollten entstehen, wie Bewegung entsteht, und sich fortpflanzt? Sie, die über jede Schranke hinausgehen, die alle Räume und Zeiten überfliegen, sollten selbst von Beschränktem kommen, einem Orte oder einem Momente angehören?

Der Geist, der im Irdischen das Ueberirdische als Schönheit auffaſst, der im Endlichen das Unendliche, als Eigenthum seiner Natur, als Selbstkraft, und darum als Erhabenheit ahndet, sollte doch nur ein irdisches und endliches Daseyn haben?

Mehr als alles andre setzt das Gewissen den Menschen in die übersinnliche Existenz ein. Das Gewissen spricht Forderungen aus, die aus einer höhern Gegend stammen. Es gebiethet mit einem Ansehen, das dem sinnlichen Leben fremd ist. Es verlangt eine Tugend, deren Majestät alles Irdische weit überstrahlt. Das Gewissen richtet seine Forderungen an den Willen; der Wille aber, als Ver-

mögen der unbedingten Selbstthätigkeit und der reinen Selbstbestimmung, verräth einen höhern Charakter.

Einem moralischen Geschöpfe muß nothwendig, wenn wir auch von der besondern Beschaffenheit seiner Aufgabe abstehen, ein übersinnliches und in gewisser [illegible] unbeschränktes Daseyn zukommen. Aber diese Aufgabe ist auch von der Art, daß sie nur in einem ewigen und unbeschränkten Daseyn gelöst werden kann. Ein Wesen, das ganz der Sinnenwelt angehört und im Zeitlichen befangen ist, kann nicht die Bestimmung vollendeter Sittlichkeit und Ewigkeit haben, weil sich diese, in den Gränzen des Zeitlichen, wo alles gegenseitig beschränkt ist, nicht denken läßt.

Das Gewissen erhebt uns zum Glauben an einen heiligen Willen und an eine übersinnliche Ordnung der Dinge. Jener Wille ist für uns gesetzgebend, und wir sind ihm verwandt. Wir stehen unter dem Einflusse dieser Ordnung. Sie kann uns aber nur als Wesen, die einen übersinnlichen Charakter besitzen, umfassen. Wir sind, obgleich von der einen Seite dem Irdischen unterthan, Bürger einer höhern Welt — und in dieser ist kein Tod.

Sterben ist ein Wechsel in der Erscheinungswelt, dem nur das Sinnliche an uns unterworfen seyn kann. Das Ewige ist nothwendig unsterblich, und über allen Wechsel erhaben. Der Erde fällt zurück, was sie uns gab. Aber die Vernunft, das

Gewiſſen, die Freyheit, der ſittliche Charakter leben auch dann ihr höheres Leben fort, wenn ſie die irdiſche Hülle ausgezogen haben.

Sind wir unſrer Selbſtſtändigkeit gewiß: dann ſind wir auch gewiß, daß wir nie aufhören werden. Die Idee der Unſterblichkeit fällt zuſammen mit der Idee des ewigen und überirdiſchen Daſeyns, in welchem wir uns finden.

Die Gültigkeit dieſer Idee wird beſtätigt, und der Gehalt derſelben noch näher aufgehellt; wenn wir die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Lebens mit ſeinen Kräften und mit der Aufgabe, die uns zu Theil ward, vergleichen.

Meine höchſte Beſtimmung, ſo deutet der beſonnene Menſch ſein Inneres, iſt vollendete Sittlichkeit und eine ihr entſprechende Seligkeit. Dieſe werde ich auf Erden nicht erreichen. Zu groß iſt das Werk, zu kurz der Zeitraum, zu beſchränkt ſind meine Kräfte. Unermüdet ſoll ich ſeyn in der Selbſtbearbeitung und in der Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt. Aber, wenn ich auch alles leiſte, was von mir gefordert iſt: ſo bleibt mir noch unendlich mehr zu leiſten übrig. So weit ich es auch bringe in der Selbſtbeſiegung und Bildung meines Herzens: nie gelange ich hier zu der Reinheit des Gemüthes, zu der Untadelhaftigkeit des Lebens, zu der Pünctlichkeit, Kraft und Freudigkeit in der Erfüllung aller Pflichten, die mein Gewiſſen mir aufgibt. So weit mein Lebensziel auch hinaus gerückt wird, und ſo thatenvoll auch mein

irdisches Daseyn war: ich scheide immer von unvollbrachten Werken, die mir doch heilig anbefohlen sind.

Mein Tod kann daher nur eine zufällige Unterbrechung meines Wirkens seyn, um eine glänzendere und freyere Fortsetzung desselben vorzubereiten. Ich werde in einer andern Sphäre leben, und an meiner Vervollkommnung arbeiten.

Eben so wenig ist auf Erden Seligkeit möglich. Wenn sie auch nicht durch eigne Fehlerhaftigkeit immerfort getrübt würde: so gestattete die beschränkte Natur alles Irdischen dieselbe nicht. Unvollkommenheit ist vom Irdischen unzertrennlich; und Unvollkommenheit des äußern Zustandes ist ein nothwendiges Bildungsmittel des innern. So lange ich diese irdische Natur habe, sind mir Erdengüter unentbehrlich. Oft werden sie mir aber fehlen; oft werden sie mir entrissen werden; und oft werde ich fürchten müssen, dieselben zu verlieren. So lange ich diese irdische Natur habe, bleibe ich empfänglich für Schmerzgefühle, und es ist unvermeidlich, daß dieselben durch mancherley Vorfälle in mir angereizt werden.

Meine Bestimmung zur Seligkeit weist mich an ein beßres Land, welches mir einst dasjenige gibt, was die Erde nie geben kann.

Die höchste Aufgabe meines Lebens ist eine unendliche, die sich überhaupt nicht in die Schranken des zeitlichen Daseyns befassen läßt, und die deswegen zu ihrer Lösung eine überirdische Existenz

verlangt. Für sie ist nicht blos das gegenwärtige Leben, sondern alles sinnliche und zeitliche Leben zu kurz. Gleichwohl soll sie im zeitlichen Leben gelöst werden. Dies läßt sich nicht anders denken, denn durch ein unendliches Fortschreiten der Annäherung zum Ziele, ohne daß ich einen Moment entdecken kann, wo dasselbe erreicht wäre. Nicht blos, wenn ich das gegenwärtige Leben, auch wenn ich noch viele andre Lebensperioden zurück gelegt habe, gibt es noch für mich vieles zu vollbringen, das mich an eine weitere Zukunft weist, und mir für dieselbe Bürgschaft leistet. Ich kann nie aufhören da zu seyn, weil ich immer noch etwas zu thun habe. Jede verschwundene Zeit führt mich, zur Fortsetzung meines Werkes, einer neuen entgegen. Mit dem Glauben an meine Aufgabe habe ich die Ewigkeit an mich gerissen.

Auf dasselbe deutet die Perfectibilität meiner Natur hin. Alle Anlagen und Kräfte meines Gemüthes sind einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Mein Wissen kann immer wahrer, erleuchteter, reicher und umfassender, mein Gefühl immer feiner und richtiger, mein Wille immer kräftiger und fester werden. Wenn ich dieses Leben verlasse, sey es so spät, als es will: ich bin nur unendlich wenig von dem geworden, was ich werden konnte. Von manchem haben die Keime kaum angefangen sich zu entwickeln; und selbst dasjenige, worin ich es am weitesten bringe, ist für unbedeu-

tend zu achten gegen die unerschöpfliche Fülle des Vermögens. Lebte ich länger, und würden die körperlichen Werkzeuge meines Geistes nicht so frühe stumpf: wie weit mehr gebildet würde ich dann diese Periode meines Daseyns verlassen. Wie vieles ist mir noch gänzlich unbekannt, wie vieles noch in dunkle Nebel gehüllt, wie vieles noch so unsicher und schwankend! wie viele Kräfte sind noch ungeübt! wie weit ist noch alles hinter dem Ideal zurück, das ich nur für meine einzelnen Fähigkeiten geschaffen habe! und dieses Ideal, wie weit vielleicht noch hinter dem, was mir überhaupt möglich ist!

Nein, ich kann diese Kräfte nicht empfangen haben, um mich blos an der Möglichkeit einer Vollkommenheit zu ergötzen, die nie wirklich wird, und die eben darum, weil sie nie wirklich wird, mich mehr niederschlagen als erheben muß.

Mit dem Gefühl dieser Kräfte ist zugleich der Trieb, sie zu äußern, und ins Unendliche zu entwickeln verbunden. Ich weiß nicht blos, daß ich vollkommnen werden kann; daß ich es werden möge, ist mein heißester Durst und meine innigste Sehnsucht. Wer mir sagte: du wirst nie das Licht schauen, das dein Blick hinter den Wolken sucht; du wirst es nie zu der Freyheit und Fertigkeit bringen, wohin dein ganzes Streben gerichtet ist: der würde mein Leben in seinen innersten Tiefen erschüttern;

der könnte, in trüben Augenblicken, den Wunsch in mir erregen, daß ich nie geboren seyn möchte.

War ich blos für das gegenwärtige Leben geboren: warum wurde mir dann ein größeres Vermögen zu Theil, als ich hier brauche, und anwenden kann? Wozu der Ueberfluß der mich quält und ängstigt? Ruhiger hätte ich in meiner Beschränktheit mich selbst und die Welt genossen; ungetheilter hätte ich mich dem gewidmet, was ich hier leisten sollte; keine vergeblichen Träume hätten mich zerstreut und verwirrt; und leichter würde mein Abschied seyn: wenn nur nichts zu wünschen und zu hoffen übrig bliebe.

Sonst finde ich, daß alles genau auf einander berechnet ist, und daß die Natur nichts mehr haßt, als unnöthige Verschwendung ihrer Kräfte. Warum ist das bey mir anders? Ich verehre in der Welt die Weisheit eines ordnenden Geistes. Wie verträgt es sich mit dieser, daß sie das Edelste ungenutzt verderben läßt, daß sie es in größerm Maße hervorbringt, als sie es verbrauchen kann, und den Ueberschuß der Zerstörung Preis gibt? Müßte das nicht zur Verachtung des Edelsten leiten?

Vielleicht werde ich früher sterben, als das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens erreicht ist — also noch weniger werden, als ich schon auf Erden werden konnte. Vielleicht werde ich mit dem Schmerze hingehen, daß ich auch das nicht erlangen soll, womit ich mir so zuversichtlich glaubte schmei-

deln zu dürfen. Ich ſehe Männer in ihrer vollen Kraft, und Jünglinge in der Blüthe ihrer Jahre dahin gerafft; ich ſehe Kinder, wie Knoſpen ehe ſie aufgeſchloſſen ſind, verwelken. Sie kamen, um zu gehen? Warum wurden ſie in ein Leben geboren, das für ſie keinen Gewinn hatte, worin ihre Kräfte gar nicht entwickelt, und nichts durch ſie geleiſtet wurde? Für dieſe Frage giebt es nur Eine Antwort: ſie ſind in ein beſſeres Land verpflanzt, wo ſie herrlicher blühen; ihre Exiſtenz begann auf Erden, aber ihre Nebel waren zu kalt, das winterliche Klima war zu rauh für ſie.

Endlich leiſtet auch die Tugend Bürgſchaft für die ewige Fortdauer des Weſens, das ſie in ſich aufnahm, das ſie mit unaufhörlicher Anſtrengung und Selbſtüberwindung erkämpfte.

Ihr Weſen iſt überirdiſch; darum wandelt ſie ruhig über allen Zerſtörungen der Zeit.

Sie erleuchtet mit ihrem Schimmer die Welt; aber der Lichtwechſel der Welt kann ſie ſelbſt nicht verdunkeln.

Sie thront in heiliger unſichtbarer Majeſtät über dem Leben, unangetaſtet vom Tode.

Sie iſt das Köſtlichſte, was die Erde kennt, daher darf ſie kein Raub des Geringern werden.

Vergienge die Tugend; dann möchte nur alles vergehen; denn alles hätte dann ſeinen Werth verloren. Der Gute würde ſie zwar immer ehren und lieben; aber die Mühe, welche er an ſie wendet,

würde ihn vielleicht doch gereuen, da es nur für die flüchtige Zeit iſt, wo er ſich ſo wenig von ihr aneignen kann.

Der Tugendhafte iſt es wehrt, unſterblich zu ſeyn, und wenn ſittliche Ordnung das Weltall beherrſcht, dann darf er Unſterblichkeit zuverſichtlich hoffen.

Vier und zwanzigſter Brief.

Das beſſre Leben.

Die Idee der Unſterblichkeit iſt die Idee des ewigen Daſeyns über aller Zeit. So lehrt ſie uns Selbſtgefühl und die Betrachtung unſrer Verhältniſſe denken und anerkennen. Aber wir leben nun einmal unſer ewiges Daſeyn in der Form eines zeitlichen. Wenden wir die Idee der Unſterblichkeit auf dieſes an: ſo erhalten wir die Idee eines unendlichen Fortſchreitens in der Veredlung und Beſeligung, welche uns nicht allein durch die Unendlichkeit unſrer Aufgabe, ſondern auch durch die unendliche Perfectibilität unſrer Natur verſichert wird.

Uns intereſſirt dieſe Idee zunächſt in Beziehung auf ein künftiges beſſres Leben, wohin unſre Sehnſucht gerichtet iſt. In dieſer Geſtalt wird ſie noch mannichfach angeregt durch die Mißverhältniſſe, die wir im gegenwärtigen Leben antreffen, und die

ſich nur im Gedanken eines höhern und beſſern auflöſen.

Es gibt Menſchen, deren ganzes irdiſches Daſeyn eine Kette von Mühſeligkeiten iſt. Wenig Erfreuliches warf ihnen das Schickſal zu, und faſt in alles miſchen ſich Bitterkeiten. Wenige frohe Augenblicke werden ihnen zu Theil, um bald wieder mit trüben abzuwechſeln. Manche unter ihnen tragen an einem harten Mißgeſchicke immerfort; ſie hoffen immer, es werde beſſer werden, und es wird nicht beſſer, bis endlich der Tod ſie erlöſt. Bey manchen folgt auf das eine Widrige das andre. Kaum daß ſie ſich von dem einen Schlage erholt haben: ſo trifft ſie wieder ein neuer.

Wenn wir auch an diejenigen gar nicht denken wollen, die zu einer jämmerlichen Lage, zur ſchweren Dienſtbarkeit, zu der angeſtrengteſten Arbeit vom Morgen bis an den Abend, zum Entbehren des Nothwendigſten, zu den drückendſten Sorgen, zum Erdulden der demüthigendſten Mißhandlungen und der empörendſten Ungerechtigkeiten, zur ſchmählichſten Verwahrloſung und Verkrüppelung verurtheilt zu ſeyn ſcheinen: ſo treffen wir noch andre genug an, deren Herz vom Kummer ſo zerſchnitten und zerfreſſen wird, daß ſeine Wunden nie heilen.

Die Menſchlichkeit fordert für dieſe Unglücklichen laut Genugthuung. Nein, dazu können ſie nicht geboren ſeyn. Daß jemand zum Elend geboren ſey, wer kann das denken? Woher der Menſch ſein

Leben auch empfangen habe, mit dem Leben empfing er Ansprüche auf Lebensfreude, mit der Empfänglichkeit für den Schmerz die Erwartung, daß er ihn nicht immer fühlen solle.

Das höchste Wesen kann das Leiden seiner Geschöpfe nicht an sich selbst wollen. Wir müssen von ihm glauben, daß es die Lage derselben kenne, daß ihr Wohl ihm nahe liege, und daß es, wo Leiden zur sittlichen Bildung nothwendig sind, nicht ein ganzes Daseyn damit anfüllen, daß er das Entbehrte und Erduldete einst ersetzen werde.

Was wäre es dann um eine Sittlichkeit, die, im Kummer geboren, vom Grame gepflegt, mit Thränen genährt, von der Mühe immer begleitet, doch mit dem Tode aufhörte?

Der Geist der Welt, der in tausend Erscheinungen seine Liebe verherrlicht, muß sich auch einst noch an denen verherrlichen, deren ganzes Leben auf Erden elend war.

Für das Spiel eines grausamen Ohngefährs, für das Opfer eines eben so blinden als harten Verhängnisses, müssen wir das menschliche Geschlecht erklären, wenn wir nicht an dem Glauben eines bessern Lebens halten.

Jeder soll in dem Maße, welches seiner sittlichen Würdigkeit oder Unwürdigkeit entspricht, glücklich oder elend seyn. So ist es durch die Forderungen unserer Natur, und durch die Idee einer moralischen Ordnung bestimmt.

Ob sich dies in einzelnen Fällen wirklich so verhalte, das können wir freylich nicht immer beurtheilen. Die innere Glückseligkeit des Menschen ist von den äusserlichen Bedingungen und Mitteln derselben sehr verschieden; und doch kennen wir gewöhnlich nur diese, während allein jene für wahre Glückseligkeit zu halten ist. Jemand kann sich sehr glücklich fühlen — und wer sich glücklich fühlt, der ist es in der That, — den alle Welt bedauert; wie auf der andern Seite oft jemand im reichsten Besitze aller Lebensgüter, um derer willen er allgemein beneidet wird, sehr elend ist.

Eben so schwer ist es zu sagen, in welchem Maße jemand glücklich oder elend zu seyn verdiene. Die Zeichen der Sittlichkeit sind trügerisch; und wenn die Sittlichkeit der That entschieden ist, so bleibt doch dasjenige, worauf es hier vornehmlich ankommt, die Sittlichkeit des Herzens ungewiß.

Aber es gibt doch Fälle, wo das Mißverhältniß zwischen Wehrt und Schicksal so hervor springt, daß es jedem einleuchten muß. Nicht ohne offenbare Ungerechtigkeit würde man von den meisten Menschen, die so viel leiden, behaupten, sie haben dieses Schicksal verdient; vorzüglich, wenn man sie mit andern vergleicht, die, viel schlechter als sie, sich eines bessern Loses freuen. Einem jeden müssen Unwürdige bekannt seyn, denen es weit mehr wohl geht, als vielen Unschuldigen.

Das Leben des Tugendhaften iſt oft ſehr traurig, wenn man auch Dürftigkeit, Feinde, irdiſche Verluſte, harte Arbeiten und mannichfachen Druck nicht für ein Unglück halten will; während manche Laſterhafte nicht allein ſich im glänzendſten Wohlſtande befinden, einer ausgezeichneten Ehre genießen, und ihre Unternehmungen wohl gelingen ſehen, ſondern auch, bey ihrer dumpfen Gefühlloſigkeit, in ihrer innern Ruhe wenig geſtört werden.

Die Geſetze der Welt ſind nicht darauf berechnet, daß der Tugend das Wohlergehen folge. Wenn beydes hier und da zuſammentreffen ſollte: ſo iſt dieſes doch im Ganzen nicht zu erwarten.

Auf Erden kann der Gerechte ſeinen Lohn nicht finden; aber er darf ihn fordern. Wenn Gerechtigkeit zum Weſen der moraliſchen Ordnung gehört: dann muß eine andere Welt ihm reichen, was ihm die gegenwärtige verſagt; dann muß ſie ihm insbeſondre die Opfer bezahlen, die er der Tugend darbrachte.

Auch darum iſt die Tugend die Verheißung des beſſern Lebens. Sie ſchließt dem Sterbenden, der hier edel und unglücklich war, den Himmel auf, wo ihm ein fröhlicheres Schickſal winkt. Die Gerechtigkeit hat noch eine Schuld an ihn abzutragen; die Ehre der Tugend muß auch an ihm gerettet werden. Darum kann hier der Schluß des ganzen Daſeyns nicht ſeyn; darum muß noch ein Land der Vergeltung über dem Grabe liegen.

Das Schickſal des Menſchen iſt der angelegentlichſte Gegenſtand der menſchlichen Forſchung, hierin Licht zu finden ein nie ermüdendes Streben ſeines Verſtandes. Aber er findet überall Dunkelheit. Wenn er auch von den Forderungen der Gerechtigkeit abſieht: ſo fragt er doch nach Zweck und Nutzen. Und er ſcheint dazu berechtigt zu ſeyn; da die moraliſche Ordnung ſein höchſtes Wohl bewirken ſoll.

Aber wie oft fragt er vergebens? Wie ſelten gelingt es ihm, die ſittliche Nothwendigkeit oder Wohlthätigkeit ſeiner Lebensereigniſſe einzuſehen? Wie oft ſcheint ihm, im Gegentheile, alles voll Verwirrung und Widerſprüche — wie oft ſcheinen ihm die Mittel zu den Abſichten, die er glaubt vorausſetzen zu müſſen, ganz untauglich zu ſeyn.

Sein Glaube weiſet ihn zwar an den, der alles mit Weisheit regiert; aber er möchte doch auch die Erfahrung machen, daß das, was ihm als Weisheit geprieſen wird, wenigſtens nicht unweiſe ſey.

Wäre es ihm möglich, den Zuſammenhang ſeiner Schickſale, von der Geburt bis an den Tod, in ihrem Verhältniſſe zu ſeinen Bedürfniſſen, zu überſchauen: ſo würde ihm freylich manches helle werden, was ihm jetzt dunkel iſt; aber vieles würde ihm räthſelhaft bleiben, weil es noch nicht vollendet, weil es nur Fragment eines größern Ganzen iſt, und ſein volles Licht von der Fortſetzung über dem Grabe erwartet.

Unsre gegenwärtige Existenz bezieht sich überall auf eine künftige. Wenn sich mit diesem Leben alles schließt; dann ist kein Plan in demselben, und alles nur Traum.

Den Glauben an die Zukunft verstehen wir zwar die Gegenwart noch nicht ganz; aber wir wissen auch, warum wir sie nicht verstehen, und daß wir sie einst verstehen werden.

Harmonie im Laufe menschlicher Ereignisse ist nur dann möglich, wenn dieser Lauf sich in höhern Reichen verliert, die jetzt noch unserm Auge verhüllt sind.

Dunkles Verlangen verschließt unsre Brust, welches auf Erden nie erfüllt wird, und doch in unserm irdischen Leben tief gegründet ist. Wie verflechten unsre Ideale von Schönheit und Güte, von Freundschaft und Liebe in den finstern Tumult, in die Engherzigkeit und Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens! Eine bessre Natur, eine bessre Menschheit, ein reinerer Genuß, ein freyeres Wirken, mehr Würde und Zärtlichkeit, mehr Treue und Dauer, weniger Mißverstand, weniger Verkennung, weniger Eigennutz und erbittertes Zusammentreffen; das sind die süßen Träume, womit der, von der Wirklichkeit geängstigte und verfinsterte, Mensch sich erheitert.

Daß sie mehr als Träume sind, daß das Edelste in seinem Daseyn darnach ringe, das wird ihm um so gewisser: je besser er selbst ist. Er weiß auch,

daß sie einst müssen wirklich werden; und darum schaut sein Blick so fröhlich nach den Sternen.

So ist die Hoffnung des bessern Lebens. Es soll ein Leben seyn, worin kein schreiender Schmerz das höchste aller Wesen anklagt, wo seine Güte auch von denen wird empfunden werden, deren fernere Erziehung noch strenge Mittel erheischt; — ein Leben, worin alles muthig fortschreitet, wo der Tugendhafte in günstigern Verhältnissen das Geschäft seiner Bildung froher und glücklicher fortsetzt, wo alle Kräfte vollkommner, ungehinderter und in weitern Sphären wirken; — ein Leben, worin die Gerechtigkeit einem jeden sein Schicksal bestimmt nach seinem Werthe, und insbesondere den auf Erden verkannten und mißhandelten Tugendhaften nach seinen Verdiensten belohnt; wo die verwickelten Ereignisse der Erde sich zu einem Ganzen vollenden, und die Dunkelheit sich aufklärt; wo die Geister in nähere Gemeinschaft treten, und sich inniger mittheilen; wo das Gute in höherm Lichte strahlt, und herrlicher siegt über das Schlechte; wo das Schöne seine Heimath findet, und in heiliger Glorie herrscht; wo die Herzen sich vereinigen, die hier ein ungünstiges Loos von einander entfernte; wo gleichgeschaffene Wesen in einen ewigen Bund treten, wo die Sterne der Freundschaft und der Liebe sollen glänzen und nie untergehen; wo das Unebene sich schlichtet und das Gemeine sich absondert vom Edeln; wo keine heftige Sehnsucht des Herzens ver-

loren ist; wo alles höher und immer höher empor geht, und sich in großen Bahnen dem Höchsten nähert.

Die Ueberzeugung vom Ewigen und die Hoffnung der bessern Welt, können wir freylich wieder nur Glauben nennen. Aber wie sollen wir ein Wissen verlangen von dem, was noch zukünftig ist? Und ist nicht dieser Glaube Gewißheit für den, der sich auf sich selbst und seine Bedürfnisse versteht?

Je tiefer der Mensch bey sich selbst heimisch wird; je mehr sein Charakter sich schließt und befestigt: desto gröser wird ihm die Gewißheit des bessern Lebens. Der Gute hat die Zukunft nicht bloß im Auge; er trägt sie auch im Herzen. Das Bewußtseyn des eignen Werthes läßt ihn nie am Schicksale zweifeln. Was er äußerlich erlebt, das geht an ihm vorüber. Von manchem scheidet er trauernd. Aber überall tröstet ihn die Hoffnung. Heitrer wölbt sich über ihm der Himmel. Ueber seinen Sternen sucht er die Wohnung der Seligen.

Es ist ein köstlicher Glaube, der Glaube an Unsterblichkeit. Er läßt uns die Freuden des Lebens freyer genießen, und seine Leiden gefaßter tragen. Unglücklich ist gewiß der Mensch, dem er untergieng. Er darf nicht um sich schauen, oder das Leben scheint ihm, als eine lange Nacht, worin nur Gespenster irren, vor ihm aus.

Man verliert ihn, wenn sich das moralische Gefühl abstumpft; wenn sich das höhere Leben des

Gemüthes verdunkelt; wenn wir, im Streben nach irdiſchen Zwecken und im Genuſſe ſinnlicher Luſt, verkörpern; wenn das Gute uns fremder und der Gedanke der Zukunft uns unangenehmer wird; wenn wir an der Gunſt des Augenblickes immer mehr genug haben; wenn ein ſinnliches Leben uns überall auf das Sinnliche und Anſchauliche beſchränkt; und wenn wir an dem Wohl und Wehe andrer weniger Theil nehmen.

Laſſen Sie uns die Unglücklichen bedauern. Unſterblichkeit ſey unſre Wonne im Leben, und unſer Loſungswort am Grabe.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der religiöse Sinn.

Religiöse Ideen entstehen nicht allein im Gemüthe, sondern sie wirken auch, nach dem Maße seiner Empfänglichkeit für dieselben, auf das Gemüth zurück. Diese Empfänglichkeit des Gemüthes für religiöse Ideen, ist der religiöse Sinn.

Der religiöse Sinn ist schon in der Erzeugung der religiösen Ideen thätig. Von ihm kommt die Ahndung des Heiligen, welche die erste Offenbarung des Glaubens ist. Er läst uns in der Natur den waltenden Weltgeist, im Gewissen den heiligen Willen schauen, und erhebt uns im Bewußtseyn unserer sittlichen Bedürfnisse zum Gedanken einer sittlichen Ordnung und eines höchsten Wesens.

In so fern ist der religiöse Sinn einerley mit dem vernünftigen Charakter des Menschen, und er entspringt selbst aus dunkeln Regungen der Vernunft.

Je mehr Trieb jemand hat, über das Sichtbare und Endliche hinaus zu gehen, und seine Vollendung im Unsichtbaren und Unendlichen zu suchen: desto stärker ist der religiöse Sinn in ihm.

Aber in der bloßen Disposition des Gemüthes religiöse Ideen hervor zu bringen ist der religiöse Sinn noch nicht erschöpft. Es muß sich mit ihr noch die andre Disposition, an ihnen ein gewisses Interesse zu nehmen, sie bey sich zu unterhalten, und sich mit ihnen zu beschäftigen, vereinigen. Wie das sittliche Gefühl durch das Gute erfreut wird: so muß der religiöse Sinn mit Wohlgefallen beym Heiligen verweilen; der Gedanke an den weisen und gerechten Regierer aller Dinge, an Unsterblichkeit und ewiges Daseyn muß ihm ein theurer Gedanke seyn.

Daher kann von dem religiösen Glauben des Menschen allein noch nicht die Stärke eines religiösen Sinnes abgenommen werden. Ist der Glaube Werk der Vernunft, ohne Theilnahme und Innigkeit des Herzens: so ist auch in ihm noch nicht der ganze religiöse Sinn rege. Die Anerkennung des Heiligen muß das Gemüth erwärmen, damit der religiöse Sinn ins volle Leben erwache.

Menschen, deren Kopf ausgebildet ist zum Nachtheil des Herzens, haben selten religiösen Sinn: so gläubig sie auch immer seyn mögen. Sind die religiösen Ideen gar auf dem Wege der Speculation erbeutet, oder dem Gedächtnisse durch Unterricht ein-

geprägt; dann können sie sehr wohl mit einem gänzlichen Mangel an religiösem Sinne bestehen.

Religiöse Ideen sollen auf die Stimmung des Menschen wirken, wie das sittliche Gefühl nicht bloß über das Gute und Schlechte entscheidet, sondern auch für jenes Achtung, für dieses Verachtung erweckt. Sie stehen in mehrfacher Beziehung zu ihm als die moralischen; da sie sein ganzes Wesen fassen und durchdringen. Deßwegen sind die Gefühle, welche sie hervorbringen, mannichfaltiger.

Wenn das Gesetz der Pflicht — noch mehr aber die wirkliche Tugend, uns mit Achtung erfüllen: so muß der heilige Wille uns das Höchste der Achtung, **Ehrfurcht**, einflößen. Der Gedanke der sittlichen Majestät Gottes, ist ein eben so niederschlagender als erhebender Gedanke — niederschlagend, wenn wir dagegen unsre Schwäche und Unwürdigkeit betrachten — erhebend, in wie fern wir doch diesen Gedanken denken können, und ihn als Aufgabe für uns, womit uns eine unendliche Bahn eröffnet, und ewiges Daseyn zugesichert wird, denken müssen. Wo Gefühl für sittliche Würde ist: da ist auch Ehrfurcht vor Gott und hohe Achtung vor unsrer Bestimmung.

Der Geist der Welt offenbart sich wunderbar groß in den Erscheinungen und in dem Laufe derselben. Wer ihn hier faßt, der kann nicht ohne Erstaunen und Bewunderung die außerordentlichen Erweisungen der Kraft und der Weisheit betrachten.

Er fühlt sich ergriffen und fast vernichtet im Anschauen des allmächtigen Wirkens. Ihn überfallen die Schauer der Unendlichkeit; vorzüglich, wenn er sich erinnert, was er selbst gegen das Ganze ist, und wie hoch er wieder, mit seiner sittlichen Würde und seinem ewigen Daseyn, in diesem Ganzen steht, wie darin alles sich um ihn bewegt und auf ihn berechnet ist.

Verweilt er dann wieder bey dem vielen Schönen, worin der Geist der Natur sein Wesen enthüllt; denkt er an die Mittel des Vergnügens und an die Glückseligkeitsfähigkeit, die überall verbreitet sind, und an seine Bestimmung, durch Tugend zur Seligkeit zu gelangen: dann durchdringt eine stille Freude sein Herz; dann fühlt er sich sanft empor gezogen und erwärmt an den Strahlen der göttlichen Milde.

Denkt er sich das höchste Wesen als den Beherrscher der Welt, der alles moralischen Zwecken unterwirft, der alles zur Beförderung der Sittlichkeit und Seligkeit der vernünftigen Geschöpfe lenkt: dann faßt er zu ihm ein frohes Vertrauen; dann übergibt er ihm gerne alle Angelegenheiten seines Lebens, die er selbst nicht schlichten kann.

So ist der religiöse Sinn in seiner Reinheit bestimmt. Wie sich indeß zum reinen sittlichen Gefühle oft das Mit- und Ehrgefühl gesellen, und seine Wirkung verstärken: so vermischen sich auch oft mit dem religiösen Gefühle verwandte sinnliche Empfindungen, wie die der Furcht vor der strengen

Gerechtigkeit, der sinnlichen Zuneigung zu dem Wesen, dem wir die liebenswürdigen Eigenschaften der menschlichen Natur geliehen haben, der Dankbarkeit gegen den, der unser Leben mit seinen Wohlthaten erfreut, der Hoffnung auf Genüsse, die wir künftig erst erlangen werden, und der Zufriedenheit mit dem Maße des irdischen Glückes, welches uns zu Theil ward.

Man mag diese Empfindungen dem Menschen, der sich so schwer vom Sinnlichen losreißt, wohl gestatten; indem dadurch sein Herz mehr für das Religiöse gewonnen wird. Aber sie dürfen nicht das Herrschende im religiösen Sinne werden, und edlere Gefühle verdrängen. Sie dürfen nicht in zu hohem Grade das Gemüth entflammen. Sie dürfen nicht nur zu starker Gewalt hinreißen, und nicht zu groben Vermenschlichungen des Heiligen verleiten. Sie dürfen die Scheidewand nicht niederreißen, die das Zeitliche vom Ewigen, das Sichtbare vom Unsichtbaren, das Irdische vom Heiligen trennt.

Das ist es, was den Schwärmer charakterisirt. Er gestaltet seinen Gott nach seinen Neigungen, und wähnt etwas für ihn zu fühlen, oder wohl gar in sinnlicher Gemeinschaft mit ihm zu stehen, wenn er die unreinen Regungen dieser Neigungen fühlt. Statt sich selbst nach dem Höchsten zu bilden, bildet er das Höchste nach sich, und befestigt sich immer mehr in seinem schlechten Wesen.

Wo der religiöse Sinn recht lebendig geworden ist, da zeigt er sich auch in einer gewissen Richtung des Gemüthes nach Gott, in der Tendenz des Gemüthes alles auf das Unsichtbare zu beziehen, und in seinem Denken, Fühlen, Wünschen und Hoffen auf das Unsichtbare Rücksicht zu nehmen. Der Mensch, der viel religiösen Sinn hat, betrachtet das moralische Gesetz als Willen des höchsten Gesetzgebers, jede besondre Pflicht als Forderung Gottes an ihn; und Ehrfurcht, Liebe und Freude vereinigen sich, ihn zur Erfüllung derselben anzutreiben.

Jede Uebertretung ist ihm Vergehung gegen Gott, und demüthigt ihn vor Gott, es schmerzt ihn, Gott vergessen zu haben.

Alle Geschäfte verrichtet, und alle Vergnügen genießt er mit dem Gedanken an Gott.

Was die Natur Schönes und Großes enthält erinnert ihn an Gott, und ist ihm Spiegel des göttlichen Wesens.

Was ihm widerfährt sieht er als Schickung Gottes an, und trägt es als Schickung Gottes und mit Beziehung auf ein künftiges beßres Leben.

Gott ist ihm immer nahe. Von seinem Walten fühlt er sich immer umgeben; ihm vertraut er alles an; mit ihm unterhält er sich; vor ihm ergießt er alle seine Empfindungen; ihm theilt er alle Geheimnisse seines Herzens mit; von ihm erwartet er alles; zu ihm erhebt sich das von Angst und Sorge gedrückte Herz; zu ihm fleht er um Kraft und Licht

in den Bedürfnissen und Rächten dieses Lebens; seiner freut er sich, wenn ihm wohl ist.

Hieraus geht hervor, daß sich der religiöse Sinn auf das ästhetische und moralische Gefühl gründe, und sich aus diesem bilde, so bald sich zu ihnen das Streben nach dem Unendlichen gesellt. Daher ist der religiöse Sinn zwar ein allgemeines Eigenthum der menschlichen Natur, wie der ästhetische und moralische; aber zu seiner Entwickelung wird, weil er mannichfaltiger ist, mehr gefordert, und er kann leichter gehindert, und von entgegen strebenden Gefühlen überwältigt werden.

Je mehr Empfänglichkeit jemand für das Schöne hat; je zarter und lebendiger sein sittliches Gefühl ist; je weniger ihm, bey dem allem, das Sichtbare genügt: desto leichter wird er von religiösen Ideen ergriffen. Doch muß sich damit eine gewisse Stärke der Fantasie vereinigen, die das Uebersinnliche mit sinnlichen Farben bekleide, und es dem Gemüthe in lebendiger Gestalt vorführe. Menschen denen es an schöpferischer Kraft der Fantasie gebricht, werden daher selten viel religiösen Sinn zeigen.

Die Fantasie muß aber unter der Herrschaft der Vernunft bleiben; sie darf nicht zu kühn und zu wild in ihren Schöpfungen seyn; sie darf das Uebersinnliche nicht nach eignem Gefallen ausbilden, und es nicht ganz in die Sinnliche Gegend hinabziehen, damit sie nicht der Schwärmerey in die Arme führe. Das Heilige liegt über dem Menschen.

Die Fantaſie ſoll ihm nur die Wege bahnen, daß er das, was die Vernunft anerkannte, mit dem Herzen ergreife, und in ſich aufnehme.

Die Keime des religiöſen Sinnes liegen ſchon in den erſten jugendlichen Regungen des Gemüthes, die ſich immer weiter ausdehnen, und immer höher erheben bis zum Unendlichen. Vater und Mutter ſind dem Kinde der heilige Wille, dem es ſich mit Gehorſam und Ehrfurcht unterwirft. In ihrem Handeln erſcheint ihm eine Kraft, die es bewundern muß. Es hangt an ihnen mit inniger Liebe und zärtlicher Dankbarkeit. Es freut ſich ihrer und hegt unbedingtes Vertrauen zu ihrer Einſicht und Leitung. Das Höchſte und Erfreulichſte, was es ſich jetzt noch denken kann, findet es in Vater und Mutter.

Blieben ihm dieſe Empfindungen; dauerten dieſe Verhältniſſe fort; erzeugten Kälte und Leidenſchaft in der Begegnung nie Eigenſinn, Bitterkeit und Selbſtſucht: welche ſchöne Blüthe religiöſer Gefühle würde ſich dann entwickeln, wenn es einſt auf den prachtvollen Schauplatz der Natur tritt, mit der Ahndung des Unendlichen, und wenn das gebildete ſittliche Gefühl ihm das Höchſte aller Weſen und die ewige Ordnung der Dinge kund thut! Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Liebe und mit welchem Vertrauen würde es dann zu ihm aufblicken!

Von groſſer Wichtigkeit iſt daher für den religiöſen Sinn die Erziehung. Was ſie ſonſt am

Verſtande verwahrloſt, oder am Herzen verdirbt, das läßt ſich nachher durch muthige Selbſtbearbeitung wohl wieder erſetzen. Vorurtheile laſſen ſich berichtigen; unordentliche Leidenſchaften laſſen ſich in Ordnung bringen; üble Angewöhnungen laſſen ſich ablegen. Aber ſchwer iſt es, in dem einmal verweichlichten, verſinnlichten oder verwilderten Herzen edlere Gefühle zu wecken, die gelähmte, oder nur von irdiſcher Gluth entflammte Phantaſie wieder anzuregen, oder für das Himmliſche zu erwärmen, das am Sinnlichen klebende Gemüth emporzuheben, und die in ihrem erſten Keimen unterdrückten oder ausgerotteten Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens wieder zu beleben.

Wie ſoll der etwas über ſich erkennen, und vom Höhern gerührt werden, den man, ſo frühe als möglich, in ſeinen Egoismus feſt einſchnürt, daß er nichts ſieht als ſich ſelbſt, nichts ehrt und liebt als ſich ſelbſt, und auf nichts vertraut als auf ſein thörichtes und beſchränktes Selbſt? den man gewöhnt, ſich überall an die Spitze zu ſtellen, alles auf ſich zu beziehen, und in allem nur die Verherrlichung ſeines Ichs zu ſuchen? den man, ſo frühe als möglich, mit den gemeinſten Dingen anfüllt, und faſt zwingt herzlos zu ſeyn?

Es ſind keine künſtlichen Bemühungen, die man von euch verlangt, Väter und Mütter, um den religiöſen Sinn zu pflegen. Die Natur ſelbſt entwickelt ihn. Ihr dürft die Natur nur ſchonen; ihr

dürft ihrer Entwickelung nur keine Hinderniſſe in den Weg legen; ihr dürft ſie nur nicht irre leiten. Ihr dürft nur unordentlichen Begierden in ihrem Entſtehen entgegenarbeiten, und dafür ſorgen, daß euer Betragen dieſe nicht veranlaſſe oder begünſtige, daß euer Beyſpiel ſie nicht verderbe, daß ihr Gemüth keine ſchädlichen Eindrücke empfange, daß ihr ſelbſt ihnen nicht gleichgültig oder verhaßt werdet, durch eine finſtre, gleichgültige oder harte Behandlung.

Weiſet ſie nicht weg, wenn ihre Hände liebevoll nach euch reichen. Zeigt ihnen keine abſchreckenden Mienen, wenn ſie ſich zärtlich an euch ſchließen wollen.

Erſchwert ihnen den Gehorſam nicht und das Vertrauen durch eigenſinnige Befehle und thörichte Maßregeln. Laſſet ſie immer etwas behalten, was ihnen heilig iſt, was ihr Herz in uneigennütziger Liebe umfaßt, und woran ſich ihr Gemüth kindlich und vertrauensvoll anſchließt.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Religioſität.

Der religiöſe Sinn verhält ſich zur Religioſität, wie der Geſchmack zur Kunſt, und wie das moraliſche Gefühl zur Tugend.

Der religiöſe Sinn erkennt das Heilige mit Intereſſe an; die Religioſität ſtellt es in Geſinnungen, Worten und Thaten dar.

Religioſität entſteht da, wo der Wille den religiöſen Sinn zum Herrſchenden in der Seele macht, alle Neigungen ihm unterwirft, und nach ihm bildet. Mit ihr empfängt das Gemüth eine religiöſe Weihe. Aus ihr entſpringt ein ganzes religiöſes Leben.

Der religiöſe Sinn äuſſert ſich in vorüber gehenden religiöſen Gefühlen. Religioſität erhält das Gemüth in einer beſtändigen gleichmäſſigen Wärme,

und zeigt ſich in allem, was der Menſch denkt und fühlt, beſchließt und unterläßt, wünſcht und hofft.

Der religiöſe Sinn iſt Anlage der Natur; obgleich Uebung ihn ſtärkt und belebt. Religioſität wird nur durch eigne Anſtrengung dem Herzen angebildet; obgleich die natürliche Lebhaftigkeit des religiöſen Sinnes dieſe Bemühungen ſehr erleichtert. Daher nicht der religiöſe Sinn, wohl aber die thätige Religioſität zum Verdienſte angerechnet werden kann.

Der Geiſt des religiöſen Menſchen iſt immer auf das höchſte Weſen, auf ſeine Beſtimmung und ſein ewiges Daſeyn gerichtet — zwar nicht immer mit gleicher Innigkeit und Begeiſterung, welche ſehr von der Stimmung und von zufälligen Erwärmungen der Fantaſie abhangen; aber nie werden ihm dieſe Ideen fremd. Nie treten ſie hinter die ſinnlichen Erſcheinungen des Lebens zurück. Nie werden ſie von ſinnlichen Eindrücken ganz verdunkelt. Nie kann er ſich ihrer ohne alle Theilnahme des Herzens erinnern. Nie verlieren ſie ihren beſtimmenden Einfluß auf ſein Leben.

Es gibt heilige Stunden im Leben des religiöſen Menſchen, wo alles ſich vereinigt, ihn höher zu ſtimmen, wo er über alles Irdiſche empor gehoben, allen Sorgen und Freuden der Erde entrückt, ſein ewiges Daſeyn fühlt, und ſich dem Anſchauen des Ewigen hingibt, wo er ſich mit hohem Entzücken im Gedanken der Gottheit und ſeiner Verklärung

verliert, wo er ahndend in dem Ideale ſeiner Beſtimmung lebt, und da die Seligkeit der Vollendung genießt. Das ſind die Stunden der Andacht.

Andacht iſt die herrlichſte Erweiſung der echten Religioſität, die vollſtändigſte Offenbarung des Heiligen am Menſchen.

Nicht immer ſchwebt ſie auf den Flügeln der Begeiſterung; es gibt auch eine ſtill heitre Andacht. Aber immer zieht ſie das Herz hinauf, immer iſt ſie ſüßes Gottes- und Himmelsgefühl.

Der religiöſe Menſch verehrt Gott. Der Gedanke der Allmacht und der unendlichen Majeſtät Gottes durchdringt ſeine Seele. Er wagt es nicht, etwas Ungeziemendes zu denken oder zu thun in der Nähe dieſes Gedankens. Der Gedanke an Gott unterdrückt alle unſittlichen Regungen ſeines Herzens, und erfüllt ihn mit einem heiligen Ernſte. Er überlegt und beſchließt alles mit der Erinnerung an Gott, und mit Prüfung vor Gott. Das Mißfallen des höchſten Weſens zu beſitzen, iſt ihm unerträglich. Von Gott leichtſinnig zu reden, oder ſich bey dem, was ſich auf Gott bezieht, leichtſinnig zu betragen, dünkt ihn der ſtrafbarſte Frevel zu ſeyn.

Er betet Gott an. Die würdigſten Vorſtellungen und die edelſten Gefühle ſind in ſeiner Seele rege, wenn er ſich mit Gott beſchäftigt. Seine ganze Stimmung entſpricht der erhabenen Größe

Gottes, und er ſchämt ſich nicht, dies in Geberden, Worten und Thaten zu erkennen zu geben.

Im Bewuſtſeyn ſeiner Gebrechlichkeit und ſeiner vielfachen Uebertretungen demüthigt er ſich vor Gott; er bekennt ihm ſeine Schuld. In ſchmerzlicher Reue wirft er ſich vor ihm nieder, und ſpricht ſeine beſſern Vorſätze aus.

Er zeigt öffentlich ſeinen Glauben an Gott und ſeine Geſinnungen gegen Gott. Vorzüglich aber verehrt er ihn durch ein tugendhaftes Leben.

Ergebung iſt das Zweyte der echten Religioſität. Der religiöſe Menſch will an ſeinem Schickſale nichts beſtimmen, als was aus der Erfüllung ſeiner Pflichten von ſelbſt erfolgt. Er macht keine Forderungen an dasſelbe; weil er ſich beſcheidet, nicht zu erkennen, was das Beſte iſt. Er erlaubt ſich keinen Tadel; weil die höchſte Weisheit zwar unbegreiflich, aber doch auch untadelhaft richtet. Er wird nicht erbittert über Mißgeſchick; weil er die Wege der Gottheit, wie ihr Geſetz, verehrt. Er trägt gefaſst und ruhig, was ihm aufgelegt iſt, weil er ſeine Wünſche gemäßigt, ſeine Begierden bezwungen, und ſich in allem der heiligen Ordnung der Welt unterworfen hat. So ſieht ſein Himmel unumwölkt, wenn gleich dicke Nebel an der Erde ſchweben.

Getroſter, hoffnungsvoller Muth iſt das Dritte der echten Religioſität. Was der dunkle Schooß der Zukunft auch immer noch verhüllen mag:

den Religiösen kann es nicht ängstigen; weil er weiß, daß ein sittlicher Wille in dem Verhängnisse waltet, und daß nichts anders geschehen wird, als was für den Guten das Beste ist. Bey allen Hindernissen seines Wirkens muß es seinem redlichen Willen gelingen, das Heilsame zu Stande zu bringen; da dieser Wille eins ist mit dem, der über alle Kräfte des Universums herrscht.

Ueber Furcht und Sorge erhebt den religiösen Menschen sein lebendiger Glaube. Mit dem freudigsten Vertrauen betrachtet er sein Schicksal; und er kann das um so mehr, da er seine sinnlichen Wünsche dem höchsten moralischen Interesse untergeordnet hat, da er im Stande ist, für sein ewiges Wohl alles zu verläugnen und zu verschmerzen.

Je religiöser der Mensch wird; desto unabhängiger wird er von der Welt; desto mehr verschwinden ihm ihre Mißverhältnisse in der Idee des ewigen Lebens; desto weniger kann er von ihr angetastet und mißhandelt werden; desto leichter entbehrt er, was sie ihm versagt; desto standhafter weist er zurück, was sie ihm anbiethet; desto mehr nähert er sich selbst dem Heiligen; und desto freyer und seliger wird sein Daseyn.

.....

Echte Religiosität entspringt nicht auf sinnlichem Boden. Mag man sinnliche Gefühle und Neigungen sublimiren so sehr es sich thun läßt: sie gelan-

gen nie zu dem Adel des Heiligen. Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung erzeugen zwar einige Bewegungen, die sich auf das höchste Wesen beziehen und mit ihnen den Schein der Verehrung, aber durch sie wird das Gemüth dem Höchsten nicht näher gebracht. So wenig als Eigennutz, natürliche Triebe und Temperament die wahre Tugend: so wenig können Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung, echte Religiosität hervor bringen.

Was ist natürlicher, als Freude über ein Wesen, das uns wohl will, und überall Annehmlichkeiten des Lebens verbreitet hat — als Furcht vor dem Wesen, von dem unser ganzes Schicksal abhängt, und das nach der strengsten Gerechtigkeit entscheidet — als Hoffnung zu dem Wesen, das unsre Angelegenheiten mit Weisheit und Güte besorgt, unter dessen Schutze wir uns sicher wissen, und das die Guten einst beseligen will? Was ist natürlicher, als daß jene Freude uns Zuneigung einflößt, und eine gewisse Anhänglichkeit bewirkt, daß jene Furcht uns von verbothenen Handlungen zurück schreckt, und jene Hoffnung uns mit der Ruhe des Vertrauens in die Zukunft schauen läßt? Aber was ist darin auch Großes und Verdienstliches? Hängt es nicht von der Lebhaftigkeit unsres Temperamentes und von der Stärke unsrer Fantasie allein ab, wie weit das alles bey uns der Fall seyn werde? Und gibt das Weite und Hohe des Geistes, Erha-

hung über das Irdiſche, wenn wir uns des Irdiſchen freuen, das Irdiſche fürchten, und auf das Irdiſche unſre Hoffnungen richten?

Wahre Religiſität iſt, wie die Tugend, ein Werk der freyen Selbſtbeſtimmung. Man muß ſich zu ihr aus der Gemeinheit des irdiſchen Lebens erheben, und ſie im Kampfe mit der ſinnlichen Natur ſich anbilden. Der Sieg über die Welt öffnet die Bahn in die zweyte.

Wahre Religioſität iſt die Frucht des religiöſen Sinnes, den der Wille kräftig ergreift, und im Daſeyn herrſchend macht.

Dazu iſt erforderlich, daß ſie alle ſinnlichen Neigungen ſich unterwerfe, und nach ſich bilde. Sie muß daher allerdings auch diejenigen in ſich aufnehmen, die mit ihr übereinſtimmen; nur unter der Bedingung, daß ſie ihnen höhern Geiſt einhauche.

So wird der ganze Menſch religiös, und alles ſtimmt in ihm zuſammen zur freudigen Anbethung des Heiligen. Der Streit der ſinnlichen und der höhern Welt ſind hier geſchlichtet. Jene gilt ihm bloß als Bild von dieſer, daher nicht weiter, als ſie mit derſelben zuſammen trifft. Das ſinnliche Begehren iſt hier eins mit dem vernünftigen Wollen, und beyde ſind eins mit der religiöſen Geſinnung. In allem, was der religiöſe Menſch denkt und thut beſeelt ihn Gottes- und Unſterblichkeits- — und beyde ſind ihm Seligkeitsgefühl.

Dieſes Höchſte der Religioſität iſt die echte religiöſe Liebe, die innigſte Vereinigung der ſinn-

lichen Neigung und der religiöſen Verehrung, die reinſte Uneigennützigkeit und die letzte Läuterung von allem ſelbſtſüchtigen Weſen. Die echte religiöſe Liebe iſt eine ganz andre, als die irdiſche, welche aus üppigen Spielen der Fantaſie und groben Vermenſchlichungen der Gottheit, oder aus der Betrachtung des Angenehmen und Nützlichen in der Welt entſpringt. Sie genügt den ſtrengſten Forderungen der Sittlichkeit, und iſt mit der höchſten Erhebung des Gemüthes gepaart. Sie gründet ſich auf Verehrung und entſteht erſt dann, wenn dieſe im Gemüthe zur Fertigkeit — wenn die Anſchauung des Ewigen, durch Befreundung mit demſelben, eine Quelle der Luſt geworden iſt, wenn Ergebung und Vertrauen ſich zur Freudigkeit geſtärkt haben.

Die echte religiöſe Liebe ſchließt die Liebe der Welt nicht aus; aber ſie liebt in der Welt nur das Edle, nur das, worin die Gottheit ſich offenbart — ihre Schönheit, ihre Wahrheit und die Tugend ihrer freyen Weſen. Sie heiliget die Liebe der Welt, daß ſich in ſie nichts Unreines miſche, daß ſie nicht ungebührlich werde, und keiner ausſchweifenden Begierde Nahrung gebe. Sie ſelbſt findet in der Betrachtung des Schönen und Guten ein wohlthätiges Beförderungsmittel. Natur, Menſchheit und Geſchichte, als Erſcheinungen des ewigen Geiſtes, erfüllen ſie mit dem reinſten Entzücken.

Echte religiöſe Liebe der Gottheit iſt zugleich die Vollendung der ſittlichen Würde. Sie wird auf

Erden nicht gefunden; sie ist eine Aufgabe, deren vollständige Lösung uns wieder an die Unendlichkeit weist. Immer sind sinnliche Begierden in uns, die ihr widerstreiten. Immer bleibt eine sinnliche Stimmung im Ganzen ihr entgegen gesetzt. Immer scheidet uns unsre sittliche Gebrechlichkeit, in mancherley Uebertretungen, vom höchsten Wesen, und mischt in den freudigen Gedanken an ihn trübe Empfindungen. Reue und Furcht lassen die herrliche Freyheit nicht aufkommen, die das Schönste und Seligste in einem liebenden Gemüthe ist.

Wir sollen nie aufhören, an unsrer Liebe zu bilden, und, was ihr entgegen ist, zu bekämpfen. Je vollkommner sie in uns lebt, desto stärker fühlen wir auch ihre Wonne.

Sieben und Zwanzigſter Brief.

Verbindung der Religioſität und Tugend.

Religioſität und Tugend ſollen im Leben innigſt mit einander verbunden ſeyn; wie das Gewiſſen und die religiöſe Ueberzeugung im Geiſte mit einander verbunden ſind. In beyden iſt Ein Geiſt. In beyden ringt das Gemüth über das Irdiſche und Vergängliche hinaus. Wenn ſchon die Tugend auf eine höhere Welt deutet: ſo führt uns die Religion in ſie ein, und lehrt uns, unſer Daſeyn in derſelben befeſtigen. Keine läßt ſich auch ohne die andre vollſtändig denken. Jede bedarf der andern zur Enthüllung ihres Weſens und zur Begründung ihrer Möglichkeit.

Die echte Tugend muß die Religioſität in ſich aufnehmen, damit ſie werde, was ſie ſeyn ſoll, kräftig, ſiegreich, einigend und vollendend den Menſchen. Echte Religioſität muß ſich in der Ausübung

der Tugend thätig zeigen, damit sie im Leben Raum gewinne, und den ganzen Menschen durchdringe und bilde.

Das Innere des Menschen ist ein Ganzes. Alles in demselben muß in einander eingreifen. Vorzüglich aber dasjenige, wovon die Veredlung des Gemüths ausgeht.

Wollte man Religiosität und Tugend von einander trennen, und jedes als etwas betrachten, was von dem andern unabhängig bestehe, und für sich seinen Werth habe: so müßte, damit nicht das Innere des Menschen zerrissen, und alle Einheit des Lebens unmöglich gemacht werde, wieder ein drittes da seyn, was beyde mit einander verknüpfte, und jedem seine besondre Stelle anwiese. Oder wie wollte man sich zurecht finden, wenn die Forderungen der Einen mit den Forderungen der andern in Streit geriethen — die Religiosität etwa verlangte, man solle die Welt, das Werk eines ewigen Geistes, als etwas Vollkommenes betrachten und verehren, die Tugend aber, man solle zu ihrer Vervollkommnung thätig seyn, welches denn doch wieder Mängel voraussetzt? Und wie wollte man es anfangen, daß man sich in beyden bilde, ohne von einer Verbindung derselben etwas zu wissen?

Wie soll überhaupt Religiosität ohne Tugend im Herzen entstehen? Sind es nicht eben die moralischen Bedürfnisse des Menschen, was ihn zur vollständigen Anerkennung des Heiligen nöthigt?

Was bleibt uns, wenn wir dieſe Bedürfniſſe aus der Acht laſſen, wodurch wir uns zu einer überſinnlichen Welt und zu einem ewigen Daſeyn erheben könnten, auſſer den Andeutungen, welche wir in der Ordnung und Schönheit der Natur finden? Wie wenig reichen dieſe aber hin, die Idee des höchſten Weſens und der Unſterblichkeit zu beſtimmen! Wir müſſen alſo entweder zu einer Speculation, die ins Leere baut, unſre Zuflucht nehmen, oder uns von der Einbildungskraft allerley vorſpiegeln laſſen; oder wir müſſen unſre ganze Religion in die Beſchauung der weiſen Einrichtung und des groſſen Ganges der Dinge ſetzen.

Das religiöſe Gefühl beſchränkte ſich dann auf Bewunderung der erhabenen Kräfte der Natur, auf das demüthigende Bewuſtſeyn unſrer Kleinheit, und allenfalls noch auf Freude über das Schöne und Nützliche, welche denn doch leicht von dem Schmerze über das Widrige und Schädliche überwogen werden möchte. Wie wenig iſt das aber von dem, was der religiöſeſte Menſch fühlt, den die Tugend in eine höhere Welt erhebt!

Und was ſoll vollends aus der Religioſität werden? Was mehr, als ein Spiel mit andächtigen Gefühlen oder mit Gebräuchen, die jene Gefühle bezeichnen, oder gar nur willkührlich vorgeſchrieben ſind? Das religiöſeſte Leben würde in der unthätigſten Beſchauung geführt; und es iſt gar nicht einzuſehen, was dadurch für das Heil des Menſchen gewonnen wäre.

Nur dann ſtrahlt Religioſität in ihrer göttlichen Majeſtät, wenn ſie, aus ſittlichen Bedürfniſſen entwickelt, auf die ſittliche Stimmung zurück wirkend, ſich als Verehrung des Heiligen und freudiges Vertrauen offenbart, und im ganzen Leben Würde und Tugend befördert.

Auf der andern Seite läßt ſich auch nicht wohl Tugend ohne Religioſität denken. Zwar iſt das Pflichtgefühl das Erſte und der Keim des religiöſen Sinnes. Aber es kann ſich nicht vollſtändig entwickeln, ohne ſich zugleich als religiöſen Sinn auszugeſtalten.

Was uns nöthigt, das Gute anzuerkennen, führt auch zur Anerkennung des Heiligen. Es iſt nicht bloß dieſelbe Vernunft, ſondern auch dasſelbe Streben der Vernunft, was ſich in beyden ausdrückt; und es müſſen beſondre ungünſtige und verbildende Umſtände hinzu kommen, wenn ſich das ſittliche Gefühl entfalten ſoll, ohne in religiöſes Gefühl überzugehen. Nur ein hartnäckiger Unglaube des Kopfes, der nichts als das Anſchauliche will gelten laſſen, oder eine auffallende Entgeiſtigung des Verſtandes im ſinnlichen Leben, könnten dies bewirken.

Tugend ohne Religion dürfte ſelten in ihrer geforderten Reinheit gefunden werden. In den meiſten Fällen iſt ſie nichts, als ein Product verfeinerter Sinnlichkeit oder eines geregelten eigennützigen Triebes. Wo ſie ſelbſt von einem höhern Geiſte beſeelt iſt, da wird ſie dieſen den Glauben auch mit-

theilen, und ihn in eine andre Welt heben. Gewöhnlich iſt es ihr niedriger Standpunct, und ihre gänzliche Vermengung mit dem Irdiſchen, was ſie daran verhindert.

Die echte Tugend ſtrebt unaufhaltſam, Religion zu werden, ſelbſt dann, wenn ſie es ſich ſelbſt nicht geſtehen mag.

Wo ein rechtſchaffenes Leben in Lauterkeit geführt wird, da wohnen auch Anbetung und Vertrauen im Herzen, obgleich der Mund Unglauben ausſpricht. Der lebendige Glaube iſt nicht an Formeln gebunden.

Es iſt wahrlich beſſer die Geſinnungen und Maximen der Gläubigen haben, als ſich ohne dieſe Geſinnungen zu ihren Lehren bekennen.

Die Tugend kann vielleicht zu ihren Entſchließungen des Glaubens entbehren, aber nie zur Ausführung derſelben. Ich kann vielleicht, von ihrer Schönheit und Würde gerührt, ihr Bild in mein Herz aufnehmen. Soll ich aber dieſes Bild immer vor Augen behalten; ſoll ich die Züge desſelben meinem Leben anbilden: dann muß ich in ihr göttliches Weſen erkennen.

Soll ich den Befehlen der Tugend überall gehorchen; dann muß ich wiſſen, daß ſie mich nicht mit mir ſelbſt in Widerſpruch bringe. Soll ich ihr meine Anſprüche an Lebensgenuß hingeben; dann muß ich verſichert ſeyn, daß die Verheißungen, die ſie mir dafür anbiethet, mich nicht täuſchen. Soll ich mir von ihr meine Beſtimmung anweiſen laſſen;

dann muß ſie mir auch dieſe Beſtimmung in ihrer Vollſtändigkeit verbürgen.

Soll ich meine Pflichten erfüllen; dann darf ich an der Möglichkeit ihrer Erfüllung nicht zweifeln. Soll ich nach der höchſten Vollkommenheit aus allen Kräften ringen; dann muß ich mich überzeugt halten, daß mir die Wege zu dieſer Vollkommenheit gebahnt ſind, daß auch außer mir alles geſchieht, was dazu erforderlich iſt, daß mich, wenn ich thue was ich ſoll, nichts von meinem Ziele entfernen wird, und daß ich nie aufhöre da zu ſeyn, und fortzuwirken.

Einzelne tugendhafte Handlungen werden auch ohne Religion vollbracht; aber ein ganzes zuſammenhangendes tugendhaftes, ſich erweiterndes und bildendes Leben, wo unaufhörlich Verläugnungen und mühſame Anſtrengungen nöthig ſind, iſt nicht möglich ohne Religion.

Dabey iſt es einleuchtend, daß Religioſität der Tugend überall trefflich zu Statten kommt.

Schon der Entſchluß der Tugend wird kräftiger, umfaſſender und freudiger, wenn ich ihn mit der Erinnerung an den heiligen Willen, im Gefühl der Nähe Gottes und im Gedanken an mein ewiges Daſeyn faſſe. Herrlicher glänzt mir dann ihre Majeſtät entgegen; tiefer greifen alle Eindrücke, die ſie auf mein Herz macht; einleuchtender wird mir ihr gebiethendes Anſehen; und ernſter, feyerlicher die ganze Angelegenheit.

Wenige Menschen können sich ein Gesetz, ohne Gesetzgeber, eine Verpflichtung, ohne ein höheres Wesen denken, dem man dafür verantwortlich ist. Das Gewissensgefühl der Meisten ist nur darum ergreifend und entscheidend, weil es zugleich Gottesgefühl ist. Selbst dem Gebildeten wird es leichter, einem höhern Befehle zu gehorchen, als sich einem bloßen Ausspruche der Vernunft zu unterwerfen.

Die anbethende Tugendverehrung ist weit erhabener, als die bloß von Achtung gegen Selbstwürde geleitete. Die Gesinnungen, welche sich zugleich auf das Heilige und Ewige beziehen, sind selbst heiliger als diejenigen, welche die Tugend nur in der endlichen Beschränkung umfassen.

Nicht wenig werden auch die sittlichen Antriebe des Herzens durch religiöse Gedanken verstärkt; ohne daß ihnen dabey etwas von ihrer Lauterkeit genommen würde.

Williger, freudiger und standhafter wird die Uebung der Tugend in religiösen Gemüthern. Indem ich, als religiöser Mensch, mich der Tugend befleißige, arbeite ich an dem höchsten Heile meines Lebens; ich gehorche nicht bloß einem nothwendigen Gesetze, ich begründe und befestige auch mein ewiges Daseyn; ich komme meinem Ziele näher; ich werde nicht allein vollkommner, sondern auch der Glückseligkeit würdiger; ich besorge damit zugleich alle meine übrigen Angelegenheiten, und getrost blicke ich auf alles, was mir in meinen künftigen Schicksalen

noch dunkel iſt, ich weiß, daß mich nichts aus meiner Bahn verdrängen kann; ich habe das höchſte Weſen zum Zeugen meiner Bemühungen; vor ihm muß ich mich meines Leichtſinnes, meiner Kälte und meiner Trägheit ſchämen; vor ihm darf ich mich meiner Treue und meines Eifers freuen. Nicht bloß ein Geſetz meines Willens, das allmächtige Geſetz des Weltalls übertrete ich, wenn ich pflichtwidrig handle. Ernſtlicher wird meine Reue, und kräftiger werden meine Vorſätze; wenn ich mich vor Gott ſchuldig finde, und wenn ich meinen tiefen Abſtand von dem Ideal der ſittlichen Vollkommenheit gewahr werde. Ich gewinne im Gebethe ein kräftiges Hülfsmittel des Gutſeyns und des Beſſerwerdens. In allem, was ich leide tröſtet — in allem, was ich Schweres zu vollbringen habe, ſtärkt mich der Blick auf Gott und die Ewigkeit.

Religioſität macht die Bahn der Pflicht zu einer lichten und ebnen Bahn. Wenn die Pflicht den Menſchen mit ſich ſelbſt entzweyt; wenn ſie ihr ernſtes Geboth der Neigung entgegen ſezt, und zum mühevollen und ſchmerzlichen Kampfe gegen dieſe auffordert: ſo tritt die Religion verſöhnend in die Mitte, und lehrt ihn, indem er der Pflicht gehorcht, das ganze höchſte Intereſſe ſeines Daſeyns befriedigen.

Wenn ihm die Pflicht eine Welt voll Mängel zeigt, und ihn zur Verbeſſerung derſelben auffordert: ſo lehrt ihn die Religion, ſelbſt in dieſen Mängeln

die Anordnung der Weisheit verehren. Wenn Ideal und Wirklichkeit ſich auf dem Gebiethe der Pflicht feindſelig begegnen: ſo ſchließt Religion, in der Hoffnung, zwiſchen beyden einen ewigen Friedensbund.

Dem Religiöſen wird das tugendhafte Leben ein getroſtes und ſeliges Leben — ein Leben, worin ruhig ſeine ganze Menſchheit überfließt.

Recht menſchlich kann der Menſch nicht werden, wenn er ſich nicht zum Göttlichen erhebt. Darum wird auch erſt durch Religioſität die Tugend, Liebe. Durch Religioſität nimmt ſie die ſanftere Neigung in ſich auf. Durch Religioſität knüpft ſie ſich freundlich an die Welt, die ihr nun ein Schauplaz der ewigen Güte iſt. Durch Religioſität löſen ſich ihm die Mißverhältniſſe des irdiſchen Daſeyns in Harmonie auf, daß er ſich in ihnen wohl finde.

Wenn der Religiöſe im Menſchen das Bild der Gottheit ſieht: dann fällt er ihm voll reiner Liebe ans Herz, und erweiſt ihm, nicht bloß aus Achtung, ſondern aus freyem Triebe, was er ihm ſchuldig iſt. Wenn er das Geſetz als Ausdruck des höchſten Willens betrachtet: dann erſt wird es möglich dasſelbe mit Liebe zu umfaſſen, und ſeine Befehle gerne zu erfüllen.

Liebe zur Gottheit, Liebe zur Menſchheit und Liebe zur Pflicht, das iſt der herrliche Geiſt, der den Tugendhaften erfüllt, dem das Licht eines göttlichen Daſeyns aufgegangen iſt.

Je religiöser der Mensch wird, desto mehr verwandele sich sein Handeln in das freudige Rechtthun der Liebe. Darum ist Religiosität nicht bloß Erhöhung, sondern auch Verschönerung des Lebens.

Acht und zwanzigſter Brief.

Die Offenbarungen der Gottheit.

Ich ſoll Ihnen nun noch meine Gedanken über Offenbarung mittheilen. Sie erlaſſen mir gewiß gerne alle ſpeculativen Erörterungen über einen Gegenſtand, der ſo wenig als die Religion ſelbſt für die Speculation gehört. Unbekümmert um die Partheyen der Zeit und um die Waffen, womit Gläubige und Ungläubige immer gegen einander gekämpft haben, und ohne weitere Rückſicht auf Meynungen und Vorſtellungsarten, laſſen Sie uns die Sache von dem Standpuncte aus, den uns unſre Idee der Religion angibt, unmittelbar ſelbſt betrachten.

Offenbarung iſt Enthüllung des Unbekannten. Soll der Menſch zur Anerkennung des Heiligen gelangen: ſo muß es ſich ihm offenbaren. Ohne das, würde er dasſelbe für nichts mehr,

als für ein bloßes Geschöpf seiner Fantasie halten können.

Eine religiöse Offenbarung ist eine solche, wodurch sich uns die Gottheit und mit ihr unser ewiges Daseyn kund thut.

Offenbarungen bestehen entweder in Belehrungen, wenn uns ein andrer seine Vorstellungen mittheilt, daß wir sie so auffassen, wie sie in seinem Geiste waren, und dadurch eine eigentliche Erkenntniß von der Sache erhalten — oder in Anschauungen, die uns veranlassen, die Idee der Sache selbstthätig zu erzeugen, und sie dann im Angeschauten realisirt zu finden.

Religiöse Offenbarungen im ersten Sinne kann es nicht geben. Religion läßt sich nicht in Lehren fassen. Sie ist unendlich. Alle Lehre aber ist etwas Beschränktes. Es läßt sich auch gar keine Lehre denken, welche im Stande wäre, das ewige Daseyn auszudrücken. Alle Lehre ist auf die menschliche Erkenntnißart berechnet — und diese wieder auf die sinnliche Welt. Alle Lehre wendet sich an den Verstand; die religiösen Ideen aber werden nie vom Verstande erreicht. Noch weniger läßt es sich annehmen, daß eine geoffenbarte Lehre die natürliche Anerkennung des Heiligen vollständiger mache, und uns das geheimnißvolle Wesen der Gottheit enthülle; weil eben das die Natur eines Geheimnisses ist, daß es gar nicht enthüllt werden kann.

Religiöſe Lehren können nur den Zweck haben, uns, durch Andeutungen und Symbole, das Finden und Anerkennen des Heiligen zu erleichtern, den Geiſt auf etwas hinzuleiten, was in ihm die religiöſe Idee weckt — oder, ihm dieſelbe, ſo weit das möglich iſt, im Bilde darzuſtellen. So mag denn auch eine Offenbarung Lehren enthalten; ſie dürfen ſich aber nicht als Glaubensdogmen, ſondern nur als Mittel des Glaubens ankündigen; ſie ſind nicht als die Sache ſelbſt, ſondern nur als eine menſchliche Vorſtellungsart der Sache anzuſehen.

Eine religiöſe Offenbarung iſt daher eigentlich nur durch Anſchauung möglich. Die Gottheit offenbart ſich, wenn ſie Erſcheinungen, Begebenheiten oder Weſen vor uns auftreten läßt, die die Idee des ewigen Daſeyns und den Glauben an daſſelbe in uns hervor bringen. So iſt die ganze Welt, vorzüglich aber das Schöne und Erhabene — ſo ſind insbeſondre das Gewiſſen und die Tugend Offenbarungen des heiligen Willens und der moraliſchen Ordnung.

Aber ſelten wird die Gottheit in der Natur und im Gewiſſen von den Menſchen erkannt. Das Sinnliche herrſcht im Leben vor. Durch Luſt und Begierde bleibt der Menſch an die Erde gekettet. Die fliehende Erſcheinung feſſelt ſein ganzes Gemüth. Er ſieht in der Welt nur das, was ſeine Bedürfniſſe befriedigt, und ihm Freude gewährt. Die

Stimme des Gewiſſens verſtummt unter dem lauten Geräuſche, das ihn überall umgibt. Erſt ſpät würde ſich die Welt zur Religion empor gearbeitet haben; wenn ſich ihr die Gottheit nicht durch beſondere Anſtalten offenbart hätte.

Wahn und Aberglaube entſtellen bald das Heilige durch ihre groben Verkörperungen. Lange wäre vielleicht ſchon die Religion in ein Gewebe fantaſtiſcher Satzungen aufgelöſt; wenn nicht eigne Erſcheinungen die Idee derſelben in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder angeregt — in den Zeiten des unzöttlichen Lebens, der ausſchweifenden Sinnlichkeit und des allgemeinen Sittenverderbens; wäre ſie wol gänzlich verſchwunden, wenn nicht eigne Momente wieder die Aufmerkſamkeit an ſich gezogen, dem Geiſte einen höhern Schwung gegeben, und ſie dadurch ins Leben zurück gerufen hätten.

Solche Anſtalten, Erſcheinungen und Momente in der Sinnenwelt, die den beſondern Zweck haben, und vorzüglich dazu geeignet ſind, dem Menſchen das Heilige anzukündigen, in denen das ewige Daſeyn gleichſam gewaltig durch die ſinnliche Hülle bricht, ſind Offenbarungen im eigentlichen oder engern Sinne.

Auf der niedrigſten Stufe ſtehen Erſcheinungen der Natur, die das Gefühl des Schönen und Erhabenen in höherm Grade erwecken, und die eben dadurch aus dem Kreiſe der gewöhnlichen hervortreten, wie die aufgehende Sonne, das Gewit-

ter, prachtvolle Lufterscheinungen u. s. w. Es ist nicht bloß Furcht und Aberglauben, es ist auch religiöse Bewunderung und Anbethung was den Menschen hier ergreift. Leichter ahndet und findet er hier das Einige; das Endliche scheint ihm von einem unendlichen Geiste beseelt, und der körperliche Mechanismus sich einer höhern Gewalt zu unterwerfen.

Dann folgen Begebenheiten, die, durch die auffallende Zusammenfügung zufälliger Umstände zur Darstellung Eines Ganzen und zur Hervorbringung Eines Zweckes, oder durch einen ungewöhnlichen Einfluß auf das Heil der Welt, eine religiöse Bedeutung erhalten, in denen Kräfte thätig sind, die man sonst nirgends antrifft, in denen alles einen andern Gang nimmt, als gewöhnlich, und in denen der Zufall einer Idee gehorcht.

Ferner gehören hierher solche Lehren, die entscheidend auf das Heilige hindeuten, die es aus den Verfinsterungen einer schlechten Zeit ans Licht ziehen, die es in treffenden Symbolen darstellen, oder die Herzen dafür erwärmen.

Vor allen aber verdienen diejenigen Offenbarungen der Gottheit gepriesen zu werden, die wir in dem Leben, den Schicksalen, den Thaten und Gesinnungen großer Menschen finden. In ihnen scheint die Gottheit selbst vor uns vorüber zu gehen. Je mehr sie über ihr Zeitalter hervor ragen; je tiefer ihre Weisheit, je reiner und wärmer ihre Liebe, je unbefleckter ihr Wan-

del, je gröſſer und umfaſſender ihr Streben iſt; je mehr auch in der Verknüpfung ihrer Lebensumſtände Einheit waltet; je mehr ſich alles vereinigt, ihre Gröſſe zu begünſtigen und auszuzeichnen; je mehr alles an ihnen ſich über die Regel des Natürlichen und Gewöhnlichen erhebt: deſto reiner ſtellen ſie uns göttliches Weſen dar; deſto kräftiger ziehen ſie uns empor zu der Idee des höchſten Willens und des ewigen Daſeyns.

In jeder Offenbarung iſt etwas enthalten, was ſich aus den Geſetzen des Naturmechanismus nicht erklären läßt; eben dadurch wird ſie erſt Offenbarung, und erinnert uns an ein Leben über dem Mechanismus der Natur. In dem, was nach den Geſetzen der Bewegung entſteht, erkennen wir nicht leicht etwas Höheres. Wo die natürlichen Geſetze nicht mehr zur Erklärung ausreichen, und wir doch noch ein ordnendes Prinzip antreffen: da werden wir über dieſe Welt hinaus gehoben.

Je vollkommner eine Offenbarung iſt, d. h., je entſchiedener ſie auf das Ueberſinnliche hinweiſt, und je mehr ſie von demſelben enthüllt: deſto mehr wird in ihr ſeyn, was man nach phyſiſchen Geſetzen nicht begreift. Das Prachtvolle einer Naturerſcheinung, die ſchöne Gruppirung einer Landſchaft, die Verknüpfung mannichfaltiger Umſtände zur Hervorbringung Eines Effectes, ſind für die phyſiſchen Geſetze etwas Zufälliges; und darin ruht ihr religiöſer

Moment. Das Leben des groſsen Mannes erinnert um ſo lebendiger an die Gottheit: je mehr in ſeiner Gröſse die Kraft der Freiheit ſtrahlt; je weniger ſich aus dem Kulturſtande und den Hülfsmitteln der Zeit erklären läſst, wie er das geworden iſt; je mehr in ihm eine höhere Gewalt ſich die Natur dienſtbar macht.

Jede Offenbarung iſt daher allerdings als eine Veranſtaltung der Gottheit, und daher auch als ein Wunder anzuſehen. Aber darum werden doch nicht durch ſie Naturgeſetze abgebrochen oder verwirrt. Es iſt kein unmittelbares Eingreifen der überſinnlichen Welt in die ſinnliche, wodurch Kräfte der erſtern ſich an die Stelle der phyſiſchen ſetzen. Die Gottheit wirkt immer mit und neben den Naturgeſetzen. Die Principien der organiſchen Geſtaltung in der ſinnlichen und geiſtigen Welt und die moraliſchen Kräfte, wohnen über allen Naturgeſetzen. Sie ſind eine geiſtige Gewalt, welche den Mechanismus beſeelt und regiert — und in ſo fern Wunder. Wo nun dieſe Gewalt mehr als gewöhnlich hervorſpringt, da iſt wundervolle Offenbarung.

Die Offenbarung wird nicht durch Wunder beſtätigt. Sie iſt ſelbſt ein Wunder, und nur in ſo fern Offenbarung, als ſie zugleich Wunder iſt. Aber wunderbare Umſtände können ſie verſtärkend begleiten.

Einzig in ihrer Art und die vollkommenste in jeder Hinsicht ist die Offenbarung durch Jesus von Nazareth. Seine Gesinnungen, seine Thaten und seine Schicksale sind gleich würdig, das Bild des heiligen Willens und einer sittlichen Weltordnung darzustellen.

Wo finden Sie ein Wesen, das auch das Vollkommenste und Edelste der Menschheit so weit übertrift — ein Wesen, von dieser Tugendgröße, von dieser Reinigkeit des Herzens, von dieser ruhigen Weisheit, von dieser erhabenen Pflichttreue, von dieser Milde und Güte, von dieser Sanftmuth und Demuth?

Es ist das Ideal vollendeter Sittlichkeit, was wir in seinem Leben verwirklicht finden. Dieses Ideal aber wird in der endlichen Natur nicht erreicht. Wesen der Gottheit, verwandt und hoch emporragend über irdisches Daseyn, mußte in ihm seyn, damit er die Gebrechlichkeit des Zeitlichen so weit hinter sich zurücklasse. Die menschliche Natur, worin er wandelte, erscheint uns als Organ des heiligen Willens. In welchem wahren und erhabenen Sinne heißt er dann nicht der Sohn Gottes! Nur er konnte sagen: wer mich siehet, der siehet den Vater.

Wir sehen ihn wirken mit der Kraft, womit die Gottheit im Universum wirkt. Wir erblicken an ihm eine Weisheit und eine Einsicht, die uns an die

Weisheit und Einsicht erinnern, welche in der Regierung der Welt walten.

In seinen Lebensschicksalen vereinigt sich alles, moralische Ideen auszudrücken, und die würdigsten Zwecke zu erreichen. Sie sind das treffendste Symbol der unsichtbaren Ordnung. Wie die Tugend leidet und siegt, hart geprüft und endlich belohnt wird, wie der Tod Uebergang zu einem höhern Daseyn ist — die wunderbare Verwickelung und die herrliche Auflösung, die Geheimnisse und die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung — was unserm Auge schwer wird, in den Verschlingungen grosser Ereignisse zu verfolgen, und was unser Verstand nie erreicht, das stellt uns sein Leben im Kleinen dar.

Auch die Lehre Jesus verdient als Offenbarung Gottes von uns betrachtet zu werden. So hat noch keiner die Gemüther der Menschen auf den Unsichtbaren gelenkt; so hat noch keiner das Ewige angedeutet; und so zweckmäßig hat noch keiner dasselbe mit dem Irdischen in Verbindung gebracht. Vereinigung des Menschlichen und Göttlichen, der Welt und des Himmels, der Menschheit und der Gottheit: das ist es, was sein Unterricht bezweckt. Daß die Menschen Gott allenthalben erkennen und verehren, daß sie den Unendlichen Vater nennen, und sich seiner Güte freuen könnten, dahin wollte er sie führen.

Die Religion seiner Zeit stand auf der Einen Seite zu hoch über dem Menschen, als daß sie sein Herz hätte erwärmen können — auf der andern zu tief unter ihm in den Nebeln des Aberglaubens und des Betruges, als daß sie im Stande gewesen wäre, ihn zu veredeln. Dahin wollte er sie umbilden, daß sie sich des Menschen wieder mit sanfter Gewalt bemächtige, und mit ihrem tröstenden und erhebenden Einflusse in sein Herz dringe, daß der Schlechte durch sie gebessert, und der Lebensmüde erfreut werde.

Religiosität und Tugend sollten in der heitern Gestalt der Liebe unter die Menschen einkehren. Darauf waren alle Symbole und Andeutungen des Heiligen, deren er sich bediente, berechnet.

Keine Aufschlüsse über das, was kein Verstand erreicht, also auch keine Glaubensdogmen sollten seine Lehren seyn, aber Ansichten des Unsichtbaren, die den religiösen Sinn wecken, die das eigne Suchen und Finden erleichtern, die die höchsten Ideen dem Gemüthe nahe bringen, und das Gemüth für dieselben stimmen.

Es ist nicht möglich würdiger, wahrer, herzlicher und ergreifender von heiligen Dingen zu sprechen, als Jesus davon sprach. Es ist nicht möglich, kräftiger für das Religiöse und Sittliche zu wirken, als seine einfachen Aussprüche dafür wirkten. Man fühlte es überall, daß der, der so redete, auch in seinem Herzen das Bild des Ewigen trug.

Wichtiger als seine Lehre wird aber immer sein göttliches Daseyn bleiben. Was ist das todte Wort gegen die Kraft der Gesinnung und der That! Wenn die Lehre Jesus das Heilige andeutet: dann stellt sein Leben es unmittelbar dar.

So lange Empfänglichkeit für das Religiöse unter den Menschen bleibt, wird man in dem Leben Jesus und in seinen Schicksalen die herrlichste Offenbarung der Gottheit erkennen.

An der Lehre verändert sich die Einkleidung mit den Bedürfnissen der Zeit; aber das Leben Jesus ist Wort Gottes für ewige Zeiten.

Wenn Gott nicht mehr vernommen wird in der Welt und im Gewissen, dann wird er noch im Leben Jesus vernommen werden.

Eine vorzügliche Bedeutung erhält indeß die Lehre Jesus durch ihre Tendenz, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften. Sie sollte das Band eines religiösen Vereines werden, der alle Guten aufnähme zur gemeinschaftlichen Verehrung des Heiligen, und zum gemeinschaftlichen Streben nach höherer sittlicher Würde. Sie bildete eine Christenheit.

Dadurch reicht sie in die fernsten Zeiten. So lange noch eine Gemeine Gottes auf Erden besteht, kann sie weder untergehen, noch ihr Ansehen verlieren. Sie wird immer Gläubige um sich behalten, denen sie Mittel der Andacht und Vehikel des Kultus ist.

Seine Schüler, seine Verehrer, seine Erlöseten werden sich die Gläubigen nennen. Nie kann sein Wort und sein Leben unter ihnen vergessen werden. Der Zeitgeist mag dieses ehrwürdige Institut befehden: was aus dem Ewigen stammt, bleibt ewig.

Nie wollen wir uns schämen Christen zu heißen: denn Größeres gibt es nicht, als im Geiste Jesus Religion zu haben, in seinem Geiste das Heilige anzuerkennen, in ihm das Bild der Gottheit zu schauen, zu denken und zu leben, wie er dachte und lebte, im Bunde der Guten Gott anzubethen, und nach den Kronen der bessern Welt zu ringen.

Zweytes Buch.

Bildungslehre.

Erſter Brief.

Der Charakter.

Tugend und Religioſität ſollen nicht bloß Gegenſtände der Betrachtung ſeyn; ſie ſollen auch Beſtimmungsgründe des Denkens und Handelns werden, und ſich in jedem individuellen Leben, dieſes veredelnd und heiligend, darſtellen. Das iſt eben die höchſte Aufgabe des Menſchen, daß er ſein Gemüth dem Göttlichen weihe, und dadurch zur reinen Menſchlichkeit gelange.

Die Hauptſache, worauf es hier ankommt, iſt die Bildung eines würdevollen, mit ſich ſelbſt einigen, in ſich vollendeten, und von einem religiöſen Geiſte durchdrungenen Charakters. Die Anerkennung des Guten und Heiligen bekommt erſt dann vollen Wehrt, wenn ſie hierzu verwendet wird.

Der Charakter ist das innerste Leben des Menschen — dasjenige, was sein äußerliches Leben bestimmt und allein diesem Adel geben kann. Alles Herrliche, was ein Mensch vollbringt, verschafft ihm nur dann wahren Ruhm, wenn in ihm ein herrlicher Charakter hervor schimmert. Um etwas Vortreffliches zu leisten, muß der Charakter vortrefflich seyn. Große Menschen verdienen nur diejenigen genannt zu werden, welche durch Größe des Charakters hervor ragen. Wenn irgend etwas der Bewunderung wehrt ist, und das übersinnliche Wesen im Menschen verkündigt: so ist es ein in Güte und Frömmigkeit durchgebildeter Charakter. Das Höchste und Freyeste der Bildung erweist sich am Charakter.

Was dabey zu beobachten sey, durch welche Thätigkeiten der Seele der edle Charakter entstehe, und welche Bemühungen man anzuwenden habe, denselben zu befestigen und zu vollenden, darüber sollen sich meine künftigen Briefe verbreiten.

Lassen Sie mich nur einigen Bemerkungen über den Charakter überhaupt, und den moralischen insbesondre, anfangen.

Der Charakter ist das Besondre im Innern des Menschen, welches seine Handlungsweise bestimmt. Von dem, der einen Charakter hat, würde jeder, der ihn genau kennte, in jedem besondern Falle, voraussagen können, was er thun, nach welchen Grundsätzen er wählen, und

verwerfen, und mit welchem Grade der Lebhaftigkeit und Kraft es wirken werde.

In jedem Menschen von Charakter ist etwas Herrschendes und Bleibendes, was alles andre sich unterwirft, und nach sich gestaltet; sey dieses eine Leidenschaft, oder das Gefühl der Kraft, die nach Thätigkeit strebt, oder eine Empfindung, die sich des Herzens bemächtigt hat, oder ein Gedanke, den der Wille wirklich zu machen beschließt.

Dieses Herrschende und Bleibende wird, wenn es gehörig zum Bewußtseyn kommt, und der Verstand aufgeklärt genug ist, sich in Grundsätzen aussprechen. Wer Charakter hat, handelt immer nach Grundsätzen, ob er sich gleich dieselben nicht immer bestimmt denkt. Die Entschiedenheit und Consequenz, womit er diesen Grundsätzen treu bleibt, ist die Stärke seines Charakters.

Obgleich der Charakter zunächst auf die Neigungen und Begierden wirkt: so pflegt er doch auch mittelbar die Ansichten, die Vorstellungsarten, die Meynungen und die Stimmung des Menschen zu gestalten. Nach dem herrschenden Wollen richtet sich gewöhnlich der Begriff und das Gefühl. Aus demselben ergibt sich nicht allein, welche Gefühle man haben, sondern auch, wie jedes einzelne beschaffen seyn werde.

Auf der andern Seite wirken aber auch Meynungen und Stimmungen auf den Charakter; und wenn sie gleich selten auf das Prinzip desselben Ein-

ſuß erlangen, ſo modificiren ſie doch viel an den beſondern Eigenthümlichkeiten. Worin z. B. der Ehrgeizige ſeine Ehre vorzüglich ſuchen, welche Zeichen derſelben er vor andern ſchätzen, wie er die Erwerbung und die Verweigerung aufnehmen werde, das beſtimmen die Begriffe, welche er ſich erworben hat, und die ganze Verfaſſung, worin ſich ſein Gemüth befindet.

Man ſagt von jemand, er habe keinen Charakter, wenn es ihm an dem Bleibenden und Herrſchenden im Willen fehlt, was in die Handlungsweiſe Gleichförmigkeit bringt. Der Charakterloſe handelt ſelten oder nicht nach Grundſätzen. Er folgt nicht allein augenblicklichen Eindrücken; ſondern es iſt bey ihm auch zufällig, wie dieſe Eindrücke auf ihn wirken.

Charakterloſe Menſchen haben entweder keine beſondre Richtung des Geiſtes, kein hervorſtechendes Intereſſe in lebhaften Begierden und Gefühlen, oder das alles wechſelt bey ihnen ſo ſchnell, daß es in ihrem Innern jeden Augenblick anders iſt — oder es iſt ſo unbeſtimmt, daß doch ihre Art zu denken und zu thun dem Zufalle Preis gegeben bleibt. So iſt in der Seele des Nachahmers allerdings etwas, was ihn fortdauernd beſtimmt. Aber wer möchte dieſes Charakter nennen, da eben dies ihn bewegt, alles aufzunehmen und zu vollbringen, was ihm vorgeſtellt wird, und eine blei-

bende Form seines Denkens und Thuns unmöglich macht?

Auch sind diejenigen den Charakterlosen beyzuzählen, welche unter der Gewalt solcher Begierden stehen, die sie in einem immerwährenden leidenden Zustande gefangen halten, oder die sich keinen großen Einfluß auf das Denken und Thun des Menschen verschaffen können, so daß sich bey ihnen die größte Unbestimmtheit finden. Trägheit, Ueppigkeit und rohe Sinnlichkeit begründen keinen Charakter. Je mehr in dem, was einen Menschen regiert, Selbstthätigkeit, Nachdenken und Anstrengung ist: desto mehr Charakter hat er.

Der Charakter, welchen man vor aller moralischen Selbstbildung besitzt, heißt der natürliche. Er ist das Product der Anlagen, der Erziehung, der Schicksale und andrer Umstände, welche auf das Gemüth wirken. Er wird vorzüglich bestimmt: theils durch den besondern Trieb, welcher mehr als andre in der Seele mächtig geworden ist; theils durch die Richtung des Kopfes und die Stimmung des Gemüthes, welche ohne eignes Zuthun entsteht; theils durch die Beschaffenheit des Temperamentes. Von dem Ersten hängt es ab, wornach der Charakter vorzüglich streben, von dem Andern, wie er alles ansehen, und von dem Dritten, mit welchem Maße der Kraft er wirken, und wie sich Leiden und Thun in ihm verhalten werden.

In den natürlichen Charakteren zeigt sich unendliche Verschiedenheit, wie in den Physiognomien. Zwar ist in ihnen überall menschliche Sinnlichkeit das Herrschende. Aber in dieser Sinnlichkeit können egoistische oder sympathetische Neigungen überwiegend — sie kann mehr oder weniger verfeinert — mit mehr oder weniger Selbstthätigkeit verbunden, mehr oder weniger dem Verstande unterworfen seyn, und ihre Triebe können in die mannichfaltigsten Verhältnisse zu einander treten.

Das alles bewirkt nur noch innere und wesentliche Verschiedenheiten. Noch viel gröser ist die Zahl der äußerlichen und zufälligen, zu welchen alles beyträgt, was auf das Geistige im Menschen Einfluß hat. Welche Abstände zwischen dumpfer Gefühllosigkeit und sanfter Empfindsamkeit, zwischen thierischer Rohheit und menschlicher Kultur, zwischen unbegränzter Selbstheit und weichherziger Güte, zwischen schwacher Dahingebung und rüstiger, muthvoller Kraft! Und wie viele Modificationen sind wieder auf jeder einzelnen Stufe möglich!

Selbst das sittliche Gefühl und der religiöse Sinn können sich vermöge einer gröfsern Lebhaftigkeit, in den natürlichen Charakter mischen. Darum ist er nicht als durchaus unsittlich anzusehen. Schon die sinnliche Neigung bringt manches hervor, was den Forderungen der Tugend entspricht. Nicht selten zeichnet er sich durch einzelne Züge von hoher Vortrefflichkeit aus. Aber eben so wenig kann er

deßwegen moraliſch genannt werden. Das moraliſche iſt nie von der Natur geſchaffen. Man muß es ſelbſt mit Freyheit in ſich bilden.

Der moraliſche Charakter iſt derjenige, den man ſich ſelbſt, mit Rückſicht auf ſittliche Würde, gibt. Er iſt entweder ein böſer oder ein guter; je nachdem er von dem ſinnlichen oder von dem ſittlichen Prinzip in der menſchlichen Natur beſtimmt wird. Zwiſchen beyden iſt kein Mittleres, weil der Wille von zwey Entgegengeſetzten nur Eins wollen kann. Wenn der gute Wille die guten Neigungen der Sinnlichkeit zu ſeiner Verſtärkung in ſich aufnimmt: ſo iſt das keine Vermiſchung jener Prinzipien, ſondern eine Unterordnung des Einen unter das andre.

Freylich gibt es Grade der Stärke oder der Schwäche in der Tugend; denn dieſe iſt eines beſtändigen Wachsthumes fähig. Aber immer muß doch in ihr ein rein moraliſcher Wille herrſchend ſeyn, wenn ſie den Nahmen der Tugend verdienen ſoll; und die Herrſchaft dieſes Willens iſt es, was den Charakter zu einem moraliſch guten macht.

Das Eigenthümliche des böſen Charakters iſt beſonnenes Beharren bey dem, was die Sinnlichkeit eingibt, während man wohl weiß, daß das nicht das Rechte iſt, und daß man ſich dadurch ſelbſt entehrt — die Maxime, auf das ſittliche Geſetz, das man kennt, keine Rückſicht zu nehmen. Hier behält der natürliche Charakter ſeine volle Gewalt;

man denkt und handelt, wie es diesem angemessen ist. Der Tadel, den man verdient, trifft nicht so sehr die einzelnen Ausbrüche der unordentlichen Neigung, als die verkehrte Gesinnung, welche diese Ausbrüche gestattet.

Sehr viele Menschen besitzen indeß gar keinen moralischen Charakter, selbst unter denen, welchen man den natürlichen nicht absprechen kann. Sie haben nie ernstlich auf ihr sittliches Gefühl reflectirt, und sind sich ihres freyen Vermögens für das Gute nie recht bewußt geworden; oder sie lassen das dahin gestellt seyn, und handeln nach den Antrieben ihres natürlichen Charakters, oder, wenn es ihnen auch daran fehlt, nach der jedesmaligen gröstern Lust. Diejenigen unter ihnen, welchen eine sanfte Stimmung, ein lebhaftes sittliches Gefühl, mäßigere Begierden und eine glückliche Erziehung zu Theil wurden, zeigen sich dann als recht gutartige Geschöpfe. Aber sittlichen Werth, der allein auf dem Charakter ruht, kann man ihnen nicht zugestehen.

Das Wesentliche des moralischen Charakters ist das ernstliche Wollen des Guten, oder die gute Gesinnung. Diese aber ist etwas Allgemeines, und kann für sich allein noch keinen Charakter geben. Soll sie sich zu einem bestimmten Charakter ausprägen: so muß sie den natürlichen in sich aufnehmen, und dahin einschränken und bilden, daß er mit ihr übereinstimme. Der natürliche Charakter des Menschen ist der Stoff, aus welchem,

wenn er der guten Gesinnung unterworfen wird, der moralische hervor geht.

Der natürliche Charakter des Menschen soll daher auch nicht vertilgt, sondern zu einem sittlichen erhoben, nur das soll aus ihm ausgestossen werden, was sich zu diesem nicht einigen läßt, und das hinzugefügt, was nöthig ist, um diesen vollständig zu machen.

Es gibt allerdings eine allgemeine Form für alle moralische Charaktere, nähmlich das unbedingte Wollen dessen, was der Würde der Vernünftigen angemessen ist, und daher allgemein gebilligt werden kann; aber in den Gränzen dieser Form ist noch Raum genug für unzählige Besonderheiten, welche die Natur hervor bringt.

Es ist nicht möglich, alle Eigenthümlichkeiten der einzelnen Charaktere, die von dem Temperamente und der Meynung abhangen, zu vernichten. Das soll auch nicht seyn. Jeder soll seinen besondern Charakter haben, wie er ein besondrer Mensch — auf besondre Weise organisirt ist, und eine besondre Stelle im Universum einnimmt.

Ein freyes und fröhliches Leben, das sich auf das mannichfaltigste ausgestaltet, und sich, unter der Herrschaft des Guten, zu Einem Ganzen einigt, dessen Theile überall in einander eingreyen: das ist die Bestimmung der Menschheit. Wirke dann der Eine mit mehr, der Andre mit weniger Kraft, der Eine mit mehr, der Andre mit weniger Wär

me des Gefühles, der Eine mit mehr Heiterkeit, der Andre mit mehr Ernſt, der Eine mit mehr Religioſität, der Andre mit mehr ſtrenger Sittlichkeit, der Eine mit dieſer, der Andre mit jener Anſicht vom Zufälligen; nur werde überall Adel des Herzens gezeigt und behauptet.

Wenn auch jemanden der natürliche Charakter fehlte: ſo iſt er darum doch nicht unfähig, ſich einen ſittlichen zu erwerben; die Neigungen, denen er abwechſelnd folgt, mögen den Stoff dazu hergeben. Der ſittliche Charakter muß hier den Mangel des natürlichen erſetzen. Er wolle nur ernſtlich das Gute; ſo hat er daran das Bleibende und Herrſchende, was zum Charakter erfordert wird. Er folge ſeiner Pflicht: ſo wird er überall gleichförmig und mit ſich ſelbſt übereinſtimmend handeln.

Nicht daß er Charakter hat, ſondern daß dieſer Charakter ein guter iſt, das macht den Menſchen herrlich.

Zweyter Brief.

Der weibliche Charakter.

In der groſsen Mannichfaltigkeit der natürlichen Charaktere ragen, als die beyden Grundcharaktere der Menſchheit, hervor die Charaktere der Geſchlechter.

Die Natur hat es im Weibe offenbar auf einen eigenthümlichen, vom männlichen verſchiedenen, Charakter angelegt. Es mag ſeyn, daß es Weiber genug gibt, die dieſen Charakter verläugnen. Aber er iſt doch im Ganzen der herrſchende. Die Abweichungen davon gehören entweder zu den Verirrungen der Regel, die überall gefunden werden, und worin die Natur ihren unendlichen Reichthum offenbart; oder ſie ſind die Folge einer verkehrten Erziehung, verbildender Umſtände und eines verderbten Herzens.

Immer gefällt das Weib nur in echter Weiblichkeit. Die männlichen Weiber mögen uns zwar oft zur Bewunderung stimmen; aber nie werden wir es uns verbergen können, daß sie uns in einer weiblichern Form mehr rühren und vorzüglicher erscheinen würden.

Daß das Weib so ist, wie wir es gegenwärtig finden, dazu mögen seine Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben, dazu mag das Herkommen und die Erziehung für häusliches Wirken sehr viel beygetragen haben. Aber Verhältnisse, Herkommen und Erziehung, haben darin doch nichts anders gethan, als wozu ihnen die Natur Wink und Befehl gab. Ihre Absicht war es, daß neben der großen Welt eine kleine bestehen sollte, worin das oft kalte, oft leidenschaftliche, immer aber unruhige Streben der ersten, sich erwärme, reinige, stärke und erfreue.

Ein andrer Charakter wurde zum öffentlichen Wirken, ein andrer zur Belebung, Anordnung und Verschönerung der häuslichen Sphäre erfordert. Wenn dort die gerüstete Kraft kämpft, zerstört und aufbaut: so muß hier die Liebe dulden und beglücken.

Die unterscheidenden Charaktere der Geschlechter machen allein das schöne Verhältniß möglich, worin Herzen sich ganz angehören, sich auf das innigste vereinigen, sich unaufhörlich anziehen, sich ihr innerstes Leben mittheilen, und im schönen Bunde ein Ganzes der Menschheit darstellen, das der edelste Trieb beseelt. Jeder muß hier dem andern er-

was geben, was dieser nicht hat, und jeder etwas vom andern aufnehmen, was ihm selbst fremd ist.

Anders hat daher die Natur nicht bloß den Körper des Weibes, sondern anders auch die Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen seines Geistes gemischt und gestimmt.

Die Schwäche und Reizbarkeit seines Körpers, die Anmuth, welche im Aeußern ein sanftes Gemüth verkündet, während des Mannes Würde von Kraft und Ernst im Innern zeugt, deuten schon einen verschiedenen Charakter und eine verschiedene Bestimmung an. Unzweydeutig geben sich aber auch die Eigenthümlichkeiten des Innern selbst zu erkennen.

Das Weib hat offenbar mehr Empfänglichkeit als Selbstthätigkeit. Es ist offenbar mehr dazu geeignet, die Welt in sich eingehen zu lassen, als dieselbe umzugestalten — mehr dazu geeignet, in sich selbst zu leben, als aus sich heraus zu treten — mehr dazu geeignet, das ihm Gegebene zu verarbeiten, als Neues hervor zu bringen — mehr dazu geeignet, alles in sich und zunächst um sich zu suchen, als unruhig nach dem Fernen zu streben, und sich in das Weite zu verbreiten, das Kleine zu umfassen und zu durchdringen, als das Große zu ergreifen.

Demuth, Ergebung und Genügsamkeit sind die bestimmenden Prinzipien desjenigen Charak-

ters, in welchem echte Weiblichkeit sich rein ausgebildet hat.

Das Weib hat mehr Sinn. Weil es nicht nach dem Hohen und Tiefen sieht, bemerkt es das Mittlere schärfer. Es ist aufmerksamer auf das, was ihm nahe liegt, und faßt es treuer und richtiger. Jede Anschauung läßt ein bestimmteres Bild in seiner Seele zurück. Es kennt sich selbst und die Menschen besser, weil es sich selbst und andre sorgfältiger beobachtet; das innere wie das äußere Leben liegen in größerer Klarheit vor ihm.

Zwar weniger stark und kühn, aber leichter und beweglicher ist die Fantasie des Weibes. Wenn sie sich selten in höhere Regionen erhebt: so ist sie dafür desto geschäftiger, der Wirklichkeit ein reitzendes Gewand zu leihen, im Innern schönere Welten zu bilden, glückliche Plane für das Leben zu entwerfen, und alles mit Blüthenschmuck zu bekleiden.

Des Weibes Verstand wird sich im allgemeinen immer fremd fühlen im Gebiethe der wissenschaftlichen Forschungen, und hier nur mit Aufopferung seiner bessern Natur etwas Bedeutendes gewinnen. Aber er durchschaut heller, was Angelegenheit des praktischen Lebens ist; er ahndet schneller das Schwierige und Bedenkliche; er vermeidet geschickter das Ungelegene und Widrige; er trifft leichter Vorkehrungen und Maasregeln; er benutzt sorgfältiger die Erfahrung, und weiß alles mit mehr Klugheit einzuleiten, und auszuführen.

Reizbarer iſt das Gefühl des Weibes. Es wird von vielem ergriffen, was uns kaum rührt. Es findet in vielem Nahrung für das Herz, woraus Männer nichts zu machen wiſſen. Es freut ſich des Schönen und Guten auch da, wo dieſe es nicht bemerken. Das Mangelhafte, Unordentliche und Widrige fällt ihm leichter auf, weil ihm das Ordnungsvolle, Schickliche und Uebereinſtimmende in höherm Grade Bedürfniß iſt. Fremde, Leiden werden tief von ihm empfunden, und der fremden Freude gibt es ſich herzlicher hin.

Wahrheit und Tugend ſind dem Weibe weniger Sache der Erkenntniß und der Regel, als eines lebendigen Gefühles, das ſie dem Herzen kräftig empfiehlt, und in ihnen, neben dem Guten, den Genuß des Schönen und Erfreuenden findet.

Die höchſten Ideen der Vernunft, Gottheit, Unſterblichkeit und Zukunft, beſchäftigen in ihm weniger den forſchenden Gedanken; aber ſtärker faſſen ſie ſein Gemüth. In frommer Sehnſucht ſtrebt dieſes Gemüth nach dem Unendlichen, und ergreift mit heiliger Liebe und freudigem Vertrauen, was dem Verſtande ein tiefes Geheimniß bleibt. In ihm kämpfe der Glaube nicht mit hartnäckigen Zweifeln; in ihm lähmt der Trieb des Wiſſens nicht das Streben des Herzens. Durch ſein ganzes Weſen dringt das Bedürfniß des Beſſern, das Bedürfniß etwas zu haben, wovon es immer Rath, Troſt, Hülfe und Unterſtützung in ſchweren Nöthen fin-

de. Mit größerer Innigkeit hängt es an Gott; mit größerer Willigkeit unterwirft es sich dem Ewigen, und mit größerer Zuversicht erwartet es von ihm alles. Wenn nicht Sinnlichkeit oder Eitelkeit sein Herz verdarben: dann leitet schon ein natürlicher Hang es dahin, seine Angelegenheiten auf das Unsichtbare zu beziehen, und sich oft mit dem Unsichtbaren zu beschäftigen. Damit das Weib ungläubig werde, muß vorher eine gänzliche Verwüstung seiner weiblichen Natur sich bemächtigen.

Im Weibe stehen alle Begierden und Neigungen mehr im Gleichgewichte, wenn nicht zufällig die Eine vor der andern unnatürlich verstärkt wurde, wo sie dann freylich mit einer desto größern Gewalt hervorbricht, wie die Krämpfe der Ohnmacht.

Das Weib, ob gleich sein Gefühl reitzbarer ist, begehrt weniger heftig, und vertrauert sein Leid mehr im Stillen, wie es im Stillen seine Sehnsucht nährt, als daß es beyde gewaltsam hervorbrechen, und sich mit Ungestüm gegen die Ursache des ersten oder gegen das Ziel der letztern äußern liebe.

Darum hat das Weib mehr Geduld und Sanftmuth. Auch ohne besondre Stärke der Seele erträgt es den Schmerz gefaßter; weil es in sich selbst viel findet, wodurch es getröstet wird; weil es sich, weit entfernt ihn, durch vergeblichen Widerstand und eine leidenschaftliche Verfassung des

Gemüthes, zu vergrößern, durch Betrachtung mit ihm ausſöhnt, und ihn, im Gefühl des mit ſich einigen Lebens, weniger empfindet.

Weil ſein Blut ruhiger fließt, und ſeine Leidenſchaften weniger toben, kann es beſſer an ſich halten, mehr Nachſicht und Schonung beweiſen. Es nimmt die Beleidigung, wenn ſie nicht das Edelſte, ſeine Unſchuld antaſtet, nicht ſo hoch auf, und vergißt ſie leichter.

Trefflich kommt ihm da das gröſsere Maß ſeiner Liebe zu Statten. Das Weib liebt mehr; weil es ſich ſchwächer fühlt, und abhängiger von andern; weil es an fremdem Wohl und Weh innigern Antheil nimmt; weil es das Liebenswürdige an andern leichter auffindet und fühlt; weil es ſeinem Herzen Bedürfniß iſt, ſich anzuſchließen und mitzutheilen; weil es ihm mehr Freude macht, andern wohl zu thun; und weil alle Empfindungen, welche die Liebe nähren, ſeinem Herzen mehr befreundet ſind. Gattenliebe, Mutterliebe, Geſchwiſterliebe — welche heiligen Mächte in einer echt weiblichen Seele!

Demuth und Beſcheidenheit ſind dem Weibe nicht ſchwer, da es ſich durch Stolz, Anmaßlichkeit und Hervordrängen in den auffallendſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzt.

Keuſchheit, Schamhaftigkeit und Sittſamkeit ſind die holden Genien, die ſich ſchon frü-

he zu ihm gesellen, um sein Leben zu beschützen gegen die Reizungen einer versuchungsvollen Welt.

Durch dieses alles muß der moralische Charakter des Weibes, da er aus dem natürlichen gebildet wird, eine eigenthümliche Gestalt bekommen.

Zwar ist das eigentlich Sittliche überall dasselbe. Auch im Weibe muß ihm die edle Gesinnung zum Grunde liegen, die das Gute um seiner selbst willen schätzt, die sich aus Achtung der Pflicht unterwirft, und die kein Temperament, und kein glückliches Naturell geben — die allein durch freyes und entschlossenes Wollen des Guten, durch freye und entschlossene Richtung auf das Heilige hervorgebracht werden kann. Sie ist das Wesen der veredelten Menschheit. Aber indem sich diese Gesinnung dem Leben an- und zur Tugend ausbildet, ist allerdings auf Temperament und Naturell Rücksicht zu nehmen. Beyde sollen die Gestalt des Sittlichen tragen, aber auch, so weit es ohne Verletzung desselben geschehen kann, in ihrer Eigenthümlichkeit bestehen.

Der Mann soll, wie das Weib, nach Maximen des Wohlwollens handeln. Weil es die Pflicht so gebeut. Aber daß das Weib dies mit mehr Wärme, mit tiefgefühlter Liebe thut, daß diese Liebe manches bey ihm bewirkt, was sonst durch den Zwang des Gesetzes bewirkt werden muß: das ist schöne Eigenthümlichkeit seines Charakters.

Der Mann soll, wie das Weib, seine Ansprüche mäßigen, nach der Regel des Rechtes und der Billigkeit. Aber das dem Weibe dies weniger schwer wird, weil Demuth bey ihm Naturgefühl ist; das ist schöne Eigenthümlichkeit seines Charakters.

Der Mann soll, wie das Weib, die Forderung der Begierde abweisen, wo sie auf das Verkehrte geht. Aber daß das Weib schon von Natur weniger begehrt, daß es gerne in die Versagung willigt: das ist schöne Eigenthümlichkeit seiner Natur.

Die höchste Aufgabe an den weiblichen Charakter ist die: daß, unter der Herrschaft eines gebildeten sittlichen Gefühles und eines religiösen Sinnes, das Wesen einer reinen Weiblichkeit hervortrete, und sich seinem Ideale immer mehr nähere, daß die Anlagen zu derselben sich entwickeln, daß Verehrung des höchsten Wesens, Freude an allem Wahren, Schönen und Guten, Sanftmuth und Demuth, Keuschheit und Sittsamkeit, Liebe und Häuslichkeit sein Leben leiten, und alle übrigen Tugenden in Einen herrlichen Bund zu sich gesellen.

Allerdings findet sich die sittliche Bildung des weiblichen Herzens durch den bildsamen Charakter des Geschlechtes sehr erleichtert. Aber dadurch wird es doch der eignen Anstrengung nicht überhoben. Dieser Charakter ist meistentheils von der Natur mehr angedeutet als ausgeführt, besteht mehr in künftigen Dispositionen und Anlagen, als in wirklichen Eigenschaften des Herzens und Geistes. Er

iſt oft ſchon irre geleitet und verzogen, ehe die eignen Bemühungen anfangen konnten. Selbſt da, wo der Geſchlechtscharakter des Weibes ſich, ſo weit es ohne ſittliche Selbſtbearbeitung möglich iſt, entwickelt und behauptet hat: kleben ihm noch viele Schwächen an; ſelbſt da verleitet er noch zu groſſen Fehlern, die allein das Aufbiethen freyer moraliſcher Kraft verbeſſern kann.

Nur durch ſittliche Güte erlangt das Weib ſeinen vollen Adel. Es gibt Tugenden, die im natürlichen Geſchlechtscharakter des Weibes nicht gegründet ſind, die durch Uebung und Selbſtüberwindung erworben werden müſſen, und die ihm ſchwerer werden, als dem Manne.

Das Weib, in welchem ein ruhiges Gleichgewicht aller Begierden, ein lebhaftes ſittliches Gefühl und ein warmer religiöſer Sinn ſich zur Anordnung des Lebens vereinigt haben, iſt noch kein ſittlich vollendetes Weib. Stärke der Seele muß es dazu erheben.

Stärke der Seele iſt aber dem Weibe nicht weniger als dem Manne möglich. Wenn dieſem mehr körperliche und Verſtandeskraft zu Theil wurde: ſo ward die Kraft ernſtlich zu wollen, ſich ſelbſt zu bezwingen, ſich das Liebſte zu verſagen und das Schwerſte zu dulden, beyden in gleichem Maße zu Theil.

Herrliche Proben, die alles übertreffen, was

ſonſt Kühnes unternommen, und Großes geleiſtet worden iſt, hat hiervon Ihr Geſchlecht aufzuweiſen. Ja auch das Weib kann und ſoll, im höchſten Sinne des Wortes, Charakter haben.

Dritter Brief.

Richtung des Willens auf das Gute und Heilige.

Die Bildung des Charakters bezieht sich theils auf die Gesinnung, theils auf die Handlungsweise.

Die Gesinnung des Menschen ist der in ihm fest und herrschend gewordene Wille, welcher entweder den sinnlichen Trieb, oder das moralische Gesetz zum Bestimmungsgrunde aufgenommen hat. Die höchste Aufgabe an die Gesinnung ist: daß sie von Achtung gegen das Gute und Heilige erfüllt sey, daß sie sich den Stimmungen, die die Idee des Ewigen erzeugt, und dem Gesetze des höchsten Willens ganz ergeben habe, und nicht bloß in einzelnen Fällen dieses Gesetz ausführe, sondern sich desselben stets bewußt bleibe, und überall mit Rücksicht auf dasselbe sich entschließe und handle.

Dazu wird aber die Gesinnung allein nicht immer hinreichen. Sie liegt mit sinnlichen Neigungen im Streite, die schon von Natur sehr mächtig, und noch dazu durch die Gewohnheit verstärkt sind. In dieser Hinsicht erfordert die Handlungsweise noch eine eigne Bearbeitung, daß sie überall der bessern Gesinnung folge, und daß nach dieser die Neigungen geordnet und geleitet werden.

So erst geht die Gesinnung ins Leben über, und wird zur Tugend, die sich, durch fortgesetzte Uebung, in Güte des Herzens verwandelt.

Mit der sittlich religiösen Gesinnung muß alle moralische Bildung anfangen. Die letztere besteht in einer zusammenhangenden Reihe von Thätigkeiten, von welchen immer eine die andre vorbereitet, bestimmt oder fortsetzt. Das Wollen des Guten ist freylich Werk Eines Augenblickes; aber daß dieses Wollen sich behaupte, daß es über jede Lust siege, und jede Begierde sich unterthan mache, dazu gehört viel. Anhaltende Bemühungen in Bearbeitung der Sinnlichkeit, in Belebung und Befestigung guter Maximen können nur dahin führen. Viele Betrachtungen sind hier anzustellen, die man selten gerne anstellt, viele Maßregeln zu treffen, die nicht wenig beschwerlich fallen. In der innern Natur steht alles in Verbindung, wie in der äussern; dort läßt sich eben so wenig, wie hier etwas überspringen.

Daß wir nun jene Bemühungen anwenden und die nöthigen Mittel ergreifen, wird ſchon eine gewiſſe Stimmung für das Gute vorausgeſetzt, welche nichts anders ſeyn kann, als die gute Geſinnung.

Um das Gemüth zur Tugend zu bilden, wird vor allem erfordert, daß man ſich ſelbſt genau kenne, und richtig ſchätze. Dazu gelangt aber, bey den zahlreichen Schwierigkeiten der Selbſterforſchung und Selbſtwürdigung, und bey den mancherley Blendungen der Eigenliebe, nur derjenige, der ſchon den ernſtlichen Willen beſitzt, unparteyiſch in ſein Inneres zu ſchauen, und ſich gerade ſo zu nehmen, wie er ſich findet, der mithin ſchon in der Geſinnung die Tugend ergriffen hat.

Nicht anders verhält er ſich mit der Verbeſſerung fehlerhafter Maximen; ihr muß eine Entſchließung vorher gehen, die nur dann recht wirkſam ſeyn kann, wenn ſie ſich auf eine echt moraliſch religiöſe Geſinnung gründet.

Wo Luſt und Vortheil es anrathen, da geſchieht freylich, auch ohne veredelte Geſinnung, manches, was die Bildung zur Tugend erleichtert. Aber immer wird es hier an Lauterkeit, Feſtigkeit und durchgreifender Kraft fehlen. Dieſe finden ſich allein da, wo der gute Wille aus ſich ſelbſt den Trieb hernimmt, ſich zu unterhalten, zu erweitern und auszuführen, und alle Veranſtaltungen zu treffen, die ſeine Erweiſung im Leben angenehmer, nachdrücklicher und ſtandhafter machen.

Das Erste in der Charakterbildung ist die freye Richtung des Willens auf das Sittliche und Religiöse in unsrer Natur, worin man, überzeugt daß hier allein das Würdige und Herrliche der Menschheit sey, sich allen andern Rücksichten und Antrieben entreißt, um sich jenem ganz hinzugeben, und es zum einzigen Bestimmungsgrunde seines Denkens und Handelns zu machen.

Diese Richtung des Willens, welche gleichmäßig das Gute und Heilige umfaßt, und sich der Pflicht wie der Gottheit weiht, ist der Anfang des höhern Lebens; von ihrer Beschaffenheit hängt die Beschaffenheit alles Uebrigen ab, was weiterhin für die sittliche Bildung geschieht. Fehlt es ihr an der nöthigen Stärke und Besonnenheit: so werden daraus nie fruchtbare und anhaltende Bemühungen in der Selbstveredlung hervor gehen.

Sie kann der Wille nur aus und durch sich selbst nehmen. Aeußere Umstände und eigne Gefühle mögen den Menschen wohl zur Besonnenheit wecken, ihm seine moralischen und religiösen Angelegenheiten nahe legen, oder ihn in Stimmungen versetzen, welche dieselbe begünstigen. Aber daß er hierbey verweile, daß er mit Ernst jene Angelegenheiten ins Auge fasse, daß er sie wirklich in seine Maxime aufnehme: das kann allein durch eine That der Freyheit bewirkt werden.

Im Innersten der Menschheit, und das ist der Wille in seiner Freyheit, ist der Grund des ganzen

Charakters. Dahin dringen aber fremde Anpreſſungen nicht. Hier herrſcht nur eigne Gewalt und unbedingte Selbſtbeſtimmung. Nie wird Einer ein wahrhaft edler und religiöſer Menſch, ohne einmal angelegentlich auf ſich ſelbſt zu achten, ſich des höchſten Zweckes ſeines Daſeyns durch freye Reflexion bewußt zu werden, und alle Stärke ſeines Wollens auf denſelben zu richten.

Zwar iſt es ein eingebornes Gefühl der Achtung, was uns zunächſt für die Tugend intereſſirt. Aber dieſes Gefühl beſtimmt den Willen nicht; in den meiſten Fällen iſt es auch viel zu ſchwach, um es mit den ſinnlichen Neigungen aufzunehmen. Der Wille ſelbſt muß ſich beſtimmen, dieſes Gefühl zum herrſchenden zu erheben.

Zwar iſt es eine unwillkührliche und oft unwiderſtehliche Gewalt, womit uns, bey den Offenbarungen des Ewigen in der Natur oder in unſerm Gemüthe, die religiöſe Stimmung, als Anbetung, oder als Liebe, oder als Vertrauen ergreift. Aber ſoll dieſe Stimmung thätige Religioſität werden: ſo muß der Wille über ſie Gewalt bekommen und feſt halten; ohne das wird nicht mehr als eine flüchtige Bewegung des Gemüthes bewirkt.

Ein weſentliches Erforderniß der Richtung des Willens auf das Sittliche und Religiöſe iſt Lauterkeit, welche ſich darin zeigt, daß allein Achtung für das Gute und Verehrung des Heiligen ſie beſeelt. Sinnliche Antriebe und Bewegungsgründe

mögen wohl von dem schon guten Willen angewendet werden, um die sinnliche Natur mit Erfolg zu bearbeiten; aber diesen Willen selbst können sie nicht hervor bringen; er hört eben dadurch auf, ein sittlicher zu seyn, daß er das Sinnliche in seine Maxime aufnimmt.

Das Sittliche hat sein eigenthümliches, abgesondertes Wesen, und dieses kann nicht anders als in dieser Eigenthümlichkeit und Absonderung aufgefaßt werden. Das Sinnliche ist für die Gesinnung unsittlich. Rohen Gemüthern mag man, neben dem Elende des Lasters, die Vortheile der Tugend schildern, um sie zur Empfänglichkeit für das Sittliche zu wecken, und das eingeschlafene sittliche Gefühl wieder anzuregen, aber man erwarte nicht, daß man ihnen damit die gute Gesinnung selbst empfehle oder näher bringe.

Das ist eben die Reinheit und der Adel der Tugend, daß ihr Prinzip, in der Gesinnung, von keinem Eigennutze befleckt wurde.

Der religiöse Mensch mag die Ideen, welche sich auf das Ewige beziehen, seinem Gemüthe oft im sinnlichen Gewande vorhalten, damit sie sich mit demselben mehr befreunden, und es inniger durchdringen. Aber da, wo die religiöse Gesinnung zuerst in ihm Wurzel faßte, muß allein die Majestät des Heiligen, unberührt von irdischem Glanze, dasselbe erfüllt haben, damit echte Religiosität in ihm entstände.

Soll die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige eine wahrhaft sittliche und religiöse Gesinnung und Handlungsweise hervorbringen: so muß sie auch gleich Anfangs Kraft und Nachdruck haben. Man muß sich darin des ganzen Interesses der religiösen Tugend, so wie der Schwierigkeiten, die mit der Ausübung derselben verbunden sind, bewußt seyn. Alle Kräfte der Seele müssen an derselben Antheil nehmen, und die Verehrung ihrer Würde muß frohe Bereitwilligkeit erzeugen, ihr jedes andre Streben unterzuordnen.

In dieser Hinsicht hält sie die Mitte zwischen dem bloßen Wunsche und dem frommen Enthusiasmus. Im Wunsche kann man nicht zur That kommen. Man findet die Tugend annehmlich, ihre Belohnungen und Freuden reitzend; man vermag nicht ihr seine Achtung zu versagen. Aber das Gefühl von dem allem ist nicht stark genug, um zu den Anstrengungen und Aufopferungen zu bewegen, welche sie fordert. Man möchte gerne tugendhaft seyn, wenn man es, ohne eignes Zuthun, durch eine Gunst des Glückes werden könnte. Aber dabey bleibt es.

Nicht der Wille — bloß Phantasie und Neigung sind im Wunsche beschäftigt. Darum kann er allein, wenn er auch noch so lebhaft würde, keine Bildung des Charakters begründen. Unter allen gemeinen und schlecht denkenden Menschen ist vielleicht nicht Einer, der nicht oft diesen Wunsch

hägte; das ſittliche Gefühl müßte dann ganz in ihm erſtorben ſeyn.

Der moraliſche Enthuſiasmus ergreift in einzelnen Momenten das Gemüth mit großer Gewalt. Man wähnt ſich über alles erhaben, und ſtark zu jeder That, wie zu jeder Verläugnung. Glänzend ſind für dieſen Moment ſeine Erweiſungen. Aber ſo ſchnell er aufbrauſt, ſo ſchnell verfliegt er wieder. Das ungeſtüme Treiben und die unnatürliche Spannung ſind von keiner Dauer.

Auch er iſt ein Product der Sinnlichkeit, die moraliſche und religiöſe Gefühle, wie die Phantaſie ſie miſchte, in ſich aufgenommen hat. Auch in ihm iſt kein entſchloſſenes Wollen. Es gibt Veranlaſſungen genug, die das Gemüth in eine ſolche Begeiſterung verſetzen, aber auch Erfahrungen genug, daß ſie keine bleibenden Folgen zurück laſſen.

Die ſittliche und religiöſe Richtung des Willens iſt allerdings voll Wärme; aber dieſe Wärme iſt eine beſonnene. Sie iſt das Werk weiſer Ueberlegung und ruhiger Würdigung — die Frucht der Einſicht, daß alles andre gegen die Majeſtät der Tugend klein ſey, und mit ihr nicht verglichen werden könne; darum bleibt ſie ſich immer gleich.

Ohne eine gewiſſe Entwickelung des moraliſchen und religiöſen Sinnes, ohne Kenntniß der moraliſchen und religiöſen Angelegenheiten, ohne Tiefe und Innigkeit des Gemüthes und ohne Be-

wußtſeyn der Freyheit iſt es nicht möglich, daß ſich der Wille entſchloſſen und ernſtlich auf das Gute und Heilige richte.

Vom moraliſchen und religiöſen Sinne geht alle Bildung des Charakters aus. So lange dieſer Sinn noch nicht erwacht iſt, iſt auch die Aufgabe einer ſolchen Bildung noch nicht vorhanden. Das ſittliche Gefühl muß uns darüber belehren, daß eine gewiſſe Art zu denken und zu leben die würdige ſey, und uns antreiben; ſie uns zu eigen zu machen. Menſchen, bey denen ſich das ſittliche Gefühl bloß in ſchwachen und dunkeln Regungen zeigt, finden es kaum, daß ſich etwas Beßres und Vernünftigeres denken laſſe als das, was Luſt und Vortheil ſie immer gelehrt haben, und wobey ſie ſich erträglich wohl befinden. Es kann ihnen nie Bedürfniß ſeyn, ihr Gemüth auf etwas Anderes zu richten.

Vergebens ſind alle Anpreiſungen des Guten, wenn ihnen nicht das eigne Gefühl den Stempel der Gültigkeit aufdrückt. Und wie ſoll der Geiſt ſich zum Unſichtbaren erheben, wenn nichts ihn über das Sichtbare, das Sinn und Gedanken feſſelt, hinaustreibt? wie ſoll er ſich dem Ewigen weihen, wo nichts in ſeinem Innern für daſſelbe ſpricht?

Wer noch nicht gelernt hat, in den Wundern der Natur den Unendlichen mit Bewunderung zu erkennen, in der Schönheit den Geiſt der Liebe zu verehren, und in den ernſten Gerichten der Welt

die Wege der Weisheit anzubeten, wer sich noch nie nach etwas Besserm sehnte, als was die Wirklichkeit gewähren kann: der ist auch nicht im Stande, durch Religion sein Gemüth zu bilden.

Je lebhafter der Unterschied des Guten und Bösen empfunden wird; je leichter die Gefühle der Anbetung, der Liebe und des Vertrauens sich unsrer bemächtigen; je stärker die Ideen der Tugend, der Gottheit und des ewigen Daseyns das Gemüth ergreifen: desto mehr ist die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige in uns vorbereitet.

Darf es uns wundern, daß wir diese Richtung selten finden, wenn wir überall so viel geistige Rohheit, so viel moralischen Stumpfsinn und eine so große Verwahrlosung alles dessen antreffen, was den Menschen der Indolenz eines thierischen Lebens entreißen kann? Wenn das sittliche Gefühl noch häufige Pflege findet: so ist doch nichts gewöhnlicher, als daß die religiösen Anlagen entweder in der Kälte des Weltlebens oder in der Dürre leerer Schulformen gänzlich erstickt werden.

Uns allen wohnt das Verlangen bey, das über die Welt hinausgeht; aber es wird uns entweder als eine Thorheit ausgeredet, oder man gibt uns etwas andres, worüber wir es vergessen sollen, und gewöhnlich schnell genug vergessen.

Die Entwickelung des religiösen und moralischen Sinnes muß in Kenntniß der religiösen und moralischen Angelegenheiten bestehen,

wenn sie der Charakterbildung zu einer sichern Grundlage dienen soll. Wir müssen mit dem Wesen und den Forderungen der Tugend, in ihrem ganzen Umfange, mit ihrem Verhältnisse zu unsrer sinnlichen und geistigen Natur, mit den Bedingungen ihrer Reinheit und Würde, und mit ihrem Einflusse auf alle Bestimmungen des Lebens, wenigstens einiger Massen, bekannt seyn; wir müssen wissen, woher sie stamme, und mit welchem Ansehen sie gebiethe: wenn wir uns im Stande sehen wollen, sie, dem Geiste nach, in uns aufzunehmen, und ihr unser Daseyn zu unterwerfen.

Wenn es gleich nicht möglich ist, die Ideen der Religion, ihrer Natur nach, zu begreifen: so ist doch erforderlich, daß uns ihre Beziehung zu unsern Anlagen und Bedürfnissen klar werde, daß wir uns in unsern religiösen Gefühlen, Stimmungen und Erwartungen selbst verstehen, daß wir die Verbindung der Moralität und Religiosität einsehen, daß sich uns in der leztern der heiligende, stärkende und erfreuende Geist des Lebens offenbare, und daß wir im Stande seyen, sie von den Entstellungen der Grübeley und der Schwärmerey zu scheiden, damit sie das Prinzip einer frommen Gesinnung in uns werde.

Bey aller Entwickelung des sittlichen und religiösen Gefühles, und bey aller Kenntniß der moralischen und religiösen Angelegenheiten, wird es doch nie zu der Richtung des Willens auf das Höhere

kommen, wenn das Gemüth oberflächlich ist, zu wenig auf das achtet, was in ihm selbst vorgeht, von allem nur flüchtige Eindrücke empfängt, ohne etwas zu verarbeiten und in ein Eignes zu verwandeln.

Oberflächlichen Gemüthern erscheint alles als etwas Fremdes. Selbst die sittlichen und religiösen Regungen, die sie in sich finden, ziehen sie nicht weiter an, und beschäftigen ihr Nachdenken nicht weiter. Das Wollen kann in ihnen nicht reif werden, weil sie nichts lange genug fest halten, und weil nichts stark genug bey ihnen eindringt.

Vernünftige Selbstbesinnung und Erhöhung des moralischen Bewußtseyns ist das Wesentliche in der Richtung auf das Gute und Heilige. Dazu sind aber nur solche Gemüther disponirt, die Tiefe und Innigkeit haben, in denen das Bewußtseyn ihrer höhern Angelegenheiten lebendig geworden ist, die oft bey sich selbst einkehren, die alles mit Umsicht, mit Erwägung ihres wichtigsten Interesses, mit deutlichem und entwickeltem Selbstgefühle denken und thun, und alles auf ihre Bedürfnisse beziehen.

Endlich setzt die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige auch noch voraus, daß man seiner Freyheit inne geworden sey, daß man wisse, man könne sich für das Sittliche und Religiöse entschließen, und es komme hierbey nur auf ernstliches Wollen an. Die meisten haben hier

von keine Ahndung. Verloren in das Treiben der sinnlichen Welt, einzig damit beschäftigt, Lust zu erwerben und genießen, beherrscht und bestimmt von der jedesmaligen stärkern Begierde, haben sie nie daran gedacht, ein eignes Leben in sich zu gründen, und sich aus eigner Kraft zu etwas Höherm zu erheben. Wenn es ihnen auch nicht an moralischem Gefühle und religiösem Sinne gebricht: so wirken doch beyde in ihnen, wie jedes andre Naturgefühl, ohne daß dabey ein reines Selbstvermögen in Anspruch genommen wird.

Das moralische Gefühl geht erst dann in Bewußtseyn der Freyheit über, wenn wir es in seinem Zusammenhange mit der ganzen Natur des Menschen und besonders in seiner Entgegensetzung gegen die Triebe der Sinnlichkeit, nicht bloß denkend erkennen, sondern selbst finden; wenn es sich in uns so entwickelte, daß es uns einen Widerspruch mit uns selbst offenbart, der nicht anders zu lösen ist, als durch entschlossenes Ausbiethen eigner Kraft.

Die volle Ueberzeugung der Freyheit entsteht nur aus eigner Erfahrung im freyen Richten des Willens auf das Höchste. Aber ohne ein gewisses Gefühl derselben ist es nicht möglich, diese Erfahrung zu machen. Nichts wirkt darauf mehr hin, als Uebung in selbstthätigen Aeußerungen des Geistes, wie im Aufmerken, im Nachdenken, und im Handeln wider das, wozu gerade jetzt der Lustsinn antreibt, so wie nichts mehr von

der Freyheit entfremdet, als das leidende Hingehen an Empfindungen und Triebe.

Freyheit ist der höchste Grad von Selbstthätigkeit, und obgleich nicht jede selbstthätige Aeußerung eine freye ist: so bereitet doch jede auf sie vor. Menschen, in welchen große Kräfte sich regen, oder welche frühe an Anstrengung und Resignation gewöhnt wurden, gelangen leicht zu einem entschiedenen Bewußtseyn der Freyheit.

Sehr begünstigt wird überdem die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige durch eine ernsthafte Stimmung. Ich meyne damit nicht jenen finstern Ernst, der ein Feind alles Frohsinnes ist, und dem das Leben immer in trübem Lichte erscheint — ich meyne jenen weisen, der sich in der Lust des Lebens nicht vergißt, der der Freude gerne das Herz öffnet, aber nie an sie die Besinnung verliert, der alles Beherzigenswehrte wirklich beherzigt, der der Einladung zum Nachdenken gerne folgt, und sich auch solcher Betrachtungen nicht entschlägt, welche unangenehm sind.

Der Ernsthafte vernimmt die Aussprüche des sittlichen Gefühles lauter und unzweydeutig. Er achtet auf die Regungen des Gewissens. Er gibt sich den Ansichten und Eindrücken hin, welche den religiösen Sinn nähren und beschäftigen. Er fühlt tief die Bedürfnisse, welche allein durch Tugend, Glauben und Verehrung befriedigt werden können. Dem Ernsthaften ist es recht klar, wie wenig das

Leben ſey ohne ſittliche Würde und ohne die Hoffnung des Beſſern. Der Ernſthafte beſchäftigt ſich oft mit ſeinen ewigen Angelegenheiten, und befreundet ſie dadurch ſeinem Gemüthe inniger. Der Ernſthafte iſt vorzüglich geſchickt, ſich zum freyen Wollen zu erheben, und ſich der Gedankenloſigkeit und Trägheit zu entreißen, welche die wichtigſten Hinderniſſe dieſes Wollens ſind.

Der Charakter des Sittlichen iſt Ernſt, den die Religion durch Ruhe und Liebe mildert; darum iſt Ernſt im Gemüthe wohlthätig für beyde.

Sie ſehen, wie viel die Erziehung zur Bildung des moraliſch-religiöſen Charakters beytragen könne und müſſe. Alles, was die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige vorausſetzt, muß, ſo weit es durch menſchliche Bemühungen zu erreichen iſt, aus ihrer leitenden und pflegenden Hand kommen. Denn wie iſt zu erwarten, daß man ſelbſt für ſeine Veredlung etwas thue, ehe man den Willen dazu hat?

Sie ſehen aber auch, was die Erziehung leiſten muß, damit ſie zur Tugend und Religioſität führe. Sie muß das ſittliche und religiöſe Gefühl ſchärfen und beleben, indem ſie ihm Gegenſtände vorhält, welche beyde anregen, und ihn zu denjenigen Thätigkeiten der Seele reizt, aus welchen dieſe Gefühle entſtehen. Sie muß ihm behülflich ſeyn, die Kenntniß ſeiner ſittlichen und religiöſen Angelegenheiten aus ſich ſelbſt zu erzeugen: denn hier hat nur das

Leben, was sich im eignen Gemüthe entwickelte. Sie muß das Gemüth bewahren vor der Oberflächlichkeit und dem flüchtigen Geiste der Zeit, der alles in Spiel zu verwandeln strebt. Sie muß ihm Tiefe und Innigkeit geben, indem sie es gewöhnt, jeden Eindruck rein aufzufassen und zu verarbeiten, sich überall selbst zu beachten und zu verstehen, und mehr in sich als außer sich zu leben. Sie muß ihn zur Selbstthätigkeit wecken, in der Anstrengung üben, und ihn dahin bringen, daß ihm der Widerspruch seiner sinnlichen und moralischen Natur fühlbar werde. Sie muß ihn endlich zu jenem Ernste stimmen, der alles mit klarem Blicke durchschaut, nach richtigen Grundsätzen würdigt, und auf wesentliche Bedürfnisse bezieht.

Zur Sittlichkeit und Religiosität kann man den Menschen nicht abrichten; weil hier alles im freyen Wollen gegründet ist. Aber wohl kann man dem Gemüthe Bedürfnisse verschaffen, die dieses freye Wollen unterstützen.

Trefflich ist auch der sittlich religiöse Verein, den das Christenthum beabsichtigte, darauf berechnet, dem Menschen wohlthätige Antriebe zu jener Richtung des Willens auf das Gute und Heilige zu geben. Hier sollte das sittliche Gefühl geweckt — hier der religiöse Sinn genährt werden; Alles sollte hier dem Menschen das Unendliche und Ewige näher bringen; alles sollte ihm seine ewigen Angelegenheiten in ihrer Größe und Richtigkeit den-

ſtellen; alles ſollte ihn an ſeine Beſtimmung erinnern, und zum freudigen Streben einladen; alles ſollte ihn dahin ſtimmen, daß es ihm leicht werde, ſich der Erde zu entreißen, und ſich dem Göttlichen hinzugeben.

Endlich findet die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige auch in mancherley Ereigniſſen und Erfahrungen des Lebens nicht geringe Unterſtützung. Wenn uns plötzliche Glücksveränderungen die Eitelkeit — wenn uns der Anblick oder das eigne Gefühl mannichfaltiger Noth das Elend — wenn uns unerfüllte Wünſche und unbefriedigte Bedürfniſſe die Armuth alles Irdiſchen lebhaft darſtellen; wenn uns erſchütternde Beyſpiele über das Verderben des Laſters belehren, wenn in trauernder Schwermuth die Sehnſucht nach etwas Höherm und Beſſerm ſich des Herzens bemächtigt; wenn Reue über ein Vergehen uns beugt; wenn das Gewiſſen ſeine Stimme lauter und nachdrücklicher erhebt; wenn ein ungewöhnlicher Ernſt uns aus dem gewöhnlichen Leichtſinne weckt; wenn große Wahrheiten unerwartet ins Licht treten; wenn ein kraftvoller Ausſpruch das Gemüth ergreift; wenn der Geiſt der Welt ſich uns in herrlichen Wundern offenbart: dann iſt Einer der geweihten Momente da, in welchen das höhere Leben gerne beginnet; dann wird nur ein geringer Grad von Selbſtthätigkeit erfordert, damit der Wille ſich ernſtlich auf das Gute und Heilige richte.

Vierter Brief.

Wodurch Richtung des Willens auf das Gute und Heilige zu bewahren sey.

Die Richtung auf das Gute und Heilige muß in der Seele herrschend werden; erst dann bildet sie sich zu der edeln Gesinnung aus.

Dazu gehört vor allen andern, daß sie sich behaupte. Dies ist aber keine geringe Aufgabe. Jene Richtung ist an sich dem Willen fremd. Er war schon lange, ehe man sich des Guten und Heiligen bewußt ward, in mancherley Begierden, wie das Gefühl der Lust ihn leitete, auf das Sinnliche gerichtet. Die Richtung auf etwas, woran keine sinnliche Lust reicht, das vielmehr aller sinnlichen Lust entgegen steht, kann nur das Werk einer freyen Anstrengung, eines entschlossenen Selbstzwanges seyn.

Man muß sich dem gegenwärtigen Zustande entreißen, um das Höhere zu fassen. Leicht läßt man

daher dasselbe wieder fahren! Nicht von selbst dringt es sich dem Menschen auf, während tausend andre Dinge sich ihm von selbst aufdringen, die ihm bekannter und geläufiger sind, die mit gröſserer Stärke auf ihn wirken, und, wenn nicht ernstliche Bemühungen dagegen schützen, jenes bald in Vergessenheit bringen. Ihnen darf man sich nur hingeben, und darin einer süßen Lockung folgen. Jenes erfordert Ernst, Besinnung und Thätigkeit.

Unaufhörlich ist der Geist beschäftigt. Ein Gedanke zieht den andern — eine Empfindung die andre hin. Die sinnlichen Vorstellungen setzen sich durch natürliche Verwandtschaft an einander; sie erwecken einander, und verdunkeln alles, was nicht in ihre Reihe gehört.

Die angewöhnte sinnliche Stimmung lenkt die Aufmerksamkeit von allem ab, was nicht sinnlich ist. Tief eingewurzelte Begierden widerstreben dem Zwange der Sittlichkeit und der Religion; sie ziehen das Gemüth fast unwiderstehlich an, und gewinnen seine Kräfte und Bestrebungen. Ueberall sind wir von sinnlichen Gegenständen umgeben; überall fesseln uns sinnliche Reize; überall laden sinnliche Genüsse uns ein — und dabey fehlt es nicht an Situationen und Beschäftigungen, welche diese Gewalt verstärken.

Darf es uns da wohl wundern, wenn so manche schöne Blüthe herrlicher Gesinnung nie aufgeht?

Sie sehen, daß schon die Bewahrung jener Richtung des Willens nicht geringe Schwierigkeiten hat.

laßen Sie mich die vornehmsten Regeln, die sich hierauf beziehen, anführen.

Die erste ist: verliere dich nicht zu weit in die Welt.

Unter der Welt verstehe ich hier alles, was, außer uns, die Sinne reizt, die sinnliche Aufmerksamkeit beschäftigt, und die Phantasie mit angenehmen Bildern erfüllt; leblose Gegenstände und Menschen, Arbeiten, die wir verrichten, Genüsse, denen wir uns hingeben, und Zwecke, die wir uns vorsetzen.

Der Geist, der in der sittlich religiösen Gesinnung lebt, ist ein andrer, als der Geist der Welt. Zwar weiß er sich auch mit der Welt zu befreunden, aus derselben Nahrung zu ziehen, und sie für seine Bildungen zu benutzen. Aber dies gelingt ihm nur dann, wenn er sich über sie erhebt.

In der Welt wird Tugend geübt; im Genießen und Entsagen, im Lieben und Geringschätzen, in der Behandlung der Gütern und Menschen gibt sich das edle Gemüth zu erkennen. In den mannichfaltigen Formen der Welt offenbart sich das Ewige. Soll uns aber die Welt so erscheinen: dann müssen wir sie mit heiligem Sinne betrachten; dann darf sie nicht über uns herrschen, und für ihr eigenthümliches Interesse unser Herz einnehmen.

Dieses letztere ist ein sinnliches, und in so fern der edeln Gesinnung, als ein unheiliges, entgegen.

Wir verlieren uns zu weit in die Welt: wenn wir uns an gewisse Verrichtungen, Unterhaltungen, Gegenstände und Menschen so gewöhnen, daß wir ohne sie nicht glauben leben zu können; wenn sie unsre ganze Aufmerksamkeit fesseln; wenn wir auf sie alles beziehen, und nach ihnen alles berechnen; wenn wir ihnen allein unser Nachdenken und unsre Kräfte widmen; wenn wir um sie immer beschäftigt seyn müssen; wenn wir keinen andern Genuß des Lebens kennen, als den, welchen sie uns gewähren; wenn wir um ihretwillen die größte Sorge tragen, alles thun, und alles aufopfern.

Damit kann keine ernstliche Richtung des Willens auf das Gute und Heilige bestehen. Wenn wir uns so in die Welt verlieren: dann wird der sinnliche Theil unsrer Natur, zum Nachtheil des edlern, zu sehr verstärkt; wir werden uns selbst fremd; unsere höhern Angelegenheiten werden uns unwichtiger; die Erinnerung an sie wird seltener und schwächer; das Gemüth wird vereitelt, und für das Große immer mehr seiner Empfänglichkeit beraubt, dem Kleinen immer mehr geöffnet; seine Gedanken bewegen sich in einem engen Kreise, da doch die Würde der Gesinnung Weite verlangt. Die Gefühle für Gott und die Tugend, woraus die Gesinnung ihre Nahrung zieht, büßen immer mehr von ihrer Wärme ein. Der Sinn für das Ernste im Leben stumpft sich ab; und dieses Leben wird nur in seinen Er-

ſcheinungen, nie in ſeinen Fähigkeiten und in ſeiner Aufgabe gefaßt.

Die beſtändige Richtung des Willens auf das Gute und Heilige fordert, daß man an ſich halte, ſich gleich bleibe, und eine gewiſſe Einheit und Feſtigkeit des Charakters behaupte. Menſchen, die ſich in der Welt verlieren, ſind gewöhnlich einem flüchtigen Wechſel aller Gedanken, Empfindungen und Wünſche unterworfen. Gewohnt, vom Einen zum andern zu eilen, und immer nach etwas Neuem und Intereſſanterm zu haſchen, können ſie nie recht zu ſich ſelbſt kommen und nirgends ausdauern; ſie ſind zu nichts weniger geeignet, als dazu, etwas ernſtlich und ſtandhaft zu wollen.

Die anhaltende Richtung auf das Gute und Heilige fordert ruhige Beſinnung und rüſtige Kraft. Wer ſich in der Welt verliert, den betäuben und verwirren ihre mannichfaltigen Angelegenheiten, Geſchäfte und Auftritte, der wird von ihr verzärtelt und verweichlicht, und zu einem Geſchöpfe gebildet, das ſich ganz von Eindrücken regieren läßt, nirgends widerſtehen, und ſich ſelbſt beſtimmen kann.

Die anhaltende Richtung auf das Gute und Heilige fordert ein freyes Gemüth. Wer ſich in der Welt verliert, der wird immer abhängiger, ſeine Bedürfniſſe vermehren ſich, und ſeine Leidenſchaften bekommen größere Gewalt über ihn.

Eine eigne Aufmerkſamkeit verdienen in dieſer Hinſicht Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten,

Arbeiten und das Verhältniß zu Menschen.

Zerstreuungen sind ein wohlthätiges Mittel der Stärkung und der Erheiterung für den Geist. Er erträgt es nicht, sich unaufhörlich mit Einer oder mit wenigen Ideen zu beschäftigen, und dieselbe anspannende Thätigkeit für Einen oder für wenige Zwecke anhaltend fortzusetzen; vorzüglich, wenn jene Ideen und diese Thätigkeit ernsthafter Art sind, und wenig sinnliches Interesse haben.

Nichts ermüdet schneller, als das Einförmige, welches mit Anstrengung verbunden ist. Nichts erfrischt die müde Kraft aber auch mehr und schneller, als das abwechselnde Spiel mannichfaltiger Gedanken und Empfindungen; besonders, wenn diese selbst angenehm sind, ohne tief einzugreifen, die Sinne, die sie ergötzen, nur flüchtig fesseln, und das Leben in lachenden Gestalten vor uns vorüberführen.

Aber leicht reißt auch die Zerstreuung das Gemüth hin; leicht geht sie, wenn wir sie uns oft gestatten, in Zerstreuungssucht über. Und dann ist es fast immer um die Sittlichkeit und Religiosität des Gemüthes geschehen. Alles wird uns zum Spiele; und was wir nur erträglich finden sollen, muß Spiel seyn. Wir fliehen nichts mehr als den Ernst und das Nachdenken. Das bunte Gemische des Fröhlichen, was uns überall umgibt, läßt uns weder Zeit noch Kraft, auf die Stimme im Innern zu hören, die nun auch immer leiser spricht. Die

Gefühle, welche sich auf Gott und die Tugend beziehen, werden dem Gemüthe immer fremder, das des Eiteln so voll ist.

Der Weltsinn tödtet den Sinn für das Ewige. Wir werden immer mehr in die Welt verwickelt; durch immer neue Erscheinungen, die sie uns vorführt, Einrichtungen, die zu treffen, Hindernisse die zu entfernen, Absichten die zu erreichen sind, stiftet sie immer neue Bündnisse zwischen sich und dem Herzen, das zuletzt alle Kraft verliert, sich loszureißen. Man sucht wieder andre Zerstreuungen auf; entweder um die Leere auszufüllen, welche die frühern übrig ließen, oder um das peinliche Bewußtseyn, daß man verwildere zu unterdrücken.

Noch gefährlicher werden diese Zerstreuungen, wenn sie von der lauten, rauschenden Art sind, die man gewöhnlich Lustbarkeiten nennt. Wie ein Schwindel ergreift hier oft das Laster das Herz, und zieht es in sein Verderben hinab. Hier ist es oft das Werk Eines Augenblickes, unordentliche Leidenschaften anzuregen, denen man nicht widerstehen kann, und alle Stärke edler Gefühle und fester Grundsätze zu vernichten.

Nur mit großer Vorsicht sollte man sich deswegen Zerstreuungen erlauben; um so mehr, je mehr man seine Schwäche kennt, und je leichter man dem sanften und doch so mächtigen Zuge der Freude folgt.

Dem weiblichen Leben sind sie vorzüglich verderblich. Ja so manchem ward schon auf den Sammelplätzen der wechselnden Lust, die Tugend mit der Wurzel ausgerissen, und so manches, dessen Unschuld treflr bewahrt wurde, ward hier unheilbar verletzt.

Zerstreuungen muß man sich sparsam hingeben; nicht wenn üble Laune, die sich auch durch andre Mittel verscheuchen läßt, oder Neigung uns dazu einladen, sondern, wenn es uns wirklich Bedürfniß ist, uns bey ihnen zu erhohlen.

Je mehr wir zu derselben Hang bey uns antreffen; desto mehr müssen wir dieselben einschränken.

Nie dürfen wir es bis dahin treiben, daß das, was uns stärken soll, uns nachher mißmuthig und verdrossen macht.

Nie darf uns die Zerstreuung aus dem stillen und friedlichen Kreise führen, den uns das Schicksal dazu angewiesen hat, daß wir ihn mit unserm Leben ausfüllen sollen. Nie darf sie uns in Verhältnisse treiben, die nicht für uns gehören. Nie darf sie uns berauschen und betäuben; nie mit den Empfindungen streiten, die die Quelle unsers bessern Daseyns sind; nie das Bewußtseyn der Angelegenheiten verdrängen, an denen die Würde und das Heil unsers Lebens hängt.

Arbeitsamkeit ist an sich für die edle Gesinnung des Gemüthes sehr vortheilhaft. Sie wehret manchen Eindrücken, die dasselbe verderben würden. In müßigen Stunden werden sehr oft die Keime

des Bösen von einer üppigen Leidenschaft befruchtet. Zum stillen Fleiße gesellt sich gerne der Gedanke an Gott; im stillen Fleiße wird das Gute am schönsten geübt.

Sind unsre Geschäfte von der Art, daß wir in der Führung derselben nie weit aus uns heraustreten dürfen, daß sie uns nur durch die bessern Neigungen mit der Welt verbinden, und daß durch sie keine starken Leidenschaften geweckt, keine heftigen Gemüthserschütterungen hervorgebracht werden: dann bedarf es in Ansehung ihrer kaum einer Vorsichtsregel.

Desto mehr bedarf es derselben da; wo das, was wir zu verrichten haben, uns in eine unruhige Thätigkeit stürzt, den Geist stark anspannt, und in vieler Hinsicht beschäftigt; wo der Erweiterungstrieb gereizt, die Eitelkeit genährt, die Liebe zu Geld und Ansehen beträchtlich erhöht wird, und wir oft zu andern Menschen in ein feindseliges Verhältniß gesetzt werden.

Hier haben wir sehr darauf zu sehen, daß unsre Arbeiten uns nicht zu weit aus uns selbst hinaus führen; daß sie nicht einzig Geist und Herz gefangen nehmen; daß sie nicht alle höhern Gedanken und Bewegungen des Herzens verdrängen, und uns unsern letzten Zweck in dem finden lassen, was durch sie zu erreichen steht.

Nie sollen wir uns auf mehr einlassen, als wir verrichten können, ohne unsre Kräfte zu erschöpfen,

und unſern Geiſt zu verſäumen. Nie ſollen wir dem ſinnlichen Intereſſe unſerer Arbeiten zu viel Gewalt einräumen. Nie ſoll unſer Eifer bey denſelben ein leidenſchaftlicher werden.

Stets ſollen wir ſie aus einem höhern Geſichtspuncte betrachten, und mit unſern religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten in Verbindung bringen. Nie ſollen ſie uns gegen unſern ſittlichen und religiöſen Zuſtand verblenden.

Auch unſer Verhältniß zu Menſchen kann uns zu ſtark an die Welt feſſeln, und dadurch der Geſinnung ſchaden. Dies wird da der Fall ſeyn: wo ſie uns, als ſinnliche Geſchöpfe, zu ſehr intereſſiren; wo ihre Gunſt und die Vortheile, welche ſie uns verſchaffen können, für uns zu viel Werth haben; und wo wir uns in zu weitläufige Verbindungen mit ihnen einlaſſen.

Leicht ſteckt uns das Irreligiöſe und Unſittliche in ihrer Weiſe zu leben an. Leicht theilt ſich uns die leichtſinnige Stimmung, welche ſie, in Anſehung wichtiger Angelegenheiten, äußern, mit. Leicht wird, über dem Verkehr mit ihnen, dasjenige vergeſſen, was uns am meiſten beſchäftigen ſollte. Leicht wird Furcht oder Gefälligkeit uns bewegen, das zu verläugnen, oder dem entgegen zu handeln, was uns heilig iſt. Leicht werden wir durch ſie mit Thorheiten ausgeſöhnt, oder für Thorheiten gewonnen, die uns an ſich zuwider ſind.

Das alles ist nicht zu besorgen: wenn wir, in unserm Verhältnisse zu Menschen, das sinnliche Interesse dem moralischen und religiösen unterordnen, und durch dieses Interesse unsre Bündnisse mit ihnen schließen; wenn wir sie als moralische Geschöpfe betrachten und schätzen, und uns ihnen in dem Maße hingeben, als sie, mit unsrer Liebe, auch unsre Achtung verdienen. Dann kann die Verbindung mit ihnen ein heilsames Mittel der Beförderung einer sittlich religiösen Gesinnung werden.

Fünfter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Aus der, in meinem letzten Briefe, entwickelten Regel, folgt gewisser Maßen von selbst die andre: **suche oft die Einsamkeit.** Wer häufig in der Welt lebt, kann kaum verhindern, daß die Welt für ihn ein zu starkes Interesse erhalte. Ueberall umgeben ihn ihre Güter, Beschäftigungen, Sitten und Einladungen; und leicht gewinnt das unser Herz, was sich unsern Blicken unaufhörlich darstellt, woran sich unser Auge gewöhnt hat, und was uns durch das allgemeine Beyspiel empfohlen wird.

Wenn wir häufig unter Menschen sind: so nehmen wir nicht allein unwillkührlich von ihnen an, sondern wir betrachten es auch als nothwendig, daß man sich ihnen gleichstelle. Wir müssen uns mit ihnen zerstreuen, mit ihnen leichtsinnig und für sinn-

liche Zwecke ängstlich besorgt seyn, um uns nicht zu sehr von ihnen zu unterscheiden, und um von ihnen geduldet zu werden.

Wer häufig in der Welt lebt, beurtheilt die Dinge selten nach richtigen Grundsätzen, nach ihrem wahren Wehrte, und nach seiner Einsicht von ihrem Einflusse auf sein wahres Wohl — aber fast immer nach den Vorurtheilen der Menge, nach den Grundsätzen, die sich zufällig allgemein geltend gemacht haben, ob ihnen gleich nichts weniger als Gültigkeit zukommt.

Wirklich bekommen hier, durch die Rücksicht, welche der Eine auf den andern zu nehmen hat, und durch das vielfältige Gegeneinanderstreben manche Dinge einen hohen Wehrt, die an sich entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen haben.

Für das alles ist öfteres Einsamseyn ein treffliches Schutz- und Heilmittel.

In der Einsamkeit leben wir uns selbst. Hier verschwinden die Gaukeleien, die in der Welt stets auf uns eindringen, und uns für das Aeußere und Fremde einnehmen.

Hier haben wir Gelegenheit, uns zu sammeln, und uns an unser höchstes Interesse zu erinnern, die Eindrücke, die die Welt auf uns machte, zu prüfen und das Schädliche darin zu vertilgen.

Hier hören wir wieder die Stimme des eigenen Bedürfnisses, die in der Welt so oft, unter den lauten Anpreisungen der Menge, verstummen muß.

Hier verſchwindet der Zauber, den das Vorurtheil geringfügigen Dingen leiht; und ſie treten zurück in ihr wahres Verhältniß zu unſerm Leben.

Die Einſamkeit ſtellt überdem die Eintracht wieder her, die in der Welt ſo oft zerriſſen wird, und die doch ein ſo weſentliches Erforderniß zur Erhaltung einer edlen Geſinnung iſt. Die Einſamkeit rettet uns aus der Betäubung, in welche uns das Geräuſch und Gedränge der Welt ſo oft verſetzt, und bringt eine Stille in unſer Gemüth, die daſſelbe allen großen und ernſten Gedanken öffnet.

In der Einſamkeit werden die Ausſprüche des Gewiſſens wieder vernommen, die man in der Welt ſo oft überhört. Die Einſamkeit gibt dem moraliſchen und religiöſen Gefühle die Nahrung wieder, welche ihm in der Welt ſo oft entzogen wird.

In der Einſamkeit ſammelt das Gemüth neue Kraft zum ernſtlichen Selbſtwollen; während uns das Treiben in der Welt ſo oft der ganzen Gewalt der Begierde Preis gibt. In der Einſamkeit müſſen ſich die Grundſätze bilden, nach welchem wir in der Welt zu urtheilen und zu handeln haben, um uns ſelbſt getreu zu bleiben.

In der Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen Welt fühlen wir uns der überſinnlichen näher, und mächtig zu ihr empor gezogen. Erhaben über das Sichtbare ſtärkt ſich da das Herz, den Streit mit dieſem zu beſtehen.

Alle, die ihren Geiſt unverrückt auf das Gute und Heilige gerichtet hielten, ſind oft einſam geweſen. In der Stille des Zimmers und im Schooße der Natur haben ſie die Stunden verlebt, die die Rettung ihrer beſſern Menſchheit waren, und ihren Geiſt zu dem Ernſte reiften, worin ihre Tugend feſt ſtand.

Aber nicht Hang zum Trübſinn, nicht Welt- und Menſchenhaß, nicht der Reiz eines ſchwelgenden Phantaſiegenuſſes — ſondern freyer Entſchluß, ſittlich religiöſes Bedürfniß muß uns in die Einſamkeit führen, und uns da unſre Beſchäftigung anweiſen, wenn dieſe für unſre Geſinnung wohlthätig werden ſoll.

Die dritte Regel zur Bewahrung der Richtung auf das Gute und Heilige iſt die: laß deine ſinnlichen Gefühle und Neigungen nicht zu ſtark werden: Sinnliche Gefühle und Neigungen ſind es ja, welche ſich nicht bloß in einzelnen Fällen gegen die Herrſchaft der Sittlichkeit und Religioſität im Gemüthe auflehnen, ſondern auch im Ganzen den Sinn für dieſe ſchwächen, und die Stimmungen nicht aufkommen laßen, aus welcher ſie ihr Leben empfangen.

Der ſinnliche Menſch dürſtet immer nach gröbern oder feinern Genüſſen; die edle Geſinnung fordert aber, in ihren Anfängen, mehr zur Anſtrengung auf, als ſie Genuß gibt. Der ſinnliche Menſch verlangt immer nach dem, was die körperlichen Orga-

ne erschüttert; das Göttliche aber, wovon die edle Gesinnung erfüllt ist, ist dem körperlichen Organe fremd, es fordert freye Thätigkeit des Geistes. Der sinnliche Mensch würdigt alles nach den Freuden oder dem Nutzen, welche es ihm verschaffen soll; mit Freuden und Nutzen hat aber das höhere Leben nichts gemein.

Je sinnlicher man wird; je stärker sinnliche Empfindungen uns ergreifen; und je heftiger die sinnliche Begierde in uns entbrennt: desto weniger wird die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige von langer Dauer seyn.

Sinnliche Empfindungen und Begierden sind aber schon von Natur stark. Sie hangen mit dem Lebensgefühle innigst zusammen. Es ist die Stärkung und Erhöhung des Lebens; was uns an ihnen interessirt.

Alles, was uns umgibt, wirkt zunächst auf uns durch Sinnlichkeit. Die Erziehung und das Verhältniß zu Menschen sind gewöhnlich auch mehr dazu geeignet, die Sinnlichkeit zu begünstigen, als ihre Gewalt zu vermindern. Ueberdem fehlt es auch nicht, in Umständen, Verbindungen und Handlungen, an besondern Reizmitteln derselben.

Eine wichtige Angelegenheit bleibt es daher für jeden, dem es mit der Bildung seines Charakters Ernst ist, sorgfältig zu erforschen, was ihm, von Seiten der Sinnlichkeit, am meisten gefährlich wird; um dasselbe, wo er kann, zu vermeiden, und sich,

wo er nicht kann, ſtrenger zu bewachen; um ſich das vorzüglich zu verſagen, wovon die Sinnlichkeit Nahrung erhält, und das zu thun, was die Stärke derſelben vermindern kann.

Sehr oft wird die Sinnlichkeit verſtärkt durch den Umgang mit Menſchen, die uns bald durch ein ſinnliches Intereſſe anziehen, bald uns ihren Hang zu einem ſinnlichen Leben mittheilen, bald abſichtlich ſinnliche Begierden in uns erregen, bald uns in Beſchäftigungen verwickeln, die ihren vorzüglichſten Reiz durch ihr Verhältniß zur Sinnlichkeit erlangen.

Hierauf müſſen wir aufmerkſam ſeyn, die Gefahren, welche uns daher kommen, kennen lernen, dieſen Umgang einſchränken, wo das zu beſorgen iſt, den Einfluß deſſelben auf alle mögliche Weiſe von uns abzuhalten; ihm eine eine edlere Tendenz zu geben ſuchen, und den ſinnlichen Begierden, welche er aufregt, gleich Anfangs widerſtehen.

Sehr oft wird die Sinnlichkeit verſtärkt durch die Befriedigung unſrer ſinnlichen Bedürfniſſe: wenn wir uns dem angenehmen Gefühle, welches mit derſelben verbunden iſt, zu ſehr überlaſſen; wenn wir dieſe Befriedigung als eine wichtige Angelegenheit betreiben, dazu weitläuftige Anſtalten treffen, immer neue und reizende Mittel erkünſteln, und in derſelben eine eigne Unterhaltung ſuchen.

Wer sich die Herrschaft über sich selbst erleichtern will, der hat darauf zu denken, die Zahl seiner Bedürfnisse möglichst herabzusetzen, ihre Befriedigung einfach und kunstlos einzurichten, den wahren Genuß des Lebens, mehr als von ihnen, von der Thätigkeit und von den Eigenschaften des Geistes zu erwarten, und sich auch in der Entbehrung dessen zu üben, was die Natur dringend zu fordern scheint.

Strenge gegen sich selbst wirkt am wohlthätigsten zur Einschränkung der Sinnlichkeit. Wer das, wornach der Sinnlichkeit immer gelüstet, ansehen, und ihm doch entsagen kann, der hat von ihr nicht viel zu fürchten.

Noch häufiger wird die Sinnlichkeit verstärkt durch den Genuß des Vergnügens. Nicht bloß der öftere, sondern auch der ganz hingegebene Genuß desselben führt dahin. Das Vergnügen setzt uns nicht allein in eine sinnliche Stimmung, wodurch uns das angenehme Gefühl, das es verschafft, zum Bedürfnisse wird, und uns jede Art der Anstrengung erschwert; sondern er erweckt auch mancherley unsittliche Begierden, die sich in den Stunden des Rausches die Leitung der Vernunft nicht wollen gefallen lassen, und nachher mit größerer Stärke wieder erwachen. Er macht uns das Alleinseyn zur Last, und läßt es selten oder nie zu einer ernstlichen Besinnung kommen.

Wollen wir dieser unglücklichen Wirkung entgehen: dann darf uns das Vergnügen nie Zweck; es

muß uns immer nur Erhohlung seyn. Wir dürfen uns ihm nur dann überlassen, wenn wir uns durch Thätigkeit gerechte Ansprüche auf dasselbe erworben haben; und auch dann nur mit weiser Mäßigung, mit steter Besonnenheit, mit anhaltender Wachsamkeit über unser Herz, und über die darin aufsteigenden Bewegungen.

Nie darf dieser Genuß bis zum Selbstvergessen steigen. Nie sollen wir durch denselben den heilsamen Ernst zu verdrängen suchen, der sich unsrer oft unwillkührlich bemächtigt. Immer sollen wir uns desjenigen Vergnügens enthalten, das unser Blut in heftige Wallung bringt, und unser Herz am leichtesten hinreißt.

Nicht wenig trägt auch die Fantasie zur Verstärkung der Sinnlichkeit bey, indem sie die Bilder sinnlicher Genüsse unterhält und ausmalt, und dadurch oft die Begierde noch mehr entflammt, als der blendendste Reiz der Wirklichkeit es vermöchte.

Alle die üppigen Spiele, womit die Fantasie leere Stunden auszufüllen, und dem im Weltleben erkalteten Herzen wieder neue Wärme zu geben sucht, sind in dieser Hinsicht gefährlich; da sie doch immer sinnliche Lust bezwecken, und das Gemüth verweichlichen. Sie werden es aber noch mehr, wenn sie den Gedanken der Sünde beleben, und diese mit ihrem reichen Zauber schmücken.

Dem vorzubeugen, ist es nothwendig, daß man immer eine strenge Gewalt an ihr übe, daß man sie

der Zucht eines nüchternen Verſtandes unterwerfe, daß man ſich nöthige, ſeine Aufmerkſamkeit von dem abzulenken, was ſie uns aufdringen will, und ihr ein feſtes Nachdenken und eine abſichtliche Belebung des Pflichtgefühles entgegen ſetze.

Mit derſelben Sorgfalt haben wir unſre Lectüre zu wählen und anzuordnen. Aus ihr kommen nicht ſelten die gefährlichſten Reize der Sinnlichkeit. Sie greift oft das Herz da an, wo wir es am meiſten geſichert glauben. Unter dem Scheine edler Empfindſamkeit bereitet ſie oft die unreinſten Gefühle vor. Oft empfiehlt ſie, mit dem Herzen im Bunde, das Laſter, indem ſie vor demſelben warnen wollte. Sie gibt oft der Fantaſie verderbliche Richtungen, die ſie aus ſich ſelbſt nie würde genommen — ſie führt oft der Sinnlichkeit nährende Stoffe zu, die ſie aus ſich ſelbſt nie würde gefunden haben.

Ich will hier das Heer von Büchern nicht anführen, die dazu geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, um menſchliche Gemüther zu vergiften, den thieriſchen Genuß als das Vorzüglichſte im Leben anzupreiſen, und das Laſter mit allen Reizen der Verführung zu ſchmücken. Wie viele Bücher gibt es nicht, die die herrſchende Tendenz zu einer üppigen Sinnenſchwelgerey unter hohe Kunſt und Genialität verſtecken, die in ſüßer Schwärmerey dem Herzen eine Luſt verſchaffen, welche bald in die gröbſten Begierden ausbricht?

Nicht bloß eine bedächtliche Auswahl deſſen, was wir leſen, auch ein prüfender Geiſt, der nichts ohne unpartheyiſche Unterſuchung annimmt, auch eine anhaltende Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, die in jeder Stimmung und in jedem einzelnen Gefühle bald das Bedenkliche bemerkt, und uns nie bey den Unreinen oder Gefährlichen lange verweilen läßt, gehören dazu, um durch Lectüre nicht verdorben zu werden.

Endlich werden auch einzelne Begierden verſtärkt; indem man ſich oft dem ausſetzt, was ſie reizt; indem man ihnen oft folgt, ſich die Gegenſtände derſelben lebhaft vergegenwärtigt, und immer auf Mittel ihrer Befriedigung denkt. Hier iſt es rathſam, die Gelegenheit zu vermeiden, der Einladung zu widerſtehen, wo man ihr wohl folgen könnte, ohne ſeiner Pflicht zu nahe zu treten, und ſein Intereſſe zwiſchen mehrere Dinge zu vertheilen.

Sechster Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

So wichtig, als Eine der vorhergehenden ist die vierte Regel: überlasse dich nicht dem Leichtsinne.

Der Leichtsinn ist die bleibende Stimmung des Gemüthes, worin man alles leicht nimmt, über alles flüchtig wegeilt, auf nichts ein bedeutendes Gewicht legt, und gewissermaßen allein in den Eindrücken und Empfindungen des Augenblickes lebt.

Der Leichtsinnige ist ein sehr sinnlicher Mensch. Er will immer nur Lust haben; und diese so wohlfeil, mit so weniger Anstrengung und mit so vielfacher Abwechselung, als möglich.

Was ihn beschäftigt, berührt gewöhnlich nur die Oberfläche der Seele. Nichts kann oder darf ihn lange hinhalten — nichts tief bey ihm eingreifen. Wenn er nicht schon vermöge seines Naturells un-

fähig iſt, etwas genau zu bemerken, von mehrern Seiten zu betrachten, und lebhaft zu fühlen: ſo ſucht er ſich abſichtlich dagegen zu verwahren. Wenn ihn wider ſeinen Willen etwas ſtark anzieht: ſo bietet er künſtliche Mittel auf, um ſich daſſelbe aus dem Sinne zu ſchlagen.

Dem Leichtſinnigen fehlt es nicht an Fantaſie; aber ſie erhebt ſich nie kühn; ſie bewegt ihn nie mächtig; ſie ergötzt ihn nur in fröhlichen, und ſchnell vom Einen zum andern übergehenden Spielen.

Ueber vieles freut ſich der Leichtſinnige; aber ſelten wird er warm. Was ihn rühren ſoll, muß ihm von außen her zugeführt werden. Gefühle, die in der Thätigkeit des Geiſtes ihren Urſprung haben, ſind ihm am meiſten fremd.

Nichts meidet er mehr, als was ihn traurig oder ernſthaft machen könnte; weil es ihn aus den ſüßen Träumen, in welchen das Leben an ihm vorüber geht, wecken würde.

Bald hat der Leichtſinnige das Vergangene vergeſſen; kommt es ihm nicht ein, davon etwas in ſeinem Verhalten anzuwenden. Selbſt ſchmerzhafte Erfahrungen, die er von den Folgen ſeiner Thorheit hatte, ſind gewöhnlich an ihm verloren. Wo ſich die Erinnerung an dieſelben ihm aufdringt; da weiß er dieſelbe bald durch mancherley Zerſtreuungen zu unterdrücken. Vergangenheit und Zukunft verſinken ihm in dem Momente, der ſein ganzes Bewußtſeyn ausfüllt.

Selten oder nie kommt es bey ihm zum Nachdenken; nicht bloß weil er die Mühe scheut, sondern auch weil er unangenehme Entdeckungen fürchtet. Grundsätze kennt er nicht. Auf Warnungen achtet er nicht; weil sie ihm unbedeutend scheinen, oder weil er sich den Frohsinn nicht verderben will. Er handelt, wie Temperament, Neigung, Beyspiel oder Verhältnisse es ihm eingeben.

Daß es bey einer solchen Stimmung um die Bildung des tugendhaften und religiösen Charakters schlimm stehe, ist leicht zu erkennen. Kaum kann man von dem leichtsinnigen Richtung des Willens auf das Gute und Heilige erwarten. Er ist der Welt und dem Aeußern ganz hingegeben, und lebt in einem beständigen Rausche, worin die beßre Stimme des Innern ihm unvernehmbar wird. Er hat an dem, was das Glück ihm heut, genug, und weiß sich für das, was es ihm versagt, schadlos zu halten, daß nie die Bedürfnisse in ihm erwachen können, die dem Menschen, zur Veredlung seines Herzens und Lebens, einen wohlthätigen Anstoß geben.

Das sittliche Gefühl regt sich in ihm selten und schwach; an tausend Fesseln gebunden, erfährt er nicht, daß der Mensch frey ist. Am allerwenigsten kommt es bey ihm zu derjenigen Besinnung, von welcher die Erhebung des Willens ausgeht; und zu dieser Erhebung gebricht es ihm an Kraft.

Wenn indeß die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige dem leichtsinnigen noch möglich wäre: so kann sie sich doch nicht bey ihm erhalten; weil sich nichts bey ihm erhält. Derselbe Strudel des Weltlebens, der alles hinabzieht, zieht auch das ernstliche Wollen hinab. Die Veränderlichkeit seines Sinnes läßt ihn bey nichts ausdauern Die immer neuen Eindrücke, denen sein Herz offen steht, löschen alles wieder aus, was sich je in derselben hervorthat.

Seine Abneigung gegen den Ernst verhärtet ihn auch gegen die fortdauernden Anmahnungen des Gewissens. Er wird immer mehr von sich selbst entfremdet, aus sich selbst herausgerissen, und der Gewalt seiner Sinnlichkeit unterworfen. Er ist zu nichts weniger aufgelegt, als zu der wiederhohlten Betrachtung seiner ewigen Angelegenheiten, die diesen ihre Heiligkeit und Kraft im Gemüthe bewahren muß.

Jeden Augenblick werden Bewegungen in ihm angeregt, die nicht allein sein Herz verunreinigen, sondern auch die Macht beßrer Empfindungen schwächen.

Gewiß ist die Zahl derer, die Opfer ihres Leichtsinnes wurden, größer, als die Zahl derer, die ihre Leidenschaften zu Grunde richteten.

Der Leichtsinn führt zwar nicht zu dem Verderben wie die Leidenschaft; aber er hindert das Aufkommen des Guten gewiß eben so sehr, und läßt

in den meiſten Fällen noch weniger Hoffnung der Rettung übrig.

Vor dieſem Leichtſinn muß man daher ſein Gemüth bewahren, ihm muß man daſſelbe entreißen, wo er ſchon Wurzel gefaßt hat. Vorzüglich hat das Geſchlecht, dem die Natur die ſonſt glückliche Diſpoſition gab, alles flüchtiger anzuſehen, dem Erziehung und Wirkungskreis ſo mancherley Verſuchungen zum Leichtſinn darbieten, Urſache, gegen denſelben auf ſeiner Huth zu ſeyn.

Oft iſt der Leichtſinn eine Folge des Naturells: dann muß ihm die Erziehung entgegen arbeiten, und die jugendliche Aufmerkſamkeit nöthigen, bey dem am meiſten auszuhalten, worüber ſie am flüchtigſten wegeilt. Aber wenn das auch nicht geſchehen wäre: kann man ſelbſt viel zur Verbeſſerung dieſes Fehlers thun.

Zuweilen fühlt doch auch der Leichtſinnige etwas tiefer; dieſe Gefühle halte man feſt, und betrachte die Gegenſtände genauer, die ſie hervorbringen. Zuweilen ſteigt doch auch im Leichtſinnigen ein ernſter Gedanke, oder eine ernſte Erinnerung auf; dieſen denke man weiter nach, und entwickle ſich ihren Einfluß auf das Leben. Zuweilen wird es doch auch dem Leichtſinnigen klar, daß das Leben mehr als Spiel ſey; dieſe fruchtbaren Augenblicke laſſe man nicht ungenuzt vorüber gehen.

Es gibt Erſcheinungen, Begebenheiten und Vorſtellungen, die, wenn ſie recht erwogen werden, auch auf das leichtſinnigſte Gemüth tiefe Eindrücke machen. Wollen wir uns zu dieſer Erwägung entſchließen: dann wird bald alles mehr Gewicht für uns erlangen. Wenn wir es auch nicht immer zum lebhaftern Empfinden bringen könnten: ſo ſteht es doch immer bey uns, ernſthafter zu denken.

Oft beſteht der Leichtſinn eben darin, daß wir dieſes zu ſehr ſcheuen. Dann iſt er Fehler des Willens, und es kommt dann auch vorzüglich aufs ernſtliche Wollen an. Durch öftere Ausführung deſſelben, verbunden mit Nachdenken über die erhabene Bedeutung des Lebens, gelangt man auch hierin zur Fertigkeit.

Endlich iſt auch noch eine fünfte Regel zur Erhaltung der moraliſch-religiöſen Geſinnung zu merken: gewöhne dich, alles auf das Sittliche und Religiöſe zu beziehen, und damit in Verbindung zu bringen. Dieſe Regel iſt in ſo fern wohl die wichtigſte, als ohne die Beobachtung derſelben unſre anderweitigen Bemühungen vergebens ſeyn würden. Auch ohne daß wir uns in der Welt verlieren, ohne daß unſre ſinnlichen Gefühle und Begierden zu ſtark werden, oder Leichtſinn ſich unſrer bemächtigt, kann das Sittliche und Religiöſe in unſerm Gemüthe wieder erlöſchen; wenn wir nicht oft daran erinnert werden.

Wir vergessen das leicht, was weit aus dem Kreise unsrer gewöhnlichen Gedanken liegt, oder mit denselben nur in geringer Berührung steht. Nichts dient, auf der andern Seite, mehr, uns eine Sache immer gegenwärtig zu halten, als daß wir sie in möglichst vielen Puncten an das knüpfen, was wir täglich beobachten, fühlen, denken und vernehmen, daß uns alles gleichsam eine lebendige Sprache für sie wird.

Unsre täglichen Lebensangelegenheiten beziehen sich auf den Lustsinn und die Selbstliebe. Diese geben uns den Gesichtspunct an, aus welchem wir sie beurtheilen und würdigen. Von allem möglichst viel Vergnügen und möglichst wenig Schmerz zu haben, von allem möglichst großen Nutzen zu ziehen, und alles möglichst geschickt zur Bestreitung und Entfernung des Unangenehmen anzuwenden: das ist unser natürlichstes Bestreben. Aber dadurch geht die sittliche und religiöse Tendenz dieser Angelegenheiten verloren.

Unser moralisches Bestreben muß es daher seyn: alle eignen und fremden Handlungen als solche anzusehen, die unter das Gesetz der Pflicht gehören, und ihnen darnach ihren Werth zu bestimmen; bey allem, was wir thun einen moralischen Befehl anzuerkennen, nach welchem es geschehen; alle unsre Verhältnisse als solche zu betrachten, in welchen sich das sittliche und religiöse Gemüth auf eine eigne Weise ausdrücken soll; bey allen Erschei-

rungen der Welt nach ihrem sittlichen und religiösen Einflusse zu fragen; in allem, was uns umgibt, den sittlichen und religiösen Geist, der darin lebt, wieder zu finden; und durch alles in eine sittliche und religiöse Stimmung versetzt zu werden.

Auf diese Weise treibt uns die Welt aus ihren irdischen Beziehungen hervor, um sich mit dem, was in uns göttlich ist, zu vereinigen, und das Andenken daran nie untergehen zu lassen.

Siebenter Brief.

Wie die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige verstärkt werde. Betrachtung unsrer ewigen Angelegenheiten. Gebet.

Die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige soll nicht allein erhalten, sondern auch verstärkt werden, damit sie sich dem sinnlichen Prinzip immer nachdrücklicher widersetze, und über jede entgegenstrebende Neigung immer glorreicher siege.

So kräftig und entschieden sie auch genommen seyn mag: sie wird doch Anfangs mancherley Ueberwältigungen erfahren; oft werden auch gute Menschen hingerissen, zu denken und zu thun, was gegen ihren bessern Willen ist. Es erfordert eigne Uebungen, um diesem das Leben zu geben, welches ihm überall einen glücklichen Einfluß sichert. Er muß sich mit dem Leben vereinigen, und in das Interesse desselben eingreifen; er muß sich dem ganzen Ge-

müthe mittheilen, und ſich aller Kräfte desſelben bemächtigen, daß der ganze Menſch von ihm durchdrungen werde.

Unter den Mitteln, welche uns hierzu behülflich ſeyn können, verdient vor allen andern angeführt zu werden die öftere Betrachtung unſrer ewigen Angelegenheiten. Dadurch gewinnen dieſe mehr Klarheit. Sie drücken ſich dem Gemüthe tiefer ein. Sie ſtellen ſich uns lebhafter dar. Ihre Wichtigkeit wird uns einleuchtender, ihre Gröſſe und Heiligkeit fühlbarer. Und alles das trägt dazu bey, die Geſinnung, die ſie umfaßt, zu verſtärken.

Jene Angelegenheiten ſind aber Tugend und Religioſität in Verbindung mit der Vollkommenheit und Seligkeit, zu welchen ſie die menſchliche Natur erheben.

Hier kommt es nun darauf an, daß wir uns der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einer edeln Denkart, und ihres weit verbreiteten Einfluſſes in alle unſre übrigen Angelegenheiten recht bewußt werden.

„Eine würdevolle Geſinnung, die ſich in edeln Thaten zu erkennen gibt, iſt der höchſte Adel meiner Natur, das Beſte, das Genügendſte und Erhabenſte, was ich zu erreichen im Stande bin. Alle Kräfte, Anlagen und Verhältniſſe meines Weſens deuten auf ſie, als auf meine wichtigſte Aufgabe, hin. Indem ich ſie in mich aufnehme, reiße ich mich los von den ſchimpflichen Banden, die meine

Freyheit beschränken, von den sinnlichen Trieben, die mich entehren, — erhebe ich mich über alles Sichtbare und Vergängliche und beurkunde es mir selbst und andern, daß ich einer übersinnlichen Welt angehöre, daß ein höheres Leben in mir strömt.“

„Wohin ich im sinnlichen Leben blicke: überall finde ich Unvollkommenheit — Unbefriedigendes, Armuth, Verwirrung und Elend — überall mein Loos traurig. Nur die Ahndung eines bessern Zustandes kann mich trösten. Dieser bessre Zustand muß aber von mir selbst ausgehen. Die Tugend allein kann mich auf die Höhe stellen, auf welcher mir Licht und herrlicher Friede in diesem Leben aufgeht. Jede Sehnsucht, die mich vom Gegenwärtigen weg treibt, und mich nach dem Künftigen schauen läßt, findet in der würdevollen Gesinnung — und nur hier Befriedigung.“

„Diese Gesinnung veredelt mein ganzes Wesen. Durch sie kommt Klarheit und Ruhe in mein Empfinden, Ordnung und Wahrheit in mein Denken, Weisheit und Mäßigung in mein Streben, Harmonie und Hoheit in mein Thun, Friede und Seligkeit in mein Herz; ich werde durchaus einstimmig mit mir selbst; vollständig und rein entwickelt sich in mir die Menschheit.“

„Die Tugend gibt dem Daseyn überall eine bessre Gestalt. Sie befriedigt seine wahren Bedürfnisse; sie befördert seine wesentlichen Zwecke; sie mildert seine Eindrücke; sie erhöht seine Genüsse; sie erleich-

tert seine Schmerzen; sie verschönert seine Ansicht; sie macht alles erfreulicher; sie verbessert alles Fehlerhafte; sie versöhnt alles Feindselige."

„Ist sie noch dazu von einer religiösen Stimmung beseelt: dann verklärt sich in ihrem Lichte alles Dunkle; dann lösen alle Räthsel sich auf; dann verwandelt sich das Ernste in ein Fröhliches; dann gestaltet sich alles Verworrene; dann wird alles Schlechte Keim und Bedingung des Bessern."

„Es gibt keine Art zu denken, wodurch alles, was im Leben zu besorgen ist, so glücklich besorgt würde, als die moralisch religiöse. Nie führt selbstsüchtige Klugheit so sicher, so schnell, und auf so einfachem Wege zum Ziele, als sie. Nichts erhält die Blüthe des Vergnügens so frisch, nichts schützt so kräftig gegen den Eckel der Uebersättigung und gegen die Nachwehen der Reue, als die Nüchternheit und Mäßigung, welche sie uns einflößt; nichts begünstigt so sehr die heitre Stimmung der Seele, in der man für wahren Genuß allein Empfänglichkeit hat; nichts lehrt und gewöhnt uns so, das Unglück mit Gelassenheit zu tragen, im Leiden Fassung und Muth zu behaupten, und unsre Zufriedenheit von unsrer äußern Lage unabhängig zu halten."

„Ich bin ein unsterbliches Wesen — auf eine große Bahn gestellt, die von Einer Höhe zur andern führt. Ich werde ewig fortdauern, und soll nie aufhören, vollkommner und seliger zu werden. Schon jetzt gehöre ich der höhern Welt an, die mich

einſt unter ihre Bürger aufnimmt. Durch Sittlichkeit und Religioſität allein kann ich meine Würde in derſelben behaupten.“

„Das Geſetz, dem ich meine Geſinnung unterwerfen ſoll, iſt Geſetz des Univerſums; nach ihm wird die Welt regiert und gerichtet. Es iſt das Geſetz eines höchſten, allmächtigen und heiligen Willens. Nach der Treue, die ich dieſem Geſetze bewies, wird einſt mein Schickſal entſchieden. Gottes Nähe umgibt mich allenthalben, er iſt der unbemerkte aber ernſte Zeuge meiner Gedanken, Geſinnungen und Thaten. Er durchſchaut mein Innerſtes. Er bemerkt mit Beyfall mein frommes Streben. Ihm werde ich um ſo ähnlicher, ſeiner Liebe um ſo würdiger, je tugendhafter — mit ihm vereinige ich mich um ſo genauer, je religiöſer ich werde.“

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſind es, denen wir uns nicht überlaſſen können, ohne dadurch in der guten Geſinnung geſtärkt zu werden. Schon als in ſich gehen des Geiſtes, als Uebung im ſittlichen und religiöſen Denken, das vom Wollen nie fern iſt, müſſen ſie wohlthätig wirken; noch mehr aber durch die mannichfaltigen Anſichten und Bewegungsgründe, mittelſt welcher ſie den Widerſtand gegen den ſinnlichen Trieb erleichtern.

Ich verehre nicht allein die Tugend; ich fühle mich auch ſtark und muthvoll für ſie, ihre Wärme durchglüht mein Herz: wenn ich weiß, daß ſie mir alles gewährt, was ich mir Großes, Herrliches und

und Beglückendes wünschen kann. Im lautesten Geräusche der Welt, im heftigsten Tumulte der Leidenschaft, muß mir das heilig bleiben, was mir die erhabensten Ansprüche an die Ewigkeit gibt.

Hiermit nahe verwandt ist ein zweytes Mittel, die moralisch religiöse Gesinnung in uns zu stärken: das Gebeth. Das Gebeth ist moralisch-religiöse Betrachtung, an Gott gerichtet und vor Gott geäußert, wodurch sie unstreitig an Lauterkeit, Kraft und belebendem Einflusse viel gewinnt.

Im Gebethe wird die Betrachtung stille Unterhaltung des Herzens mit Gott, und als solche ernstlicher, gesammelter, besonnener und wärmer. Im Nachdenken ist es oft schwer Zerstreuung zu verhindern. Leichter vereinigen sich unsre Gedanken und Empfindungen, indem wir bethen, in dem Einen Gegenstande, der nicht allein der erhabenste ist, den wir uns denken können, sondern der auch zu uns im genauesten Verhältnisse steht.

Wer bethet, der enthüllt vor Gott sein Innerstes; er läßt seine Erfahrungen, Besorgnisse und Wünsche in seiner Nähe laut werden. Es ist unmöglich, daß er hier nicht dieses alles der strengsten Prüfung unterwerfe, und alles unterdrücke, was mit der Erinnerung an das heiligste Wesen nicht bestehen kann, daß er nicht wenigstens für diese Zeit jede heftigere Begierde und unordentliche Leidenschaft zum Schweigen bringe, daß sich nicht hier seine Seele zum höhern Ernste stimme —; und sollte

das nicht wohlthätige Folgen für die gesammte Denkungsart des Menschen haben?

Wer ernstlich bethet, der muß sein Herz reden lassen; was er immerhin dem Unendlichen vortrage, er muß sich dabey seiner Bedürfnisse und seiner Angelegenheiten in ihrem Zusammenhange bewußt werden; er muß sich als ein, zwar sinnliches, aber doch auch geistiges und vernünftiges Geschöpf erkennen; es kann ihm nicht verborgen bleiben, was ihm als Mensch das Wichtigste und Höchste ist.

Wer ernstlich bethet, der erinnert sich seiner Abhängigkeit von Gott, die sich nicht bloß in seinen Schicksalen, sondern auch in seinen Thaten zeigt, er erinnert sich, daß er von ihm alles empfange, aber auch ihm für alles verantwortlich sey, und daß er sich seines Wohlgefallens nie anders rühmen dürfe, als wenn er sich desselben durch Rechtschaffenheit würdig macht; und sollte das nicht die Richtung des Gemüthes nach Gott hin erleichtern, und sein Streben nach Rechtschaffenheit befeuern?

Indem wir an Gott denken, stellt sich uns die Tugend nicht mehr in todten Begriffen und in Bildern der Fantasie, sie stellt sich uns dar im höchsten Leben — verwirklicht als Heiligkeit in ihm, der Eins in Allem ist. Herrlicher strahlt uns von dorther ihr Glanz entgegen; immer stehe sie vor uns im Lichte der übersinnlichen Welt; kräftiger zieht sie uns empor; inniger durchdringt sie unser Herz; freu-

diger geben wir uns ihr hin — ſie iſt das Weſen deſſen, dem unſere ganze Liebe gebührt.

Das Gebeth iſt eine That der Religioſität; ohne Religioſität iſt es nicht möglich zu bethen. Wenn der Eigennutz um Gaben, die Furcht um Abwendung des Uebels, die Trägheit um Unterſtützung fleht: wer wollte das bethen nennen? Wenn aber Religioſität ſich thätig zeigt, das muß auch zur Verſtärkung derſelben beitragen.

Im Gebethe erweist ſich kräftig das überſinnliche Leben des Menſchen; dieſes Leben muß darum auch tiefer in ihm wurzeln. Es iſt Streben, Gott zu erreichen, und ſich mit ihm ſittlich zu vereinigen; darum muß es dem Ewigen uns näher bringen. Es iſt Ausdruck der Verehrung, des Zutrauens, der Demuth und der Liebe; darum muß es dieſe Empfindungen dem Herzen immer mehr aneignen.

Iſt das Gebeth noch dazu ein moraliſches, ſind es Betrachtungen über unſer ewiges Heil, denen wir uns vor Gott überlaſſen, ſind es Aeußerungen unſrer ſittlichen Bedürfniſſe, Geſtändniſſe unſrer Unvollkommenheit, Vorſätze und Wünſche der größern ſittlichen Kraft, was wir in demſelben äußern: ſo muß ſeine Wirkung noch größer ſeyn. Unſre Bedürfniſſe, unſre Mängel und unſre Vorſätze werden ſich uns lebhafter darſtellen; die angelegentliche Vergegenwärtigung wird ſie uns dringender ans Herz legen, und alles, was der Gedanke an Gott Aufmunterndes und Stärkendes hat, wird ſich mit ihnen verbinden.

Soll aber das Gebeth für uns diese Wirkung haben: dann muß es mehr seyn als mechanische Beschäftigung, gedankenloses Hersagen geläufiger Formeln, mehr als fromme Aufwallung der Sinnlichkeit, mehr als Erguß sinnlicher Wünsche, mehr als dankbare Freude über die vielfachen Beweise der göttlichen Güte, mehr als der Ausdruck eines redlichen Wohlmeinens, wobei man selbst wenig oder nichts thun will. Es muß aus dem Herzen kommen. Tiefes Gefühl für Gott und ein lauterer religiöser Sinn müssen sich darin aussprechen. Sittliches Bedürfniß muß sich auch dann in uns regen, wenn wir uns ihm über sinnliche Angelegenheiten eröffnen.

Wohl mögen wir seine Größe bewundern, und seiner Güte uns freuen; aber vor allem soll der Gedanke an seinen Ernst und an seine sittliche Majestät in unsrer Seele herrschen. Immer soll es gepaart gehen mit eigner Thätigkeit. Selbst das Flehen um Kraft zum Guten soll das eifrigste Aufbieten dieser Kraft seyn.

Hüthen müssen wir uns auch, unsern Gebethen keinen magischen Einfluß auf Gott, in seinen Gesinnungen und Planen etwas umzuändern, zuzuschreiben: denn dadurch würde ein sehr großer Theil seiner Wirksamkeit verloren gehen.

Achter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Lectüre.

Auch das Lesen kann ein wohlthätiges Mittel zur Stärkung der moralisch religiösen Gesinnung werden.

Nicht immer ist unser Geist aufgelegt, das aus sich selbst heraus zu bringen, was zur Vermehrung seines moralischen und religiösen Lebens dient. Der Schriftsteller weckt in uns Gedanken, und führt uns zu Ansichten, auf die wir für uns selbst nicht würden gekommen seyn. Er gibt uns Aufschlüsse, die wir für uns selbst nicht würden erlangt haben.

Sein Werk sollte der treue Spiegel seines Lebens seyn; und immer ist es sehr lehrreich, sein eigenes Leben im fremden zu schauen, seine sittlichen Bedürfnisse, Gefühle und Gedanken mit den Bedürfnissen, Gefühlen und Gedanken andrer zu vergleichen.

Tausendfach gestaltet sich religiöse Sittlichkeit in den Gemüthern der Menschen aus. Mittheilung erhöht nicht allein in jedem die Wärme; sondern führt auch nährende Stoffe zu, und befördert eine vielseitige Entfaltung des sittlich religiösen Charakters.

Wenn ich den moralischen Schriftsteller so lese, wie ich ihn lesen soll: dann nehme ich sein höheres Daseyn in das meinige auf, und vermehre dadurch meine sittliche Stärke. Der Schriftsteller leitet meine Betrachtung; er erleichtert mir den zweckmäßigen Ideengang; er unterbricht die ermüdende Einförmigkeit des eignen Denkens; er fesselt meine Aufmerksamkeit stärker, und verhüthet die Zerstreuung sorgfältiger, als beydes im bloßen Nachdenken geschehen kann. Er zündet oft durch ein einziges Wort ein Licht in der Seele an, welches alle meine sittlichen Angelegenheiten vortheilhaft beleuchtet. Er gibt oft durch eine kräftige Darstellung, durch einen passenden Ausdruck, durch ein schönes oder rührendes Bild einer großen Wahrheit Nachdruck, die sich bisher vergebens an mein Herz wandte.

Soll aber das Lesen diesen Nutzen für uns haben: so müssen wir vorzüglich solche Schriften wählen, die dem moralischen und religiösen Sinne Nahrung geben, die uns über unsre ewigen Angelegenheiten belehren, und für dieselben gewinnen, in denen sich das Wahre, Schöne und Große mit dem Guten vereinigt, die, in der Schilderung vortrefflicher Charactere und in der Darstellung edler Hand-

lungen das Gemüth der Tugend befreunden, ihren Wehrt erheben, und ihre Wirkungen in verschiedenen Situationen zeigen, die uns unsre sittlichen Verhältnisse vergegenwärtigen, und uns auf unsre Pflichten in denselben aufmerksam machen.

Romane, die von einem echt sittlichen und religiösen Geiste erfüllt sind, darf man nicht hiervon ausschließen. Sie zeigen das Höhere im sinnlichen Leben, den Ernst im heitern Gewande, und versetzen in eine idealische Stimmung, die dem, den die Wirklichkeit immer in ihr Gemeines hinabzuziehen sucht, nicht anders als wohlthätig seyn kann.

Doch würde das Lesen selbst der besten Romane schädlich werden, wenn es nicht oft mit der Lectüre solcher Schriften wechselte, die zunächst und unmittelbar auf die Kultur des Sittlichen und Religiösen berechnet sind. Die Bildung eines edeln Charakters bleibt immer eine höchst ernsthafte Angelegenheit, und will mit Ernst behandelt seyn. Sie verlangt öftere Anregungen eines solchen Nachdenkens, das in die Tiefen des Gemüthes geht, und alles in seiner wahren Gestalt zu fassen sucht.

Soll das Lesen uns in der moralisch religiösen Gesinnung stärken: so muß uns eben diese Absicht zu demselben leiten, und uns immer dabey beseelen.

Das Lesen zur Unterhaltung und zur Erhohlung mag allerdings gestattet werden; aber es ist nicht dasjenige, wovon wir uns groſsen mora-

lischen Nutzen versprechen dürfen. Es bleibt hier gewöhnlich bey einem ergötzenden Gedankenspiele — wovon die Sinnlichkeit Nahrung genug bekommt, die höhern Bedürfniße des Herzens aber selten befriedigt werden. Es wird sogar nachtheilig, wenn wir uns daran gewöhnen. Wir verlieren den Zweck des Lesens immer mehr aus den Augen, und das Gemüth versinkt immer mehr in den leidenden Zustand, der zu den Anstrengungen, welche die Tugend fordert, zuletzt ganz unfähig macht.

Eben so wenig ist damit gewonnen, wenn wir bloß lesen, um sagen zu können, daß wir gelesen haben. Alles bleibt da Wort — nichts reift zur That. Ueberall herrschen Form und Buchstabe — nirgends dringen Geist und Sache ins Leben.

Den Verstand zu erleuchten, das Herz zu erwärmen, edle Vorsätze zu beleben, das sittliche Gefühl zu verfeinern und zu stärken, sich im Glauben, in der Verehrung und in der Liebe des Ewigen zu befestigen, sich die Erhebung des Geistes über das Irdische zu erleichtern: das sey der Zweck unsrer Lectüre, und dieser Zweck lehre uns ausfinden, was uns vorzüglich heilsam seyn kann, um dabei länger zu verweilen, und es uns tiefer einzuprägen.

Wir müssen lesen mit Nachdenken und mit prüfender Aufmerksamkeit. Unser Lesen sey eigne freye Geistesthätigkeit von aussen her geweckt und unterhalten. Der fremde Gedanke bringe den eignen — das fremde Gefühl das eigne hervor.

Was andre Menschen gedacht und empfunden haben, paßt, selbst wenn es an sich betrachtet vortrefflich wäre, nie so ganz auf uns, daß wir es ohne Bedenken und ohne nähere Einschränkung in das System unsrer Gedanken und Empfindungen aufnehmen könnten; es muß erst angewendet und nach unsern Bedürfnissen modificirt werden. Stäts sollte man daher beim Lesen in sich selbst hineinschauen, um nicht bloß das Wahre vom Falschen, sondern auch das zu unsrer Veredlung Dienliche von dem zu unterscheiden, was dazu nichts beitragen kann, oder derselben gar hinderlich ist.

Wer viel liest, der kann unmöglich was er liest recht verarbeiten. Der Gelehrte muß freilich viel lesen; weil er vieles kennen muß von Amtswegen, und vieles nur flüchtig aufzufassen braucht. Wer aber liest um seinen Geist zu bilden, der beschränke sich auf Weniges, wähle unter dem Guten das Beste, und suche sich das, was er gelesen hat, ganz zu eigen zu machen.

Noch mehr ist das dem zu rathen, der vom Lesen moralisch religiöse Erbauung erwartet. Liest er viel: so muß er schnell lesen, daher entweder mechanisch und gedankenlos, oder bloß mit flüchtiger Fantasiebeschäftigung. Selbst die moralischen und religiösen Gefühle, die auf diese Weise in seiner Seele geweckt werden, verschwinden schnell wieder. Sollen diese von Dauer seyn: dann ist es nöthig, daß wir eine Zeit lang bey ihnen verweilen, uns

ihr Wesen und ihren Gehalt entwickeln, den Selbstbetrachtungen Raum geben, wozu sie uns veranlassen, und uns von ihnen zu den ihnen angemessenen Stimmungen und Vorsätzen leiten lassen.

Ein guter Schriftsteller weiß oft in wenig Worten eine Welt voll Gedanken zusammen zu drängen, und gerade solche Stellen, worin dieses geschieht, sind zur moralisch religiösen Erbauung die nützlichsten. Wir können nicht oft genug zu ihnen zurückkehren. Bey jedem neuen Lesen kommen wir auf neue Ansichten, überraschen uns neue Gefühle, und gewinnen wir neue Nahrung für Geist und Herz.

Wer gute Bücher schnell und oberflächlich liest, lernt von ihnen nur das Aeußere kennen, was oft wenig Vorzügliches hat. Der köstliche Kern liegt hier in viele Schalen und Hülsen eingewickelt, und man erlangt ihn nur mit Mühe; der lebendige Geist wird vom verwandten Geiste nur aus der Tiefe hervor gehohlt.

Wenn man auch bey dem wiederhohlten Lesen eines solchen Buches keine neue Belehrung für den Verstand gewönne — und das ist doch fast immer der Fall —: so wird die wiederhohlte Betrachtung einer großen, wenn auch bekannten Wahrheit, mit Würde und Kraft dargestellt, das Herz immer von neuem ergreifen, und vielleicht um so stärker ergreifen, je öfter sie wiederhohlt wird.

Von einer Wahrheit ergriffen werden, das bedeutet weit mehr, als von derselben einen starken,

aber flüchtigen Eindruck empfangen, wobey gewöhnlich die Fantasie am meisten thut. Ergriffen wird nur der ganze Mensch in den Augenblicken der höchsten Besonnenheit, im vollen Bewußtseyn aller Kräfte, Beziehungen, Bedürfnisse und Bestrebungen seines Lebens.

Wenige Bücher, oft gelesen, bereichern den Geist mit mehr Schätzen der Weisheit und Religiosität, als ganze Bibliotheken, die man durchläuft. Jene reitzen ihn, aus sich selbst hervorzubringen, und was die Natur in ihn gelegt hat, vielfach und herrlich auszugestalten; während diese ihm nur das schauen lassen, was ihm ewig fremd bleiben muß.

Nichts verstärkt die Eindrücke guter Bücher mehr, als genaue Bekanntschaft und Befreundung mit ihrem Geiste, wodurch das Buch uns gleichsam ein unentbehrlicher Gesellschafter, der Vertraute unsers Herzens wird. Diese ist aber nur durch oft wiederhohltes Lesen zu erwerben.

Es gibt freylich Bücher, die man sehr schnell lesen kann. Aber diese sollte derjenige gar nicht lesen, dem es bey seiner Lectüre um sittliche und religiöse Bildung zu thun ist. Die Zahl der in jeder Hinsicht vortrefflichen Bücher ist auch so groß nicht, daß uns diese zum Viel- und Schnelllesen verleiten könnte. Wenig Vortreffliches ist aber besser, als viel Mittelmäßiges.

Neunter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Kirchliche Andacht.

Ein viertes Mittel, die moralisch religiöse Gesinnung zu stärken, sind die kirchlichen Andachten, deren Zweck ist, die Gemüther in gemeinschaftlicher Betrachtung und Verehrung des Ewigen zu erheben, sich seinen Glauben an die übersinnliche Welt und seine Stimmung für dieselbe gegenseitig mitzutheilen, sich gemeinschaftlich die höchsten Angelegenheiten des Menschen in ernsten Lehren und treffenden Symbolen zu vergegenwärtigen, und sich gemeinschaftlich zum unermüdeten Streben in der Veredlung des Lebens zu ermuntern.

So unvollkommen, so wenig entsprechend dem Geiste der Religion und der Absicht, die sie befördern sollen, so wenig berechnet auf den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Menschen die vorhan-

denen kirchlichen Anſtalten auch immerhin ſeyn mögen: ſo läßt ſich ihnen doch ein groſſer Einfluß auf die Erhöhung des ſittlichen und religiöſen Lebens nicht abſprechen; beſonders wenn wir uns ihrer mit dem ernſtlichen Willen, von ihnen Nutzen zu ziehen, bedienen.

Es iſt nicht die Stimme der prüfenden Weisheit, es iſt nicht Ueberzeugung von ihrer Untauglichkeit, es iſt nicht die Einſicht ihrer gegenwärtigen mangelhaften oder zweckwidrigen Geſtalt — es iſt vielmehr die Stimme des Weltſinnes, es iſt die Gewalt der herrſchenden Sinnlichkeit, die nicht aus ihrem Schlummer geweckt, nicht an das Höhere erinnert ſeyn will, was dieſe Anſtalten jetzt für überflüſſig erklärt.

Freylich man kann auch im Stillen Gott verehren — auch in der einſamen Betrachtung ſich zum Ewigen erheben, und ſich durchdringen laſſen von den Schauern einer andern Welt. Aber der Menſch iſt ein ſinnliches Geſchöpf. Es wird ihm ſchwer, aus den täglichen Zerſtreuungen heraus zu treten, ſich den gewohnten Gedanken zu entreißen, und ſeinen Geiſt auf etwas zu richten, wovon nichts in die Sinne fällt, das nur mit angeſtrengtem Aufbiethen des höhern Vermögens feſt gehalten werden kann. Schon der Entſchluß ſich zu ſammeln koſtet ihm viel.

Leichter wird ihm das alles, wenn er in eine Verſammlung tritt, wo der Gedanke an Gott und Ewigkeit die herrſchenden ſind, wo alles auf dieſe

Gedanken führt, wo der sinnliche Reiz des Lebens verschwindet, wo die Angelegenheiten der Welt sich von selbst verdunkeln, wo in der feyerlichen Stille, oder im begeisterten Gesange, oder im ernsten Worte sich die unsichtbare Welt gleichsam auf die Versammelten herab läßt. Hier ist die Erhebung des Gemüthes nicht mehr Nebenwerk, das der trägen Willkühr anheim gestellt bleibt; sie wird eigne und einzige Angelegenheit, zu welcher alles auffordert und einladet, was uns hier umgibt.

Das ist wohl zu begreifen, daß tausend Menschen im Gewühl des geschäftigen und vergnügungssüchtigen Lebens, selten eine Ahndung des Höheren empfinden — und nie absichtlich an Gott, Tugend und Unsterblichkeit denken. Aber der müßte ein ganz verwilderter, an Geist und Herz abgestumpfter, und aller edlern Kräfte beraubter Mensch seyn, den eine allgemeine andachtsvolle Stimmung nicht mit ergriffe, den die allgemeine Feyer nicht mit erhöbe, in dem, während alles auf das Ewige hindeutet, doch nie ein Gefühl für dasselbe aufgeregt würde.

Traurig wird man leicht unter Traurigen, fröhlich unter Fröhlichen — gewiß wird sich uns auch davon etwas mittheilen, wenn wir viele in religiöse Betrachtungen und Gefühle versunken sehen, besonders, wenn das Leben derselben schon in uns erwacht ist.

Sollte aber wohl die angelegentlichere Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott für uns ohne

Nutzen bleiben; ſollte ſie nicht das Gute den Heiligen mehr mit uns befreunden, und mit unſerm Leben inniger verbinden?

Die kirchlichen Andachten ſind nicht bloß der Verehrung Gottes, ſondern auch dem ermunterungsvollen Nachdenken über unſre ewigen Angelegenheiten geweiht. Und dieſes Nachdenken iſt wieder ein gemeinſchaftliches. Es ſind nicht die Angelegenheiten des Einzelnen, es ſind die Angelegenheiten aller, welche uns hier beſchäftigen — es iſt das, was allen heilig iſt, was alle als ihr herrlichſtes Kleinod betrachten, was alle für das Unterpfand ihrer ewigen Würde halten — und worin alle nach Vollkommenheit trachten. Sollten uns da jene Angelegenheiten nicht wichtiger werden? Sollten wir, als Glieder einer Gemeine, die ſich im Streben nach Heiligkeit der Geſinnung verbunden hat, nicht neue Aufmunterung fühlen, in dieſem Streben unermüdet zu ſeyn?

Dieſes Nachdenken wird von Einem geleitet, der ſich darauf vorbereitet, der die ewigen Angelegenheiten der Menſchen zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeiner Forſchungen gemacht, der dieſen Forſchungen ſein Leben gewidmet hat. Und dieſer Eine ſpricht nicht in ſeinem Nahmen — er ſpricht im Nahmen der Menſchheit, die ſich durch ihn an ihre Individuen wendet — er ſpricht insbeſondre im Nahmen der Gemeine, die ihn beauftragte, der Dollmetſcher ihrer religiöſen Gedanken und Gefühle

zu ſeyn, den religiöſen Verkehr der Einzelnen zu vermitteln, in ſittlichen und religiöſen Betrachtungen ihre Herzen zu vereinigen, und dasjenige vorzubringen, was überall ſittliches und religiöſes Leben nähren und ſtärken kann.

Er ſpricht nicht zu Einzelnen, ſondern zu allen, deren Bedürfniſſe er kennt, und an deren Intereſſe er ſich wendet. Er ſpricht zu ihnen, wie zu Menſchen, die im frommen Bunde ringen mit der Welt zum ewigen Leben.

Er entwickelt jene Angelegenheiten, ſo weit ſie entwickelt werden können, und erhebt das, was ſonſt dunkles Gefühl war, zum klaren Anſchauen. Er verſtärkt ſo das ſittliche und religiöſe Bewußtſeyn. Er führt jene Angelegenheiten ins Leben ein, er wendet ſie an auf die Verhältniſſe und Stimmungen derer, die ihn hören. Er ſpricht zu ihrem Herzen, daß das, was der religiöſe Sinn auffaßte, ſich dem Gemüthe einpräge, und das Gemüth bilde — was der Verſtand als Pflicht erkannte, auch geübt werde mit der That und geliebt in der Geſinnung.

Die kirchliche Andacht enthält auch gewiſſe Ceremonien, die dazu beſtimmt ſind, nicht allein den Glauben und die Geſinnungen der Religiöſen auszudrücken, und andern darzuſtellen, ſondern auch die Ideen des Unſichtbaren zu verſinnlichen, die Fantaſie für ſie anzuregen, ſie dem Verſtande und Herzen näher zu bringen, das Band der Vereini-

gung zu verstärken, das Andenken religiöser Menschen zu erhalten, ihre Gesinnungen und ihren Wandel zu empfehlen, und zu einer treuen Nacheiferung zu ermuntern. Ich darf sie nur an das Abendmahl der Christen erinnern.

Sind solche Gebräuche nur einigermaßen zweckmäßig: dann werden sie nicht verfehlen, das Andachtsgefühl zu beleben, den Geist mit großen Gedanken zu nähren, und das Herz für die Tugend zu erwärmen.

Die kirchliche Andacht erinnert uns auf das stärkste an unsre genaue Verbrüderung mit der Menschheit, und ist deswegen auch ein wohlthätiges Mittel gegen den Egoismus, den ärgsten Feind echter Religiosität und Sittlichkeit.

Im Weltleben wird dieser Egoismus überall befördert — die Menschheit uns fremd. Der Eine wird hier durch den andern in der Erreichung seiner Absichten gehindert; der Eine muß gegen den andern auf seiner Huth seyn; der Eine wird von dem andern vielfach erbittert und aufgebracht; der Eine von dem andern verdunkelt und gedemüthigt; der Eine erhebt sich in anmaßendem Stolze über den andern. Auch fehlt es hier nicht an traurigen Erfahrungen, die die Achtung gegen die Menschheit und den Glauben an sie vermindern, und an Mißverständnissen, die uns entzweyen.

Freylich gibt es, auf der andern Seite, auch wieder manches, was uns zu den Menschen hin-

zieht, und bald Theilnahme, bald Dankbarkeit, bald Achtung für sie erwecket. Aber das Alles ist nur ein geringes Gegengewicht.

Soll uns die Menschheit wehrt bleiben, sollen wir uns, in Tugend und Religiosität, freudig mit ihr vereinigen: dann muß es uns fühlbar werden, daß uns feste und heilige Bande an sie knüpfen. Und das wird uns nirgends fühlbarer, als in einer religiösen Versammlung; wo alle in dem zusammentreffen, was ihnen das Wichtigste ist; wo sich alle vor einem Geiste der Welt demüthigen; wo sich alle als moralische Wesen gleicher Rechte und gleicher Pflichten, gleicher Zwecke und gleicher Bedürfnisse bewußt sind; wo uns alle als Wesen, die nach Einem streben sollen, die in Einem ihr Heil finden — wo uns alle als Geweihte der Ewigkeit erscheinen, und wo die Verschiedenheiten des irdischen Lebens in den Schatten des letztern verschwinden.

Nachdrücklich wirkt die kirchliche Andacht auf die Liebe hin, die der Geist und das Erhabenste der Tugend ist.

Zehnter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Umgang mit der Natur und mit Menschen.

Die Natur war immer die Freundinn weiser und guter Menschen. Ihr verdankten sie ihre kostbarsten Freuden, in ihrem Schooße verlebten sie ihre glücklichsten Stunden. An ihrer Brust fanden sie Trost in den Widerwärtigkeiten, Ruhe in den Stürmen des Lebens. Sie gab ihnen, was ihnen die Welt versagte, Zuflucht, Schutz und reinen Selbstgenuß. Hier sammelte ihr Geist Muth und Kräfte zu neuer Thätigkeit. Hier ward in ihnen der heilige Sinn gebildet, der sich bey allen Reitzen und Versuchungen unbefleckt erhielt — hier das wohlwollende Herz, das alles mit Liebe umfaßte, und nie müde wurde, mit Liebe zu wirken.

Von dem Umgange mit der Natur dürfen wir auch Stärkung für die moralisch religiöse

Gesinnung erwarten. Mit sanfter Hand entzieht uns die Natur den verderblichen Eindrücken der Welt, um uns bessern hinzugeben. Wo vergessen wir so leicht und so gerne was uns hier blendete und betrog, was hier heftige Leidenschaften erregte, und uns in traurige Kämpfe mit uns selbst verwikkelte, als wo alles uns zur Ruhe und zu einer klaren Ansicht der Dinge stimmt? Wo entschwindet leichter der Betrug des Lebens, als da, wo uns überall die ungeschmückte Wahrheit umgibt? Wo reißen wir uns leichter los von dem, was den Geist betäubt und verwirrt, als da, wo die Stille so heiter ist, wo jeder freye Blick um uns her auf so viele Schönheiten, auf so viele anziehende Gegenstände einer besonnenen Aufmerksamkeit fällt? Wo fühlen wir uns so aufgelegt zur Selbstbetrachtung, zur Erwägung der höhern Bedürfnisse unsers Daseyns, als da, wo alles Aeussere uns auch in uns selbst hinein führt?

Alle Empfindungen, welche hier im Herzen erwachen, sind einfach und doch süß, wohlgeordnet, und doch entzückend, Befriedigung ohne groben Genuß, frohes Sinnengefühl ohne erhitzte Aufwallung; alles versetzt uns in diejenige Verfassung, in welcher die Tugend am besten gedeiht, und mit welcher sie sich am glücklichsten vereinigt.

Im Umgange mit der Natur lernt der Mensch noch etwas anders lieben, als was den Eigennutz befriedigt — an andern Gütern Geschmack finden,

als um welche ſich der groſſe Haufe in der Welt herum treibt, und um welcher Willen er das Köſtlichſte an ſich verderben läſſt

Viel wäre ſchon gewonnen, wenn uns der Umgang mit der Natur nur dem entrückte, was immer auf uns eindringt, wenn er uns nur begreiflich machte, daß man noch anders denken und anders ſich freuen könne, als man gewöhnlich denkt und ſich freut.

Aber er wirkt noch weit mehr. Die Natur zeigt uns überall Spuren von Harmonie und Ordnung, die wir nicht aufmerkſam betrachten können, ohne die Aufgabe unſers Lebens beſſer verſtehen zu lernen, ohne unſern Sinn für Harmonie und Ordnung zu verſtärken. Ihre Eintracht, Mäſſigung und Sparſamkeit, ihre Thätigkeit und Genügſamkeiit empfehlen ſich uns zu Muſtern des Lebens.

Die Natur iſt Ausdruck, moraliſcher Ideen und voll Beziehungen auf die Tugend, uns dieſe abzubilden und zu empfehlen. Wir lernen, indem wir ſie mit ſittlichem Gefühle betrachten, jene überall als das Herrlichſte und Mächtigſte — ihr Geſetz als das Höchſte im Weltall erkennen und verehren.

Die Schönheit der Natur iſt der Schönheit der Seele verwandt. Wenn unſer Auge an ihren Geſtalten Gefallen findet: dann werden edle Züge des Charakters dem Herzen nicht gleichgültig bleiben. Wer oft unter den erhabenen Erſcheinungen und Schauſpielen der Na-

tur wandelt, und sein Gemüth den Eindrücken derselben hingibt, der gewöhnt sich unvermeidlich an eine erhabene Art zu denken; das Groſse wird seinem Geiſte Bedürfniß und Lust. Er kann unmöglich an dem Kleinen, dem sich gemeine Seelen ergeben, Wohlgefallen finden. Er kann nichts Niedriges und Verächtliches bey sich dulden.

Das Gefühl des Erhabenen gränzt an das Gefühl der Selbstachtung, und dieſes ist die vorzüglichſte Stärke des Tugendhaften. Wer am Erhabenen seinen Geist nährte, dem kann es bey weitem nicht so schwer fallen als andern, sich selbst zu besiegen.

Ganz besonders ist die Betrachtung der Natur dem Religiösen in der Gesinnung förderlich. An ihr entwickelt sich der religiöse Sinn; aus ihr kommt dem Gemüthe die erste Ahndung von etwas, das, über die Welt erhaben, dieſe in hoher Ordnung beherrscht. Man kann darum auch nicht zu ihr zurückkehren, ohne im Glauben, in der Liebe, und in der Verehrung gestärkt zu werden.

Zwar gelangt das Religiöse erst durch das Sittliche, durch die Regungen des Gewiſſens und durch das Bewuſtseyn unsrer höchsten Aufgabe, zur vollständigen Entfaltung seines Wesens. Aber immer thut es dem Herzen wohl, was die innere Stimme ihm verheißt, in der äuſserlichen Welt bestätigt zu finden. Immer bedarf der sinnliche Mensch der Mahnung an das Höhere, um an

dieſem treu zu hangen, und es nie zu vergeſſen. Immer ſpricht der Geiſt lebendiger zu ihm aus dem ſinnlichen Zeichen.

Wenn ihn das Geſetz in ſeiner Bruſt den höchſten moraliſchen Willen in Demuth anbethen lehrt: ſo zeigt ihm die Natur Gott in der Blume und im Sonnenglanze, im heitern Lichte und in den Schauern der Abenddämmerung, im klaren Spiegel der Waſſerfläche und in der donnernden Katarakte.

Hier lernt er lebhafter für Gott fühlen, und ſich freudig dem Unendlichen ergeben, der ihm überall in Schönheit und Majeſtät, in Milde und Gröſſe nahe iſt.

Iſt aber der Umgang mit der Natur ſchon ſtärkend für die edle Geſinnung: ſo wird es der Umgang mit guten und wahrhaft religiöſen Menſchen noch weit mehr ſeyn; beſonders wenn er ſich der vertrautern Freundſchaft nähert.

Hier werden wir überzeugt, daß eine überall behauptete würdevolle Denkart und ein tugendhaftes Verhalten auch da nicht unmöglich ſey, wo der heftigſte Reiz der Sinnlichkeit und die gröſte Macht der Angewöhnung widerſtreben; woran wir, nach manchem vergeblichen Kampfe mit uns ſelbſt, nach ſo manchem neuen Fehltritte, ohngeachtet der heiligſten Vorſätze, oft zweifeln möchten.

Auch der Beſte iſt nicht von allen Fehlern frey; keiner bringt es auf Erden zur vollendeten Reinheit des Wollens und des Geſinntſeyns. Aber wahrhaft

gute und religiöse Menschen haben immer an sich selbst ernstlich gearbeitet — und das ist nie umsonst gewesen. Sie arbeiten noch immer an sich selbst — und wir sehen die glücklichen Erfolge. Sie haben sich über manche Schwäche erhoben, die uns ein unvertilgbares Erbtheil der menschlichen Natur zu seyn scheint. Sie haben mächtige Leidenschaften bezwungen, und darin eben die Größe ihres Charakters bewährt. Vergebliche Versuche haben sie nicht abgeschreckt, und endlich ist es ihnen gelungen.

Sollte diese Bemerkung, die wir im Umgange mit ihnen täglich machen, nicht auch in uns Glauben an uns selbst und Glauben an die Menschheit wecken? Und wird der Glaube, daß wir mit einem festen Willen alles vermögen, nicht diesem Willen hohe Kraft verleihen, und uns zu einem hohen Enthusiasmus befeuern?

In der Nähe von guten Menschen, die uns theuer sind, und deren Achtung wir gerne bewahren möchten, vergessen wir uns nicht leicht. Wir zügeln da Leidenschaften, denen wir sonst alle Gewalt lassen. Wir hüthen uns vor Uebereilungen, die wir sonst täglich begehen, und werden dadurch geübt in der Wachsamkeit über uns selbst und in der Selbstbeherrschung. Unser Geist nimmt in ihrer Nähe eine ernsthaftere Richtung; ihm werden Gedanken und Gefühle, die für die Bildung des Charakters von großer Wichtigkeit sind, näher gebracht.

Wir erblicken die Tugend hier in der thätigen Darstellung — und so wirkt sie ganz anders als im todten Worte, in der allgemeinen Forderung, und selbst in der stärksten Regung des Gewissens; in ihren einzelnen Zügen, in ihren speciellsten Aeusserungen entfaltet sie sich — ein freyes und schönes Leben — vor unsern Augen.

Wir erblicken sie hier in ihrem hohen Wehrte und in ihrem segensvollen Einflusse auf das ganze Daseyn. Die begeisterte Schilderung von ihr mag uns für den Augenblick hinreißen, und zu den warmen Entschließungen entflammen; aber für die Dauer hat sie bey weitem die Wirkung der einfachsten, anspruchslosesten Erscheinung nicht. Man muß sie handeln sehen, man muß in ihr die stillen Züge des Herzens belauschen, um ganz zu fühlen, was sie ist. Wo sie großmüthig vergibt, edelmüthig aufopfert, standhaft duldet, hochherzig glaubet und hofft, wo ihr göttlicher Friede das Gemüth erfüllt: da wird ihre Würde am meisten erkannt; da zieht sie mit sanfter Gewalt das Herz an; da macht sie Eindrücke, welche so bald nicht wieder verlöschen.

In der Nähe edler und religiöser Menschen umschwebt uns gleichsam ein edler und religiöser Geist, der sich unsrer unwillkührlich bemächtigt.

Wir können nicht umhin von denen anzunehmen, welche wir immer vor Augen haben. Ohne daß wir es merken, theilen sich uns ihre Stimmung, ihre Art zu denken und ihre Maximen mit. Bloß weil

wir ſie immer ſehen, und die Vorſtellung derſelben uns geläufig wird, nehmen wir ihre Sitten an.

Wir hören ſie über ihre Grundſätze ſprechen, dieſe Grundſätze entwickeln und vertheidigen — und machen ſie zu den unſrigen.

Wir wünſchen von ihnen geſchätzt zu werden, uns ihres Vertrauens und ihrer Liebe immer mehr werth zu machen, und uns feſter mit ihnen zu vereinigen. Dies gelingt uns aber nur dann, wenn wir uns nach ihnen bilden, und ihren Geiſt in uns aufnehmen.

Es kann nicht fehlen: in der Nähe der Guten füllt ſich unſre Seele mit ſchönen und edeln Gedanken, die bald zur That reifen.

Die Freundſchaft guter Menſchen iſt ſelbſt ſchon Erweiſung einer erhabenen Geſinnung — herrlicher Sieg über den Egoismus. Im vereinten Streben ſchlagen aber auch die Herzen höher empor mit verſtärkter Liebe zur Tugend.

Elfter Brief.

Die Gesinnung im Leben.

Die Gesinnung soll ins Leben übergehen, sich mit der That vereinigen, und sich in steter Uebung des Rechtes und in treuer Vollbringung der Pflichten offenbaren.

Hier hat sie noch mit mancherley Hindernissen zu kämpfen, die bald aus dem Verstande, bald aus der Stimmung des Herzens und bald aus den Umgebungen kommen. Ihre eigne Stärke ist oft nicht hinreichend, ihr überall siegreichen Einfluß zu verschaffen. Sie muß auf andre Kräfte des Geistes wirken; diese müssen für ihr Einwirken Empfänglichkeit haben, und ihr zu Gebothe stehen; wenn sie in Handlungen sichtbar werden soll. In dieser Hinsicht sind daher noch eigne Mittel anzuwenden.

Unter denselben ist Aufklärung des Verstandes das erste.

Wir nennen iemand aufgeklärt, wenn er die Kenntniſſe, die ſich auf uns ſelbſt und auf unſre nächſten Verhältniſſe im Leben beziehen, die uns in den Stand ſetzen, weiſe und dieſen Verhältniſſen angemeſſen zu leben, unſre Zwecke zu erreichen, und uns überall nützlich und angenehm zu machen — wenn wir fähig ſind, unſern Verſtand recht zu gebrauchen, alles aus dem wahren Geſichtspuncte zu betrachten, und richtig zu beurtheilen, alles ſchnell zu durchſchauen und zu überblicken, ſich in allem bald zu orientiren, und jede Einſicht zweckmäßig anzuwenden.

Ohne dieſe Aufklärung des Verſtandes iſt es nicht möglich, ſich mit Anſtand in der Geſellſchaft zu behaupten, und ſich die Achtung der Vernünftigen zu verſichern.

Wo es an derſelben gänzlich fehlt: da wird die gute Geſinnung ſchwerlich entſtehen — man verſteht ſich ſelbſt und ſeine Aufgabe nicht. Noch ſchwerer aber wird es ihr fallen, ſich auszuführen in würdigen Thaten.

Ein aufgeklärter Verſtand nimmt leicht von ſelbſt die Richtung auf das Gute und Heilige hin; er findet überall Erſcheinungen, die nur dann begreiflich werden, wenn er ſie in Beziehung auf ein Höchſtes im Leben und in der Welt betrachtet — überall Bedürfniſſe, für die nur hierin Befriedigung iſt. Das iſt das Zeichen wahrer Aufklärung, daß man das Leben in ſeinem Zuſammenhange faßt — und dieſer

Zuſammenhang wird allein von dem gehalten, was über dem erſcheinenden Leben liegt.

Ein aufgeklärter Verſtand ihret alles mit geſchärftem Auge anſehen, verbreitet volles und reines Licht über alle Angelegenheiten, und deutet überall auf die ſittlichen und religiöſen Lehren hin, nach welchen dieſe Angelegenheiten beurtheilt werden müſſen. Ein aufgeklärter Verſtand regt überall das ſittliche Gefühl an, und führt zu mannichfaltigen moraliſchen Anſichten, welche die Tugend immer mehr mit dem Leben befreunden.

Ein aufgeklärter Verſtand muß uns vor den Irrthümern bewahren, welche den Geiſt der Tugend und der Religion verdüſtern, und ſeinen Einfluß auf das Leben entweder erſchweren oder irre leiten. Ein aufgeklärter Verſtand muß verhüthen, daß unſre Religion nicht Aberglaube — unſre Tugend nicht menſchenfeindliche Strenge werde, daß beyde nicht in Schwärmerey ausarten, daß die Einbildungskraft nicht in das Gebiet der Träume oder myſtiſcher Speculationen ziehe, was freudige und erleuchtete That werden ſoll. Bekanntſchaft mit dem ſinnlichen Leben muß uns von dem rechten Gebrauche des Ueberſinnlichen belehren, daß des Geiſtes Kraft ſich nicht an vergebliche Grübeleien verſchwende, und ſich der Wahn nicht bey uns einſchleiche, wir kämen dann unſrer Beſtimmung am nächſten, wenn wir uns am weiteſten von der Welt entfernen.

Ein aufgeklärter Verstand muß uns die Gränzen des Erkennbaren andeuten, und uns in die Sphäre einweisen, in welcher allein wir unsre Kräfte auf eine würdige und nützliche Art verwenden können.

Um der edeln Gesinnung stets gemäß zu handeln, müssen wir unsre Pflichten genau kennen. Das Gewissen erinnert nicht immer an sie, und läßt sie uns nie vorher in der Ordnung und in dem Zusammenhange überblicken, worin sie unserm Geiste vorschweben müssen, wenn wir ihnen vollkommen Genüge leisten sollen. Wir müssen zu dem Ende wissen: nicht bloß, was wir im Allgemeinen als Menschen zu thun und zu lassen haben; sondern auch, was uns in besondern Verhältnissen, in Beziehung auf das Eigenthümliche unsrer Natur und unsrer Lage obliegt; wann und unter welchen Umständen jedes zu thun ist; was wir uns selbst, was wir der Menschheit, dem Einzelnen, dem Berufe, dem Gatten, dem Freunde, den Kindern u. s. w. schuldig sind. Dazu wird aber erfordert, Kenntniß dieser Verhältnisse, ihrer Bedeutung, ihrer Tendenz und ihrer Verbindung mit dem Leben im Ganzen.

Selbst, wenn wir diese besitzen, bleibt in dem einzelnen Falle noch mancherlei anzuwenden, zu modificiren, und auf eine eigne Art zu entscheiden übrig, wobey nur ein aufgeklärter Verstand sich zurecht finden.

Soll aber Aufklärung uns diese Unterstützung leisten: dann muß sie eine wahre seyn, geleitet von Unbefangenheit und Freyheit des Geistes, von reiner Liebe zur Wahrheit, von hellem Bewußtseyn unsrer religiösen und moralischen Bedürfnisse, ohne Partheysucht, ohne Neigung zum Alten oder Neuen. Sie muß nicht über die Gränzen des Verstandes hinaus streben — nicht über dem Theoretischen das Praktische vergessen — nicht ausarten in Oberflächlichkeit, Vielwisserey und Raisonniersucht.

Nicht immer sind uns die Resultate des Nachdenkens gegenwärtig. Nicht immer erinnern wir uns dessen, was wir als Pflicht erkannt haben. Im lauten Geräusche des Lebens, im Gedränge der Weltarbeit, im Aufruhr heftiger Leidenschaft ist oft die erleuchtetste Einsicht nicht stark genug, uns das, was wir thun sollen vorzuhalten.

Soll sich auch da die gute Gesinnung nicht verläugnen: dann muß unser Gewissen laut, bestimmt, fest und sicher sprechen. Es ist das Einzige, was uns noch retten kann, wo alles andre uns verläßt. Deßwegen bedarf es einer sorgfältigen Bearbeitung des Gewissens, damit es uns diesen Dienst nicht versage.

Das Gewissen soll wachsam bleiben. Darum ist es nöthig: daß man auch seine leisern Aussprüche nicht überhört; daß man auch in Kleinigkeiten nie über das wegdenke, worum es uns erinnern will; daß man sich vor solchen Situationen hüte, in wel-

chen es gewöhnlich zum Schweigen gebracht wird; daß man oft auf dasselbe reflectire, ihm zu einer gemauern Entwickelung behülflich sey, und sowohl die angenehmen als die schmerzhaften Empfindungen, die es in uns hervorbringt unterhalte — jene, damit die Neigung ihm zu hören und zu folgen sich vermehre — diese, damit es nie verstumme, und wir uns ernstlicher anstrengen, durch ein pflichtmäßiges Verhalten seine Vorwürfe zu vermeiden.

Das Gewissen soll immer rein und wahr sprechen. Jugendeindrücke, Erziehung, herrschende Vorurtheile, religiöser Wahnglaube und Temperament verfälschen dasselbe oft. Wo das aber der Fall ist, da leitet es auch unsre Handlungen irre, da duldet und verewigt es fehlerhafte Eigenschaften des Herzens, und legt uns nicht selten einen beschwerlichen Zwang auf, den die Pflicht gar nicht fordert.

Darum ist nöthig, daß man die Aussprüche seines Gewissens oft beachte, sie unter sich vergleiche, sich ihres Grundes und Zusammenhanges bewußt werde, sie nach den höhern Regeln des Rechtverhaltens uns prüfe, und jeden verfälschenden Einfluß des Verstandes und des Herzens von ihnen abhalte, jedes anderweitige Interesse, das sich in unser Urtheil über Recht und Unrecht mischen will, unterdrücke.

Das Gewissen soll fest seyn, und mit sich selbst übereinstimmen; nicht was es jetzt billigt, nachher mißbilligen, nicht was es jetzt für erlaubt erklärt,

nachher tadeln. Ohne Festigkeit im Gewissen ist auch keine Festigkeit im Thun und keine Einheit im Charakter möglich.

Daher ist nöthig: daß wir unser Gewissen auf unveränderliche Grundsätze zurückführen; daß wir in der Beurtheilung jedes Einzelnen nur auf das sehen, was dahin gehört, und uns durch die abweichenden Meinungen anderer nicht irre machen lassen; daß wir uns gewöhnen, nach dem, in ernstlicher Prüfung, Erkannten zu handeln, ohne uns durch kleine Bedenklichkeiten und unnütze Nebenbetrachtungen irre machen zu lassen.

Oft sind die Aussprüche des Gewissens nicht deutlich und bestimmt genug. Sie vermischen sich mit andern Thätigkeiten der Seele. Es äußert sich mehr in unruhigen Ahndungen als in solchen Einsichten, die unser Verhalten leiten könnten.

Hier ist nöthig, sie näher ins Auge zu fassen, ihre Bedeutung und Tendenz zu erforschen, und sich überall zur genauen Aufmerksamkeit auf das, was in unserm Innern vorgeht, zum richtigen Unterscheiden und bestimmten Denken zu nöthigen.

Endlich ist auch Heiterkeit der Seele ein vorzügliches Mittel, den Uebergang der Gesinnung zur That zu erleichtern.

Der Trübsinnige ist gewöhnlich zu allem verdrossen. Wenn sittliche und religiöse Angelegenheiten ihn beschäftigen: so geschieht es mehr, daß er in ihnen für seinen finstern Ernst Nahrung finde, als

daß ſein Leben durch ſie gebildet werde. Sie erſcheinen ihm auch in einer ſolchen Geſtalt, worin ſie mehr geſchickt ſind, ein melancholiſches Grübeln, ein dunkles Hinbrüten des Geiſtes, als eine rüſtige Thätigkeit zu erwecken — mehr dazu geeignet, den Geiſt nieder zu ſchlagen, und ſeine Kräfte zu lähmen, als ihn zu erheben und zu befeuern. Man verſinkt dabei immer mehr in einen bloß leidenden Zuſtand; man verliert allen Muth und alles Zutrauen zu ſich ſelbſt, die doch zur Bildung eines ſittlichen und religiöſen Lebens ſo unentbehrlich ſind.

Eine heitere Seele läßt uns immer mit ungetrübtem Blicke in die Welt ſchauen, wobei die tugendhafte Wirkſamkeit nicht ſchwer werden kann. Sie iſt frei von herrſchenden Leidenſchaften, welche dieſer Wirkſamkeit ſo große Hinderniſſe in den Weg legen — frey von den vielen ängſtlichen Rückſichten, wodurch die Aufmerkſamkeit auf die Pflicht und die ernſtliche Bemühung für ſie ſo oft zerſtreut wird.

Gerne iſt der Frohe thätig; gerne nimmt er die Lehre des Gewiſſens an — und vollbringt, was ihm aufgegeben iſt.

Dieſe Heiterkeit der Seele iſt aber nicht Leichtſinn. Leichtſinn iſt Thorheit, Mangel an Gefühl und Nachdenken. Er verdirbt das Herz, und verſchließt es den Eindrücken des ſittlichen und religiöſen Gefühles.

Heiterkeit iſt Frohſinn, eine Frucht der Weisheit. Gefühl und Nachdenken geben ihr die meiſte

Nahrung. Sie gesellt sich oft zu einem vernünftigen Ernste; und bei ihr ist das Herz wohl verwahrt.

Gesundheit des Körpers und des Geistes sind die vorzüglichsten Quellen der wahren Heiterkeit. Da aber der Körper in dieser Hinsicht nicht ganz in unsrer Gewalt ist; da unzählbare uns unbekannte oder für uns unabwendbare Zufälle das natürliche Gleichgewicht seiner Verrichtungen aufheben: so werden wir auf den Geist vorzüglich unsre Sorgfalt zu richten haben.

Hier müssen wir denn darauf sehen: daß unter den Kräften des Geistes ein richtiges Verhältniß bleibe; daß Sinn, Fantasie und Verstand im glücklichen Vereine mit einander wirken; daß kein Gefühl uns zu stark erschüttere, und keine Begierde zu heftig hervorbreche.

Alles so zu nehmen wie es ist; an keiner Sache das Gute und das Mangelhafte zu verkennen; nichts übermäßig zu schätzen; kein Uebel in der Fantasie zu vergrößern; alles in seinem Zusammenhange zu betrachten, und nie die entferntern Folgen zu übersehen; an nichts so sein Herz zu hängen, daß man mit Einem alles verlöre: seine Zufriedenheit möglichst unabhängig zu machen von äußern Dingen und Zufällen, und sie fester zu gründen in sich selbst, im Bewußtseyn dessen, was man ist und thut; sich zu einem vertrauten Umgange mit sich selbst zu gewöhnen; sich im Genusse des Vergnügens zu mäßi-

gen, daß er nicht Verstimmung, Ueberdruß und Reue erzeuge: das sey angelegentliches Bestreben dem, der Frohsinn bewahren will.

Nichts trägt aber mehr dazu bei, als eine wohlgeordnete und unermüdete Thätigkeit. Sie zerstreut die Wolken des Grames; sie lenkt die Aufmerksamkeit selbst vom körperlichen Schmerze ab; sie hält dem Geiste immer interessante Ideen und Zwecke gegenwärtig, deren Verfolgung und Erreichung ihm eine unversiegbare Quelle reiner Lebensfreuden wird; und verschafft ihm im Gebrauche seiner Kräfte das süße Gefühl eines ungetheilten Wohlseyns. O, gewiß es kommt nur auf uns an, die Heiterkeit der Seele zu erlangen und zu behaupten, die leicht in frohe Pflichterfüllung übergeht.

Zwölfter Brief.

Bildung zur Tugend. Ideal. Selbsterkenntniß.

Mit der moraliſch religiöſen Geſinnung und der Aeußerung derſelben in pflichtmäßigen Handlungen iſt noch nicht die Bildung des Charakters vollendet. Dieſe erfordert insbeſondere noch Anwendung des Guten und Heiligen, das die Geſinnung umfaßt, auf das Eigenthümliche des innern Lebens, auf die Stimmungen und Neigungen des Herzens.

Die Geſinnung ſoll ſich geſtalten zu beſtimmten und feſten Handlungsweiſen, die das Sittliche und Religiöſe im Gemüthe in der Form eines beſondern Daſeyns darſtellen. Darin beſteht die Bildung zur Tugend. Hier erſt geht die Geſinnung ganz in uns hinüber, um alles Widerſtrebende in Ein

Ganzes zu vereinigen, worin Göttliches und Menschliches harmonisch in einander greifen.

Die Bildung zur Tugend ist eine absichtliche. Sie wird überall von einer bestimmten Erkenntniß geleitet; von Erkenntniß so wohl der Gestalt, die das Gemüthe empfangen — der Tugend in ihren einzelnen Bestandtheilen — als auch des Gemüthes selbst, das diese Gestalt annehmen soll.

Es kommt also zuerst darauf an, daß uns ein richtiges Ideal des tugendhaften Charakters und Lebens vorschwebe.

Ohne das fehlt es unsern Bemühungen an einer bestimmten Richtung, an Zusammenhang und Uebereinstimmung. Ohne das ist es nicht möglich, die Tugend in ihrer Einheit und Lauterkeit zu erreichen. Selbst der niedere Grad wird nur dann erlangt, wenn man das Höchste treu im Auge behält.

Dieses Ideal darf der Strenge ihrer Forderungen nicht das Mindeste vergeben; ihm darf nichts fehlen, worin die Tugend sich irgend thätig erweist. Es muß alle bedeutende Situationen des Lebens umfassen, und in demselben die Erscheinung der Mäßigung, der Menschenliebe, der Seelenstärke, der Klugheit und der Religiosität darstellen. Die Sanftmuth, die Demuth und die Ergebung, die Arbeitsamkeit, die Theilnahme, der Gemeingeist, die Mildthätigkeit, die Dienstfertigkeit, die Vaterlandsliebe, die Treue, die Zärtlichkeit, die Häus-

lichkeit, die Dankbarkeit, die Anhänglichkeit, die Leutseligkeit und die Höflichkeit, die Enthaltsamkeit, die Geduld, der Muth und die Standhaftigkeit, die Verehrung, die Liebe und das Vertrauen zum Heiligen müssen in Einem Bilde der Seele gegenwärtig seyn, welches Klarheit und Lebhaftigkeit genug besitzt, um diese oft und angelegentlich zu beschäftigen. Wir müssen wissen, worin der Geist dieser Tugenden bestehe, und wie sie, jede auf ihrem Felde, sich äußern.

Um zu diesem Ideale zu gelangen, ist das Studium der Moral, wenigstens in ihren Hauptgrundsätzen, unentbehrlich. Trefflich wird uns aber dabei die Aufmerksamkeit auf das Gewissen, wie es sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu vernehmen gibt, vorzüglich auf seinen Tadel bei dem Lautwerden eigner Neigungen, und die Betrachtung solcher Menschen, die es in der Tugend und Religiosität zu hoher Vollkommenheit gebracht haben, unterstützen. Auch ist es nützlich, auf diejenigen zu sehen, die, von einem glücklichen Naturell begünstigt, sich in einzelnen Tugenden herrlich auszeichneten.

Haben wir uns des Ideals, dem wir nachstreben sollen, versichert: dann ist nöthig, das Verhältniß desselben zu dem Besondern unsers Lebens auszumitteln, oder dasselbe auf unsre Lage und natürliche Beschaffenheit anzuwenden. Selbsterkenntniß ist das Zweite der Bildung zur Tugend. Sie muß uns belehren: wie die Tugend in das

leben hinüber zu leiten ſey; welchen ſittlichen und religiöſen Stoff ſie in uns vorfinde; wie ſie ſich zu unſern beſondern Stimmungen, Neigungen und Trieben verhalte; was davon benutzt werden könne, und was, als ihr widerſprechend, vertilgt werden müſſe; und von welcher Seite die Tugend in uns am meiſten gefährdet werde.

Selbſterkenntniß iſt die Frucht ernſtlicher Selbſterforſchung. Dabei haben wir uns vornehmlich folgende Fragen vorzulegen: wie ſind die Forderungen der Tugend nach den Fähigkeiten, die ich beſitze, nach dem Stande, den ich bekleide, und nach den Verbindungen, worin ich lebe, näher zu modificiren? wie ſoll ſich bei mir, in Rückſicht auf dieſe Umſtände, Mäßigung, Menſchenliebe und Seelenſtärke, Klugheit und Religioſität zeigen? welche beſondere Veranlaſſungen habe ich, Sanftmuth, Demuth und Ergebung zu beweiſen — welchen Beruf thätig zu ſeyn, welche Gelegenheit zur Theilnahme, zum gemeinnützigen Wirken, zur Mildthätigkeit und Dienſtfertigkeit — und welches Vermögen zu dem allem? was gibt es für mich zu erdulden, muthvoll zu beginnen, und ſtandhaft zu vollführen! u. ſ. w.

Die Tugend ſoll das Eigenthümliche des Geſchlechtes, wie des einzelnen Menſchen, nicht vertilgen, ſondern, ſo weit es mit ihr beſtehen kann, in ſich aufnehmen, und es verarbeiten zu einem in ſeiner Beſonderheit vollkommnen Daſeyn.

Daraus ergeben ſich wieder neue Fragen: wel-

che Tugenden gehören vorzüglich für mein Geschlecht, für mein Alter und für meine Gemüthsstimmung? welchen Stoff finde ich zu dieser oder jener Tugend in mir? wie muß sich diese oder jene Tugend meinem Temperamente und meinem Naturell gemäß äußern? in welchem Verhältnisse müssen bei mir die einzelnen Tugenden stehen? welche soll unter den übrigen vorherrschen? welche kann die übrigen am meisten vorbereiten, nähren und stärken?

Das Wesentliche in der Bildung der Tugend ist die Verbesserung fehlerhafter Maximen. Von diesen ist kein Mensch frei; und bei den meisten finden sie sich in grosser Anzahl. Sie haben ihre erste Quelle in den natürlichen Neigungen des Herzens; und was auf diese Einfluß hat wirkt auch zu jenen mit. Die Macht der Gewohnheit gibt ihnen grösere Stärke.

Um sie zu verbessern, müssen wir sie genau kennen, nach ihrer Beschaffenheit, nach ihrem Ursprunge, nach ihrer Gröse, nach ihrem Verhältnisse zu andern angenommnen Maximen und nach ihren Aeußerungen, selbst nach denjenigen die uns unbedeutend zu seyn scheinen.

Wir müssen wissen: welche Fehler wir überhaupt an uns haben; wie diese mit unsern Empfindungen, Stimmungen, Meinungen und Trieben zusammen hangen; welche unter ihnen die herrschenden sind, und wie diese die andern nach sich ziehen;

gegen welche wir unsre Vorkehrungen richten, und welche Mittel wir deßwegen ergreifen müssen.

Dies ist nur möglich durch sorgfältige Selbsterforschung und genaue Vergleichung dessen, was wir an uns entdecken, mit dem Ideale der Tugend. Damit ist aber eine sehr schwierige Aufgabe angekündigt. Tausend Menschen mögen andre weit besser kennen, und weit richtiger beurtheilen als sich selbst. Dem strengen Richter, dem die kleinste fremde Thorheit nicht entgeht, bleiben oft die auffallendsten Gebrechen des eignen Herzens verborgen.

Es gibt Fehler, die sich an uns täglich offenbaren, deren schmerzliche Folgen wir oft empfunden haben, und in Ansehung derer wir doch weit davon entfernt sind, sie uns zuzuschreiben, oder sie für wirkliche Fehler zu erkennen. Die größten Egoisten halten sich gewöhnlich für sehr bescheidene und uneigennützige Leute. Wenn ihnen auch ihre Handlungsweise kein Geheimniß seyn kann: so meynen sie doch, die Rechtlichkeit derselben vertheidigen zu können.

In den meisten Fällen ist es schon an sich schwer, sich genau und richtig kennen zu lernen. Es ist nicht genug mit seinen auffallendsten Gebrechen bekannt zu seyn; man soll auch mit den geheimsten bekannt seyn. Es ist nicht genug, zu wissen, was an der Oberfläche des Herzens haftet; man soll auch wissen, was in den Tiefen desselben vorgeht, woher allein die wahren Aufschlüsse über unsern sittlichen Zustand gehohlt werden können. Es ist nicht genug, einzelne Züge seines

Innern erforscht zu haben — die ganze Gestalt dieses Innern soll sich, in ihren einzelnen Zügen, vor uns entfalten.

Die bedeutendsten Fehler ziehen sich oft vor dem Blicke des Beobachters am meisten zurück; und überall begegnen ihm Erscheinungen, die ihm unvereinbar zu seyn dünken.

Es wird eine anhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst, ein geübter Sinn, alles, auch das Gleichgültigste, zu bemerken, Stärke und Besonnenheit des Geistes, die durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nicht verwirrt wird, erfordert, um sich selbst ganz kennen zu lernen.

Dazu kommt der täuschende Schein vieler Handlungen. Sie sind etwas ganz anders, als wofür wir sie bei einem flüchtigen Anblicke halten möchten. Wir haben dabei andere Absichten und andre Motive, als womit wir uns selbst schmeicheln. Wir glauben oft sehr uneigennützig gehandelt zu haben, wo uns doch der Vortheil leitete. Wir rechnen uns die Wirkung des Phlegmas leicht für Selbstbeherrschung, einen unsittlichen Freudenhaß für weisen Ernst, die Thaten des Ehrgeizes für Aufopferungen des Edelmuthes an. Die Sinnlichkeit bringt überall Erscheinungen hervor, die der Tugend auffallend gleichen, und die nur schärfere Prüfung davon unterscheidet.

Um diesen Schein zu zerstreuen müssen wir tiefer in das Wesen unsrer Handlungen eingehen, sie

sorgfältiger zergliedern, und uns die Art, wie wir dazu gekommen sind, welche Gedanken und Empfindungen dabei in unsrer Seele herrschend waren, klar zu machen suchen. Und dazu haben wir selten Lust; gleich als ob uns schon ein heimlicher Verdacht gegen uns selbst anklebte.

Nicht weniger wird uns selbst Selbsterkenntniß erschwert durch das trügerische Lob andrer Menschen. Wie oft lobt man uns, ohne damit etwas Besondres sagen zu wollen, weil man gerade nichts andres weiß? — wie oft, ohne daß man uns hinlänglich kennt, bloß nach dem Scheine, oder gar nur nach dem unzuverlässigen Gerüchte? — wie oft, weil es Sitte ist, dieses und jenes löblich zu finden, und darüber entzückt zu werden? — wie oft, weil dieses und jenes sich selten gemacht hat, und daher schon in geringerm Grade zur Bewunderung stimmt? — wie oft auch bloß um unsre Eitelkeit zu kitzeln, und unsre Gunst zu erschleichen?

Das Lob lügt weit häufiger als der Tadel.

Gegen den Tadel waffnet man sich, und schreibt ihn bald der Kurzsichtigkeit, bald der übeln Laune, bald dem Hasse zu. Jeder aber leiht gerne dem Lobe sein Ohr.

Man unterhält die vortheilhafte Vorstellung; man gewöhnt sich an sie, und findet bald alles so, wie es uns ist vorgesagt worden. Die meisten werden vom Lobe so berauscht, daß die auffallendsten Erfahrungen sie nicht mehr irre machen.

Wird der fremde Beifall gar durch den Schein unterstützt: so ist das Zutrauen zu demselben unbeschränkt.

Eigenliebe lehrt uns immer das Beste von uns selbst glauben. Sie lenkt unsre Aufmerksamkeit von unsern Fehlern ab; oder sie erklärt dieselben aus falschen Gründen; oder sie weiß so vieles zu ihrer Beschönigung vorzubringen, daß sie aufhören, Fehler zu seyn.

Eigenliebe ist ein gefärbtes Glas, das uns alles an unserm Ich anders zeigt, und jeder schmeichelnden Vorspiegelung die Kraft der Wahrheit leiht. Selbst das, was wir an andern tadeln, dünkt der Eigenliebe an uns selbst entweder verzeihlich oder gar rühmlich.

Endlich ist es auch schmerzlich, sich schlecht, und schlechter zu finden, als man gedacht hat. Man sucht sich dergleichen Entdeckungen, so viel man kann, zu ersparen. Dies schreckt nicht allein von der ernstlichen Prüfung zurück, sondern hindert uns auch, wenn wir sie ja noch wagen, tief genug in uns selbst hinein zu gehen, und alles von allen Seiten und aus allen Gesichtspunkten zu erwägen. Wir freuen uns, wenn wir etwas zu unserm Vortheile entdeckten, und es liegt uns nichts mehr an, als darüber zu wachen, daß uns diese Entdeckung nicht durch andere Erfahrungen wieder verloren gehe.

Dreizehnter Brief.

Selbsterkenntniß.

Fortsetzung des Vorigen.

Sollen die, in meinem vorigen Briefe, angeführten Hindernisse uns nicht abhalten, zu einer richtigen Selbsterkenntniß zu gelangen; so wird vor allem andern das ernstliche Wollen derselben erfordert. Das ernstliche Wollen überwindet, wo es auf innere Thätigkeiten ankommt, immer; und, was uns hier noch nicht gelang, das haben wir auch gewiß noch nicht ernstlich gewollt.

Die Schwierigkeiten der Selbsterkenntniß sind zwar groß; aber nicht so groß, daß wir dieselben gar nicht aus dem Wege räumen könnten. Wer mit sich selbst unbekannt bleibt: der hat entweder die Wichtigkeit der Sache noch nicht eingesehen; oder es fehlt ihm an Interesse für seine moralischen und religiösen Angelegenheiten.

Wollen wir ernstlich: dann wird das Beschämende unangenehmer Entdeckungen uns nicht zurückhalten, unser ganzes Betragen und alle Aeußerungen unsrer Neigungen scharf ins Auge zu fassen. Wir kennen dann einen Preis, der dieses bei weitem aufwiegt. Mit ruhiger Unpartheilichkeit werden wir in unser Inneres schauen, und alles von uns entfernen, was unsern Forschungen eine verkehrte Richtung geben würde. Kein Schein ist so täuschend, den wir nicht zu zerstreuen — kein Lob so schmeichelhaft, dem wir nicht seine Wirkung zu benehmen vermöchten. So mühsam das Geschäft seyn mag; wir biethen alle Anstrengung auf, um es zu vollenden.

Wer dieses ernstliche Wollen besitzt, der sucht nichts als die Wahrheit. Er ist entschlossen, alles zu nehmen, wie es ist, und sich durch keine vorgefaßte Meinung und durch keinen Wunsch des Herzens den Gesichtspunkt verrücken zu lassen. Er beschönigt nichts, was ihm ruhige Ansicht als verwerflich zeigt. Er sieht über nichts weg, was hier mit in Anschlag gebracht werden muß. Er betrachtet alles so genau und so anhaltend, als es nöthig ist, um die Wahrheit zu entdecken, und gesteht sich jedes Resultat redlich ein, wozu er auf diesem Wege gelangt.

Dieses ernstliche Wollen ist eine Frucht der guten Gesinnung. Wo sie erwacht ist, da liegt uns alles daran, in der Tugend und Religiosität voll-

kommen zu werden. Wir dürfen nur einsehen, wie unentbehrlich dazu eine richtige Selbsterkenntniß ist, um uns willig zu allem zu entschließen, was sie verlangt. Wo sich aber jene Gesinnung noch nicht findet, da kann man auch Selbsterkenntniß nicht ansinnen.

Man wird sich diese um so mehr erleichtern: je öfter und nachdrücklicher man sich an ihre Unentbehrlichkeit erinnert — daran erinnert, daß man ohne sie weder sein Glück, noch seine Bildung, noch seine Veredlung recht besorgen, sich weder in der Welt, noch in der Gesellschaft orientiren, weder auf eine angenehme, noch auf eine nützliche Art thätig seyn könne; daß ohne sie alles andre Wehrt und Bedeutung verliere. Vorzüglich muß man bedenken, daß alles daran gelegen sey, hier den Irrthum zu vermeiden, daß Selbstverkennung zum Verderben führe, daß die Beruhigung, welche die Täuschung gewährt, nur für Augenblicke süß, nachher desto unangenehmern Empfindungen Preis gebe.

Um sich selbst kennen zu lernen muß man sich selbst beobachten.

Selbstbeobachtung muß allen Erscheinungen unsers Gemüthes, allen Gefühlen, Entschlüssen und Handlungen zur Seite gehen. Wir dürfen nie aus uns hinaus sehen, ohne zugleich in uns hinein zu sehen; wir dürfen nichts denken und thun, ohne uns desselben, der Gründe, die uns dazu bewegen und der Art, wie wir uns dabei benehmen, bewußt

zu werden. Wir müssen die beständigen Zeugen unsers eignen Lebens seyn.

Auf diese Weise sammelt sich der Stoff, aus dem sich die Einsicht bildet. Auf diese Weise sind wir gesichert, daß uns nichts verborgen bleibe; und nicht selten werden uns sehr überraschende Bemerkungen zu Theil, die dunkele Gegenden unsers Innern plötzlich beleuchten.

In den Augenblicken, wo etwas in uns vorgeht, haben wir alles gegenwärtig, was zu einem richtigen Urtheil erfordert wird, mit den kleinsten Umständen. Nachher hat sich vieles verdunkelt; vieles ist ganz vergessen; die feinern Züge, die eigenthümlichen Bestimmungen eines Gedankens oder einer That sind fast immer dahin. Das Leben treibt den Menschen von Einen zum Andern, und führt immer neue Zwecke herbei, die seine Aufmerksamkeit ungetheilt anziehen.

Die meisten leben außer sich. Was sie sind, und was sie thun, wird kaum von ihnen bemerkt. Da darf es uns gar nicht wundern, daß sie sich selbst fremd bleiben.

Die Beobachtung während des Handelns selbst ist indeß doch nicht hinlänglich, uns eine befriedigende Kenntniß unsers innern Zustandes zu verschaffen. Gewöhnlich ist da unser Gemüth von zu vielem eingenommen, von dem gegenwärtigen Interesse zu sehr bewegt, als daß es etwas ruhig ins Auge fassen, und von allen Seiten betrachten könn-

te. Völlige Unpartheilichkeit ist hier schwer zu behaupten. Alles geht schnell und in mannigfaltiger Mischung vorüber. Nichts läßt sich lange genug festhalten. Vergleichungen anzustellen und Schlüsse zu ziehen, ist ohnehin nicht möglich.

Darum müssen noch ganz besondere Beobachtungen, denen wir uns absichtlich hingeben, und in welchen wir eigens mit der Erforschung unsers Innern beschäftigt sind, hinzukommen. So weit unsre Erinnerung reicht, müssen wir uns alles ins Andenken zurück rufen, was uns von dem, das wir dachten, fühlten, wünschten, begehrten und verrichteten Aufschlüsse über unsre Gemüthsverfassung geben kann. Um uns darin leichter zu orientiren, haben wir unsre Aufmerksamkeit vorzüglich auf diejenigen Neigungen zu richten, welche bei uns herrschend sind. Wenn auch nicht alles andre aus ihnen entspringt: so haben sie doch auf alles andre Einfluß. Wir können sie nicht betrachten, ohne daß uns zugleich alles, was in unserm Gemüthe vorgeht, wenigstens so weit klar werde, als es nöthig ist, um uns zur weitern Beobachtung zu reizen. Durch sie ist der erste Grundriß des Charakters bestimmt; die übrigen Züge sind nur feinere Schattirungen, oder nähere Begränzungen, die sich mehr oder weniger nach ihnen richten müssen.

Mit ihnen fange man an; sie verfolge man in allen ihren Modificationen; von ihnen aus begleite man das Leben in seinen weitern Forbildungen, und

wende sich dann auch an dasjenige, was mit ihnen nur in entfernter Verbindung steht — denn reich ist das Gemüth und unendlich sind seine Entwickelungen.

Hüthen müssen wir uns, daß wir nicht beim Aeußern und Allgemeinen stehen bleiben. Das Aeußere ist oft ganz anders als das Innere, welches ihm zum Grunde liegt. Wer bloß das Allgemeine weiß, kennt nur noch wenig und dasjenige gar nicht, worauf es bei der Bearbeitung des Gemüthes am meisten ankommt. Das Allgemeine empfängt seine Deutung und sein Leben vom Besondern.

Es ist nicht genug, zu wissen, daß uns dieser oder jener Fehler eigen ist; wir müssen auch wissen, in welcher Gestalt, mit welchen Nebenzügen und auf welche Weise er uns eigen ist.

Was sich in Worten und in Thaten ausspricht, hat schon vieles von dem Charakter verloren, den es im Gemüthe hatte, und manche Rücksichten aufgenommen, die dem äußern Leben angehören und jenem fremd sind. Die bedeutungsvollsten Geheimnisse des Lebens bleiben im Gemüthe verschlossen. Die erste Regung, der Wunsch im Herzen, die Spiele der Fantasie und des Gefühles sind immer das Wichtigste. Dort muß man sich selbst belauschen — in der verborgensten Werkstätte der Gedanken und Empfindungen, um sichere Kunde von sich selbst zu erhalten.

Darum ist auch nöthig, daß man sich am meisten da beobachte, wo man sich am wahrsten zu äußern pflegt. Es gibt manche Fehler, die erst dann zum Vorschein kommen, wenn wir wissen, daß man uns bemerkt — da hingegen die meisten sich nur dann vernehmen lassen, wenn wir ohne Zeugen sind. Die Umstände regen oft zufällig ein Interesse in uns an, wodurch das, was uns sonst beherrscht, verdunkelt wird. Oft sehen wir uns genöthigt, unsern Gedanken und Empfindungen entgegen zu handeln, unsere Wünsche und Begierden äußerlich zu beschränken, während sie doch im Innern in ihrer ganzen Stärke fortdauern. Aus Gefälligkeit gegen die Menschen thun wir manches, was wir für uns nicht thun würden. Wo — und in wie fern dies bei uns der Fall sey, haben wir sorgfältig auszumitteln; theils damit wir auch in der Art, wie fremde Dinge auf uns wirken, uns selbst kennen lernen; theils damit wir erfahren, worauf wir in der Selbstbeurtheilung am meisten sehen müssen, und uns jedes Mahl in diejenige Lage versetzen, wo uns unser Inneres in seiner wahren Gestalt erscheint. Diese ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden.

Nicht weniger wichtig ist es, die Beobachtung derselben Erscheinung oft zu wiederhohlen. Dadurch wird uns dieselbe nicht allein immer deutlicher; sondern wir sehen auch besser ein,

wie viel davon den Umſtänden angehöre, und wie viel auf unſre eigne Rechnung komme.

Unſre Erfahrungen nehmen faſt immer von unſrer veränderlichen Art zu ſehen, und von den wechſelnden Umgebungen der Gegenſtände etwas an. Wir laſſen weg, und ſetzen zu, je nachdem wir geſtimmt ſind. Der letzte Eindruck ſpielt in den gegenwärtigen hinüber. Vorzüglich iſt das bei innern Erfahrungen der Fall. Die einmalige Beobachtung zeigt uns hier ſelten das Wahre. Nur dadurch, daß wir dieſelbe Sache oft, in verſchiedenen Lagen und Stimmungen, erwägen, lernen wir das Weſentliche vom Zufälligen unterſcheiden. Was wir in jeder Stimmung und unter allen Umſtänden antreffen, das iſt gewiß das Wahre.

Was nun ſolche Beobachtungen uns gelehrt haben, das müſſen wir oft angelegentlich überdenken, mit einander vergleichen, und auf einfache Begriffe zurück zu bringen ſuchen, damit uns daraus eine zuſammen hängende Erkenntniß — ein anſchauliches Bild unſers Innern entſtehe, welches dann freilich noch immer der Berichtigung durch fernere Erfahrung bedarf, aber in der Hauptſache der weitern Bearbeitung des Herzens zum Grunde gelegt werden kann.

Nicht zu verachtende Hülfsmittel beſitzt die Selbſterkenntniß in Schriften, welche die menſchliche Natur im allgemeinen, oder den einzelnen Menſchen im Leben dar-

stellen, in der Beobachtung andrer und in der Benutzung ihrer Urtheile über uns.

Schriften, die den Menschen treu und wahr schildern, enthalten immer mehr oder weniger Züge, in welchen wir uns selbst wieder finden, und auf die wir ohne jene vielleicht nicht gekommen wären, oder die wir doch nicht so genau angesehen und so weit verfolgt hätten. Sie nöthigen uns oft, in uns selbst hinein zu sehen, um da Licht über das zu erhalten, was im bloßen Worte dunkel blieb. Sie spannen die Aufmerksamkeit. Sie üben und schärfen das Talent der Beobachtung, ziehen geheime Regungen des menschlichen Herzens ans Licht, und sind uns behülflich, die Veranlassungen und Ursachen vieler Erscheinungen leichter zu entdecken.

Freilich müssen sie mit Prüfung gelesen werden. Ueber nichts ist wol so viel Halbwahres und Ganzfalsches gesagt worden als über den Menschen.

Wer andere beobachtet, beobachtet zugleich sich selbst. Erweiterung unsrer Menschenkenntniß ist zugleich Vermehrung oder Berichtigung unsrer Selbsterkenntniß. Im Wesentlichen ist sich die menschliche Natur überall gleich. Ueberall finden sich dieselben Triebe — nur in andern Verhältnissen zu einander, nur anders bestimmt durch Lage, Erziehung und Schicksale.

Eigenliebe läßt uns oft einen Fehler an uns selbst übersehen; aber indem wir denselben an an-

dern entdecken, und die besondern Merkmahle, wodurch er sich zu erkennen gibt, gewahr werden, können wir uns nicht länger verbergen, daß auch wir damit behaftet sind. Eine Bemerkung, die wir an andern machen, nöthigt uns oft, genauer bei uns selbst nachzusehen, ob da nicht etwas Aehnliches anzutreffen sey. Wie ein Fehler entstehe, wie er wirke, und welche Folgen er nach sich ziehe, darüber erfahren wir manches an andern, was wir an uns selbst nicht würden erfahren haben.

Andre beurtheilen uns in vielen Stücken richtiger, als wir selbst. Sie sehen manches an uns, was uns selbst verborgen blieb; entweder weil wir es nicht sehen wollten; oder weil wir uns so daran gewöhnt haben, daß es uns gar nicht mehr auffällt; oder weil es sich gerade dann äußert, wenn unser Gemüth in Bewegung und unsre Aufmerksamkeit auf etwas andres gerichtet ist.

Freilich beurtheilen sie uns auch oft falsch; freilich können sie manches nicht so genau wissen, als wir; weil ihnen unser Inneres verhüllet bleibt; weil sie die Gründe nicht immer kennen, die uns bestimmen, und die Lage, in welcher wir uns befinden. Oft verkennen sie uns auch absichtlich — zu unserm Vortheile, wie zu unserm Nachtheile.

Darum dürfen wir ihre Meinung nie unbedingt annehmen. Wir sollen durch sie nur veranlaßt werden, zum weitern Nachforschen. Sie soll uns Mißtrauen einflößen gegen unsre bisherige Meinung,

vorzüglich, wenn diese eine günstige ist, und uns aufmerksam machen auf das, was wir bisher übersahen.

Es kann seyn, daß wir wirklich den Fehler nicht haben, den man uns fast allgemein Schuld gibt; aber immer ist es der Mühe wehrt, die Erscheinungen näher ins Auge zu fassen, worauf sich jener Verdacht gründet.

Vierzehnter Brief.

Practiſche Grundſätze.

Ohne Grundſätze gibt es keine Tugend. Nach Grundſätzen muß die Tugend gebildet werden. Wenn die Befolgung edler Grundſätze in uns zur Fertigkeit geworden iſt, und ſich alle widerſtrebende Neigungen unterworfen hat: dann ſind wir tugendhaft.

Dieſe Grundſätze laſſen ſich aber niemand mittheilen, wenigſtens nicht in der Geſtalt, in welcher ſie die Tugend hervorbringen. Allgemeine Regeln reichen hier nicht aus: denn es iſt überall ein beſondres Leben, welches in ſeiner Eigenthümlichkeit die Tugend darſtellen ſoll. Ueberdem gilt es hier nicht um Grundſätze für das Wiſſen und Verſtehen — ſondern um Grundſätze für das Thun; um ſolche, die mehr mit dem Willen als mit dem Ver-

ſtande gefaßt werden, die in ein wirkſames Leben übergehen müſſen.

Deßwegen nenne ich ſie practiſche Grundſätze. Sind ſie wirklich in den Willen aufgenommen: dann heißen ſie Vorſätze.

Die Grundſätze der Tugend, wie ſie für jeden insbeſondere Gültigkeit haben, ergeben ſich aus der Verbindung des Reſultates der Selbſterkenntniß mit dem Ideal der Tugend. Das Ideal lehrt, welche Fertigkeiten im allgemeinen den tugendhaften Charakter ausmachen; die Selbſterkenntniß aber, wie dieſes Ideal in Verbindung zu bringen ſey, mit dem Beſondern in unſrer Natur, was wir nach demſelben in uns zu befördern, und welche fehlerhafte Maximen wir zu verbeſſern haben — was überhaupt geübt werden müſſe, weil es zur Tugend dieſes Menſchen gehört, und worauf wir vor allen andern Fleiß zu verwenden haben, weil es in uns am meiſten vernachläſſigt iſt, oder gar eine verkehrte Richtung nahm.

Es wird daher zweierlei practiſche Grundſätze geben: ſolche, zu deren Befolgung ſich ſchon eine gewiſſe Geneigtheit in uns vorfindet, da ſie mit der natürlichen Beſchaffenheit unſers Innern übereinſtimmen — und ſolche, die nur im Kampfe gegen uns ſelbſt ausgeführt werden können.

Auch die erſtern überheben uns nicht aller Bemühungen. Auch hier giebt es noch vieles zu läutern, einzuſchränken und zu verbeſſern: denn in kei-

nem Stücke ist der Mensch von selbst ganz so, wie ihn die Tugend verlangt. Vorzüglich aber erfordern die leztern Kraft, Fleiß und Anstrengung.

So soll — so will ich von nun an handeln: „immer soll man mich thätig finden im Guten und Nützlichen, ich kenne den Kreis, der für mich gehört — bisher war ich oft verdroßen und versäumte das Nöthige, verweilte lange beim Unbedeutenden und Ueberflüssigen; immer will ich Theil nehmen an dem Ergehen der Menschen — bisher war ich oft kalt, nur eingenommen von dem, was mich selbst betrifft; immer will ich dienen, wo ich kann — bisher that ich das selten und mit Widerwillen; immer will ich sanft und ruhig mich äußern — bisher geschah es oft aufbrausend, mit Ungestüm und Erbitterung; nie will ich das Maß überschreiten, weder im Thun, noch im Genießen und Begehren, wie ich es sonst wohl überschritt u. s. w.:" das ist die Form, in welcher sich die practischen Grundsätze bei uns ankündigen.

Es ist aber das gewöhnliche Schicksal solcher Grundsätze, daß sie bald wieder vergessen, oder doch fast nie befolgt werden. Die Schuld liegt dann meist an der Art, wie sie gefaßt wurden. Es war uns damit nicht recht Ernst; wir gingen zu flüchtig dabei zu Werke; wir prägten sie uns nicht tief genug ein; wir machten sie uns nicht wichtig oder nicht deutlich genug.

Immer meldet sich die Sinnlichkeit mit ihren

Forderungen; immer fühlen wir uns versucht, zu dem zurück zu kehren, was wir zu thun gewohnt sind. Sollen unsre Grundsätze nicht ohne Wirkung bleiben: dann müssen sie mehr seyn, als vorüber gehende Anwandlungen von Gedanken und Gefühlen. Keine Thätigkeit des Willens muß sie beseelen, so daß wir uns stark fühlen, sie, wenn es möglich wäre, auf der Stelle ganz und für immer auszuführen, durch nichts weiter unterstützt, als durch die Stärke der edeln Gesinnung.

Die Vorstellung, daß dieses und jenes bei uns wohl anders seyn müsse, und daß es auch anders werden solle kommt uns zwar oft genug; aber damit wird nichts gebessert.

Mancherlei Stimmungen des Gemüthes oder zufällige Eindrücke legen uns oft einen practischen Grundsatz nahe, so daß er nicht unbedeutende Bewegungen hervorbringt; aber ohne weitern Erfolg, weil er auf diese Weise nicht Eigenthum des Willens wird.

Nur auf diejenigen Grundsätze können wir rechnen, die wir, von der Einsicht ihrer Nothwendigkeit und Würde geleitet, selbst gebildet, und mit Entschiedenheit des Wollens aufgenommen haben.

Zweitens, darf es unsern practischen Grundsätzen nicht an Deutlichkeit und Bestimmtheit fehlen. Wir müssen um ihren Inhalt genau

wiſſen, und mit den Forderungen, welche im Einzelnen daraus herfließen, bekannt ſeyn.

Nicht genug, daß wir uns unſrer Grundſätze im Ganzen bewußt ſind; wir ſollen uns auch eines jeden für ſich, nach allen ſeinen Theilen und Beziehungen, bewußt werden. Wir müſſen jeden insbeſondere erwägen, entwickeln und nach allen Lagen und Verhältniſſen, in denen eine Anwendung deſſelben möglich iſt, nach allen Neigungen, die damit in Widerſpruch kommen können oder durch ihn zu beſchränken ſind, betrachten. Wir müſſen uns nicht bloß entſchließen, dieſe oder jene Tugend zu üben, ſondern ſie in dieſer Situation, auf dieſe Weiſe und an dieſen Gegenſtänden zu üben.

Im Allgemeinen läßt ſich kein Grundſatz ausführen. Es ſind immer beſondre Fälle, in welchen dieſes geſchehen muß; und nur dann, wenn wir mit dieſen Fällen vorher bekannt ſind, geſchieht es mit Glück. Die Anwendung des Grundſatzes auf einen beſondern Fall iſt ſchon an ſich nicht immer leicht. Sie bis auf die vorkommende Gelegenheit verſchieben, macht ſie noch mißlicher. Man iſt dann ſelten ruhig und unpartheiiſch genug, um ſie recht zu machen.

Oft handeln wir unſern Grundſätzen entgegen, ohne es ſelbſt zu wiſſen; wir denken gar nicht, daß er hier in Anſpruch genommen werde, aber wir deuten ihn zu Gunſten der Sinnlichkeit. Das kann

nicht anders verhütet werden, als dadurch, daß wir ihn gleich Anfangs ganz aufklären.

Das Allgemeine ist immer unwirksam. Es beschäftigt wohl den Verstand, aber es bringt nicht ins Herz, und ruft nicht zur That. Was ins Leben bildend eingreifen soll, das muß vorher eine bestimmte Gestalt gewinnen, und mit dem Leben in Berührung treten.

Was man sich im Allgemeinen vornimmt, das nimmt man sich nur obenhin vor, gewiß nicht wie etwas, das man gesonnen ist zu halten.

Dunkle Begriffe können wohl lebhafte Gefühle — aber keine dauerhaften Bestrebungen erwecken. Was wir deutlich erkannt haben, verbreitet sich leichter über das ganze Leben; es interessirt uns mehr durch seinen vielfachen Einfluß; wir behalten es besser, und können uns leichter daran erinnern.

Drittens, müssen wir uns, indem wir practische Grundsätze fassen, die Situationen vergegenwärtigen, in welchen wir sie werden auszuführen — und die Schwierigkeiten, mit welchen wir dabei werden zu kämpfen haben.

Nicht immer wird es uns leicht seyn, unsern Grundsätzen zu folgen; oft wird sich unsre Weichlichkeit und Trägheit; oft werden sich Menschenfurcht, Eigennutz, Ehrgeiz, Eitelkeit, Hang zu sinnlichen Freuden und Angewöhnungen von mancherlei Art entgegen stellen. Die Situationen sind oft sehr verwickelt, mit mancherlei Hinderungen

und groſsen Versuchungen zum Gegentheile verbunden. Sind wir darauf nicht vorbereitet: dann sind unsre stärksten Grundsätze verloren. Wir werden hingerissen ehe wir es merken, ehe wir an unsre Grundsätze denken, und ehe wir uns auf das besinnen können, was uns hier unterstützen muſste.

Haben wir uns aber darauf gefaſst gemacht; haben wir unsre Entschlieſsungen gleich darnach eingerichtet; haben wir es uns vorher gesagt: hier wird es dir schwer werden, du wirst alle Kräfte zusammennehmen, du wirst dich genau bewachen, du wirst dulden, dich selbst verläugnen, dem lockenden Reize muthvoll widerstehen, das geliebte Gut willig aufgeben, auf das verführerische Beispiel nicht achten, gegen diese Bestürmung deines Herzens dich verwahren, vor diesen Menschen dich hüthen müssen — ist uns das alles mit unsern Grundsätzen immer zugleich gegenwärtig: dann wird es uns gewiſs gelingen, in der Versuchung standhaft zu bleiben.

Freilich läſst sich nicht bestimmt vorhersehen, in welchen Lagen und Verbindungen, mithin auch unter welchen Erschwerungen und Versuchungen, wir unsre Grundsätze werden anzuwenden haben. Aber dessen bedarf es auch nicht. Jede Tugend hat ihre eigenthümliche Ephäre, in welcher sie geübt wird. Sind wir mit dieser bekannt; wissen wir, wie dieselbe bei uns begränzt ist, und welches ihre nächsten Umgebungen sind; kennen wir dabei unser Herz,

seine schwachen Seiten und die Neigungen, welche in uns einer besondern Tugend entgegen wirken: so ist das hinlänglich, um unsern Grundsätzen die nöthige Richtung und Stärke zu geben.

Viertens, müssen wir uns unsre Grundsätze gleich Anfangs nach ihrer ganzen Wichtigkeit vorstellen. Nicht leicht wird das vergessen oder vernachlässigt, dessen Wichtigkeit man, auch im Besondern, eingesehen hat.

Fehlt es uns aber an dieser Einsicht: so werden wir nie unsre Grundsätze vor dem Leichtsinne, der immer den stärksten Eindrücken folgt, und von den einladenden Vortheilen, welche die entgegen gesetzte Handlungsweise verspricht, retten können. Haben wir andre Zwecke, die uns mehr gelten: so werden jene unvermeidlich aufgeopfert. Alles, was uns begegnet, und was wir selbst thun, arbeitet dann daran, sie zu entkräften; uns absichtlich an sie zu erinnern, dünkt uns nicht der Mühe wehrt zu seyn.

Jeder ernstlich gefaßte Vorsatz ist uns schon an sich wichtig; sonst würden wir ihn nicht gefaßt haben. Aber das ist noch nicht genug, um uns demselben treu zu erhalten. Wir müssen uns diese seine Wichtigkeit entwickeln und deutlich machen; wir müssen absichtlich dabei verweilen, und uns alles vergegenwärtigen, was das Gefühl derselben erhöhen kann.

Nichts ist dem Vernünftigen wichtiger, als was

ihn mit sich selbst in Uebereinstimmung bringt, was seine Würde schützt und verherrlicht, worin er den Charakter der Vernünftigkeit treu ausdrückt, was ihn seiner Bestimmung entgegen führt, was seinem Herzen Ruhe gibt, was ihn vor Verirrung und Reue, vor Selbstverachtung und vor Verachtung der Guten bewahrt, was ihn über die Unfälle des Lebens erhebt, was sein häusliches und bürgerliches Glück sichert, und ihm die Ertragung alles Widrigen erleichtert, was ihm die Gegenwart verschönert und die Zukunft aufhellt, was sein ganzes Wesen und alle seine Verhältnisse veredelt. Können wir uns überzeugen, daß dies von unsern Grundsätzen gelte: dann haben wir für sie viel gewonnen; dann werden wir nicht leicht gegen dieselben gleichgültig werden; möglich, wenn wir es von jedem in seinen besondern Beziehungen erkennen. Haben wir eingesehen, daß die Tugend uns dasjenige gewähre, was wir überall am meisten schätzen und wünschen, was in jeder Lage unsre Bedürfnisse am glücklichsten befriedigt, und hat sich diese Einsicht fest mit unsern Grundsätzen verbunden: dann werden diese so bald nicht wanken.

Dazu ist aber noch nöthig, daß wir uns unsre Grundsätze tief einprägen. So sehr wir auch von der Wichtigkeit derselben überzeugt seyn mögen: so sind sie doch von den andern Zwecken des Lebens zu scharf geschieden und zu rein geistig, als daß sie uns immer gegenwärtig bleiben.

und in allen Lagen, wo von ihnen Gebrauch zu machen ist, lebhaft vorschweben sollten; wenn man ihnen nicht gleich anfangs zu Hülfe kommt, sie sich oft und stark vorhält, sich an sie gewöhnt, sich im Denken derselben Fertigkeit verschafft, und ihnen so die Kraft eines natürlichen Antriebes gibt.

Man hat sich nicht immer in der Gewalt, zu denken, woran man will; aber beim Entstehen eines Gedankens können wir denselben, durch längeres Verweilen und öfteres Widerholen, dahin verstärken, daß er sich uns nachher immer selbst aufdringt, und uns unter allen Zerstreuungen und anderweitigen Beschäftigungen wieder erinnerlich wird.

Es kommt also darauf an, daß wir das Bewußtsein jedes Vorsatzes, so sehr wir können verstärken, daß man ihn eine Zeit lang bei sich herumtrage, und seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihn gerichtet halte, daß man ihn mit möglichst vielen andern Gedanken verbinde, und sich möglichst viele Merkzeichen desselben verschaffe.

Endlich ist es auch sehr nützlich, daß man sich das Fassen seiner Grundsätze feierlich macht. Das Feierliche hat immer eine große Gewalt über das Herz und die Erinnerung des Menschen. Was uns feierlich war, das vergessen wir so leicht nicht; gegen das werden wir nicht leicht gleichgültig; das erfüllt uns immer mit einer gewissen Ehrfurcht, die uns verhindert, etwas zu denken oder zu thun, das ihm entgegen ist.

Was dem Menſchen gemein wird, was er ſich ſelbſt gleich ſtellt, oder gar unter ſich, und ſeiner Wirkſame Preis gegeben findet, das verliert bald alle Wirkung auf ihn.

Man macht ſich aber ſeine Vorſätze feierlich: wenn man ſie auf eine Art faßt, oder mit Handlungen verknüpft, welche dazu geeignet ſind, erhabne und erhabene Gefühle zu erwecken; wenn man ſich aller kleinen Gedanken, aller Erinnerungen an das Irdiſche dabei entſchlägt, und ſeine Seele mit großen Ideen erfüllt. Vorzüglich ſind die Gedanken an Gott und Ewigkeit dazu geeignet, uns unſre Vorſätze feierlich, und dadurch wichtig zu machen. Nichts kann ſo unſer Herz erheben, unſer Vertrauen ſtärken, und unſern Muth kühlen als dieſe Gedanken. Du haſt es Gott gelobt, der Ewige war dein Zeuge, es gilt um die Würde eines unſterblichen Daſeyns: ſo ſpricht das Gewiſſen in den Stunden des heißen Kampfes dann warnend und bekräftigend.

Fünfzehnter Brief.

Ueberdenken practiſcher Grundſätze. Selbſtprüfung. Vergegenwärtigung edler Beiſpiele.

—

Es gehört viel dazu, daß practiſche Grundſätze im ſinnlichen Menſchen lebendig und herrſchend werden, und ſich nicht allein durchſetzen gegen alle widerſtrebenden Antriebe, ſondern auch dieſe Antriebe in ſich aufnehmen, und ihnen ihre Geſtalt mittheilen; und das muß doch geſchehen, wenn wir es zur Tugend bringen wollen. Es iſt in dieſer Hinſicht noch nicht genug, daß wir uns dieſe Grundſätze bis zur Deutlichkeit entwickelt, daß wir ſie mit Ernſt und im vollen Gefühl ihrer Wichtigkeit ergriffen, uns tief eingeprägt und feierlich gemacht haben. Sie bedürfen noch, mit Rückſicht auf die Gewalt habende Sinnlichkeit, einer fortdauernden Bearbeitung.

Dazu gehört vornehmlich das öftere Ueberdenken derſelben; theils um uns ihren Inhalt noch mehr bekannt zu machen; theils um ſie uns noch tiefer einzuprägen; und theils um das Gefühl ihrer Wichtigkeit noch mehr zu erhöhen.

Je weiter wir im Leben fortſchreiten; deſto mehr beſondre Fälle zeigen ſich, auf welche ſich unſre Grundſätze anwenden laſſen; deſto mehr tritt das Einzelne im Allgemeinen hervor. Es iſt nicht möglich jede Lage, in welcher wir nach Grundſätzen handeln ſollen, ſo vorher zu wiſſen, daß wir uns der erlangten Erkenntniß ohne Weiteres überlaſſen dürften. Auch ändert ſich manches in unſern Umgebungen, wodurch neue Modificationen unſrer Grundſätze nöthig werden, faſt täglich. Immer nehmen wir neue Stoffe zur Bildung auf; immer biethen ſich uns neue Erſcheinungen und Anſichten der Welt dar, woran ſich unſre Grundſätze eigens entfalten. Vermehrte Selbſtkenntniß gibt uns nicht ſelten Veranlaſſung, unſre Grundſätze zu berichtigen, und genauer zu beſtimmen.

Oeftere Erinnerung an unſre Grundſätze muß verhüthen, daß ſie ſich nicht allmählig verdunkeln, oder doch ihr Leben verlieren. Sie ſtehen mit dem Sinnlichen, das uns immerfort umgibt, und auf uns eindringt, nur in geringer Verbindung; und wenn wir ſie ſelbſt mit manchen in Verbindung gebracht haben: ſo kann dies doch nur dann von Nutzen ſeyn, wenn das dadurch erweckte Andenken in

erneuerte ernstliche Betrachtung übergehe. Im Leben ist so vieles, was uns anzieht und zerstreut; unser Inneres ist jeden Augenblick so vielfach gefesselt und bewegt, daß der höhere Gedanke absichtlich angeregt werden muß, damit er nicht hinter die interessantere Erscheinung verschwinde, oder von dem lebhaften Bilde verdrängt werde. Auch bessern Menschen begegnet es, daß sie ihren Grundsätzen entgegen handeln, weil sie nicht daran denken.

Je öfter wir uns dieselben, mit den Gründen und Gefühlen, die sie einst begleiteten, wiederhohlen: desto mehr gewöhnen wir uns an sie; desto mehr wird uns das Denken derselben geläufig; desto mehr nimmt unser Geist gleichsam die Richtung zu dem, was sie enthalten: desto inniger schließen sie sich an unser anderweitiges Denken und Empfinden an.

Auch das Gefühl ihrer Wichtigkeit muß durch die fortdauernde Beschäftigung mit ihnen gewinnen; es muß uns dabei immer mehr einleuchten, wie an ihrer Befolgung die Würde und der Friede des Lebens hängt. Die Erfahrung gibt uns immer neue Bewährungen ihrer Brauchbarkeit und ihres Einflusses.

Vorzüglich heilsam wird das Ueberdenken unsrer Grundsätze dann, wenn es mit Prüfung unsers Verhaltens nach denselben verbunden ist. Wir fassen sie schärfer ins Auge, und mehr von ihrer practischen Seite. Wir werden uns

ihres Ernſtes und ihrer Beſtimmung lebhafter bewuſt. Sie erſcheinen uns mehr als eigne heilige Angelegenheit; und, was das Wichtigſte iſt, wir erfahren, wie wir mit ihnen ſtehen.

Es vergeht kein Tag, wo ſich nicht mancherlei Gelegenheiten zeigen, einem Grundſatze nachzukommen, oder ihm entgegen zu handeln. Vieles liegt daran, daß uns nicht verborgen bleibe, wo das Eine oder das Andre geſchah. Uebertretungen, die wir nicht beachten, machen uns leichtſinniger und gleichgültiger, und ziehen immer, neue nach ſich.

Die Entdeckung des Fehlers regt das ſittliche Gefühl an, weckt Reue und Beſchämung, und mit ihnen neuen Ernſt und doppelte Vorſicht.

Gleich muß man dem begangenen Fehler beikommen, auf der Stelle ihn verbeſſern, in ihrem Entſtehen der übeln Gewohnheit begegnen. Das iſt aber nicht möglich, wenn man ſie nicht gleich bemerkt; und ſelten wird man ſie bemerken, wenn man ſich nicht ſelbſt zur Rechenſchaft fordert. Jede That, die gegen unſre Grundſätze iſt, hat ihren Urſprung im Herzen, wenn auch die Veranlaſſung außer ihr liegt; ſie deutet auf Schwächen des Herzens hin, gegen die man Vorkehrungen brauchen muß. Man kann das nicht, wenn man ihr nicht gleich auf die Spur kommt.

Am Schluſſe jedes Tages ſollte man ſich deswegen fragen: wie iſt mir dieſer Tag hingegangen? was habe ich gedacht und gethan? welche Gefühle,

Wünsche und Begierden haben mein Herz erfüllt — und wie stimme jedes Einzelne zu meinen Grundsätzen? welchen von diesen konnte und sollte ich heute nachleben — und wie ist das geschehen? mit welcher Pünktlichkeit und mit welcher Willigkeit? was hätte genauer und freudiger geschehen sollen? mit welchem Ernste habe ich gegen meine Leidenschaften gekämpft? mit welcher Besonnenheit mich selbst bewacht? mit welcher Festigkeit der Versuchung widerstanden? wie ist es mit meinen gewöhnlichen Fehlern? sind sie heute wieder zum Vorschein gekommen? hat mich dieser oder jener Affect wieder überwältigt? ist es mir leichter geworden, etwas zu lassen, was ich sonst nicht gut lassen konnte?

Gehen wir bei diesen Fragen aufrichtig zu Werke; suchen wir sie uns mit unpartheiischer Strenge zu beantworten: dann können sie nicht verfehlen, unsern Vorsätzen neues Leben zu geben.

Sehr vortheilhaft, um sich in seinen Grundsätzen zu stärken, und sich ihre Befolgung zu erleichtern, ist auch die Vergegenwärtigung grosser und edler Beispiele.

Hier erblicken wir die Tugend in ihrer siegreichen Kraft, in ihren herrlichen Erweisungen und im vollen Glanze ihres Werthes. Unsre Bewunderung wird Nacheiferung. In jeder wiederhohlten Betrachtung fühlen wir uns von neuem für sie begeistert,

und von neuem hingezogen zu dem erhabenen Bilde. Wir können nicht zweifeln an der Möglichkeit, jeden Reiz zu überwinden, da die Wirklichkeit uns belehrt. Das Wort der Vernunft ist Erfahrung geworden. Das Ideal hat sich dem Leben vermählt.

Die Entschließung drückt sich tiefer ein, und kommt öfter wieder zum Vorschein, wenn sie an das Andenken eines verehrten Menschen geknüpft ist. Zu dem Interesse, was wir an unsern Grundsätzen nehmen, gesellt sich das Interesse an ihre Person.

Haben diese Menschen sich sonst noch ausgezeichnet; haben sie sich durch etwas Großes um die Menschheit verdient gemacht; verdanken wir ihnen Wohlthaten; standen sie mit uns in näherer Verbindung: so wird das Bestreben, ihnen ähnlich zu werden, noch lebhafter erwachen.

Vorzüglich wird dies dann der Fall seyn, wenn sie das irdische Leben schon verlassen haben. Ihre Tugenden sind uns dann heilige Stimmen aus einer andern Welt, die uns auffordern, uns ihrer würdig zu machen. Liebe, Trauer und Sehnsucht vereinigen sich zu ihrer Empfehlung. Wir können nicht ohne Erhebung des Geistes an sie denken. Die Grundsätze, die ihr Denken und Handeln leiteten, haben sie durch alle Prüfungen begleitet, und die Versiegelung der letzten Stunde empfangen.

Solche Beispiele muß man sich oft vorhalten;

vorzüglich aber dann, wenn der Eifer für unsre Grundsätze nachläßt, wenn jene gefährliche Kälte, aus Unmuth und Zweifel erzeugt, uns beschleicht, die keinem fremd seyn kann, wenn die Leidenschaft sich mächtig in uns empört, und große Versuchungen auf uns eindringen.

Sechszehnter Brief.

Behandlung der Sinnlichkeit. Sittliche Erfahrung. Aufmerksamkeit auf sich selbst.

—

Der Befolgung unserer practischen Grundsätze tritt überall die Sinnlichkeit, in ihren Gefühlen und Begierden, entgegen. Wo diese, grosse Gewalt hat: da werden wir jene, beim ernstlichen Willen, ihnen treu zu bleiben, oft übertreten.

Wo die Sinnlichkeit mächtig ist, da sucht sie unaufhörlich die Herrschaft über das Gemüth an sich zu reissen. Wenn die Tugend nicht alle Mitwirkung der Sinnlichkeit verschmäht: so verlangt sie doch, daß sie dem sittlichen und religiösen Prinzip unterworfen sey, und diese zunächst den Willen bestimmen.

Wo die Sinnlichkeit mächtig ist, da dringt sich die Lust des Eigennutzes dem Willen stärker an, als das sittliche Gefühl, und trägt im unbewachten Au-

genblicken leicht den Sieg davon. Und wenn die Forderungen der Sinnlichkeit oft mit den Forderungen der Tugend übereinstimmen: so sind sie doch noch öfter mit derselben im Widerspruch.

Eine mächtige Sinnlichkeit verwickelt uns so tief in irdische Angelegenheiten; sie nöthigt uns, so mancherlei zu besorgen und zu berücksichtigen; sie gibt uns so manchen Stürmen heftiger Gefühle Preis: daß es fast nicht möglich ist, sich seiner Grundsätze immer bewußt zu bleiben, und die zu ihrer Ausführung erforderliche Besonnenheit zu bewahren.

Die Macht der Sinnlichkeit zu schwächen muß deßwegen eine Hauptbemühung dessen seyn, der es mit seinen Grundsätzen redlich meynt. Und das geschieht im Allgemeinen dadurch: daß wir ihren Wohlgefühlen nicht nachhängen, daß wir die Fantasie von ihren Vorspiegelungen zurück ziehen; daß wir unsre Bedürfnisse möglichst vereinfachen, uns im Genusse des Vergnügens möglichst mäßigen; daß wir die Befriedigung der Sinnlichkeit immer als Mittel — nie als Zweck behandeln; daß wir uns oft dasjenige verweigern, wornach der Sinnlichkeit gelüstet, und uns zwingen, auch dem zu entsagen, was sich uns mit der ganzen Stärke seiner Reize gegenwärtig anbiethet; daß wir uns oft dem aussetzen, was dem sinnlichen Gefühle schmerzlich ist; daß wir uns mit unnachsichtlicher Strenge anhalten, das zu thun, dem die Sinnlichkeit widerstrebt; daß

wir, bei pflichtmäßigen Handlungen, zu welchen sie aufmuntert, diese Aufmunterung nicht beachten, dagegen unsre Aufmerksamkeit allein auf das ernste Geboth der Pflicht richten; — und vorzüglich dadurch, daß wir das Geistige in uns kultiviren, geistigen Gedanken und Gefühlen, mehr Kraft und Einfluß verschaffen.

Diese Maßregeln sind vorzüglich da nöthig, wo große Reizbarkeit des Gefühles, Heftigkeit des Temperamentes und Stärke des körperlichen Lebenstriebes, ausgezeichneter Hang zu sinnlichen Genüssen oder herrschender Leichtsinn uns den Gefahren der Sinnlichkeit in höherm Grade aussetzen. Indeß findet sich die Sinnlichkeit, auch wo das nicht ist, mächtig und widerspänstig genug, um dieser Zucht und Einschränkung zu bedürfen.

Aber nicht bloß im Allgemeinen — auch in einzelnen Begierden und Affecten ist die Sinnlichkeit zu bekämpfen.

Die unverhältnißmäßige Stärke der einen oder andern Begierde ist die gewöhnliche Ursache des Widerspruches mit uns selbst und unsrer besondern Verirrungen. Welche Begierden bei uns diese Stärke haben, wie Weichlichkeit, Wollüstigkeit, Geld- oder Ehrgeiz, Eitelkeit, Stolz u. s. w. bei uns wirken, und in welche Schranken wir dieselben zurück zu weisen haben: das muß uns Selbsterforschung lehren.

Wir bekämpfen eine besondere Begierde: wenn

wir derſelben eine andere entgegenſetzen; wenn wir erwägen, mit welchen Nachtheilen die Befriedigung derſelben für dieſe verbunden iſt; wenn wir uns über ihren Gegenſtand und über ihr Verhältniß zu unſrer Ruhe und Würde richtige Begriffe zu verſchaffen ſuchen; wenn wir jedem Andrange derſelben ein ernſtes Nachdenken entgegen ſetzen; wenn wir uns oft Reſignation in Anſehung ihrer zur Pflicht machen, und uns hüthen, daß ſie in keinem, wenn auch noch ſo unbedeutenden, Falle uns gegen unſre Grundſätze hinreiße.

Nicht anders verhält es ſich mit den Affecten. Sie betäuben, verdüſtern und verwirren den Geiſt, wo ſie mächtig werden; ſie verdunkeln den vernünftigen Gedanken, der uns leiten ſoll, und nähren mancherlei unſittliche Geſinnungen. Viele unter ihnen ſind ſchon an ſich ſelbſt unſittlich.

Zu der Heftigkeit des Affectes trägt allerdings die natürliche Lebhaftigkeit des Gefühles — die ſich nur um weniges nach und nach vermindern läßt — aber noch mehr trägt gewöhnlich unſre Nachgiebigkeit, die Geſchäftigkeit unſrer Fantaſie, das Beſtreben, das angeregte Gefühl zu unterhalten und zu verſtärken, die Ungeneigtheit, ſich, durch ruhige Betrachtung, über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand Aufklärung zu verſchaffen, dazu bei. Und das ſind Dinge, welche unläugbar unſrer Willkühr unterworfen ſind.

Daß Freude und Betrübniß, Furcht und Hoff-

nung, Abscheu und Verlangen, Liebe und Haß nicht zu mächtig auf uns wirken, das können wir verhüthen: wenn wir unsre Aufmerksamkeit absichtlich auf etwas Andres richten; wenn wir uns von dem, was diese Gefühle erweckt, auch die Kehrseite vorhalten; wenn wir dem Eindrucke ernstlich widerstehen, ihn als Stoff für unsre Erkenntniß oder als Antrieb für unser Handeln benutzen, und auf die Maßregeln denken, die er uns zu ergreifen nöthigt; endlich wenn wir dem Ausbruche des Gefühles zuvor kommen, nichts denken und thun, was ihm Nahrung gibt, und uns durch Thätigkeit zerstreuen.

Es gibt indeß auch Stimmungen und Neigungen der Sinnlichkeit, welche manchen Tugenden sehr günstig sind, und die Disposition des Willens zu gewissen Handlungsweisen sehr befördern. Dahin gehört zum Beispiel der Trieb nach Thätigkeit, vernünftige Ehrbegierde, Mitgefühl, Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Sinn für Häuslichkeit und Stille, für Schicklichkeit und Anstand, Sanftheit des Gemüthes, Empfänglichkeit für geistige Freuden, und beim weiblichen Geschlechte vorzüglich die Liebe.

Nichts von diesem allen ist unbedingt als Mittel der Tugend zu empfehlen; auch ist keines überall auf gleiche Weise nützlich, und in gleichem Grade vorhanden. Man muß es vielmehr der Beurtheilung eines jeden anheim stellen, was er in der natürlichen Beschaffenheit seines Herzens den Tugenden zuträglich findet, zu denen er sich bilden

will; damit er dies möglichſt ſchone, pflege, entwickele und vor Mißleitung bewahre.

Wer, zum Beiſpiel, die Entdeckung machte, daß ſein Ehrgefühl ihn von manchem Schändlichen leicht zurück halte, und zu manchem Rühmlichen ermuntere, der müßte darauf denken, daß dieſes Ehrgefühl nicht abgeſtumpft, oder verfälſcht werde, daß wahre Ehre bei ihm immer in ihrem Werthe bleibe, er aber auch nie das Bewunderte mit dem Ehrebringenden verwechſele, und der Gedanken der Pflicht, den Trieb der Ehre beherrſche. Wer ſein natürliches Mitgefühl der Tugend zuträglich fände, der müßte dafür ſorgen, daß es ihm ſeine Reizbarkeit erhalte, daß der Sinn für fremdes Ergehen, ſich den Maximen des ſittlichen Wohlwollens unterwerfe, und ſo in der Geſtalt der Tugend herrlich hervortrete. Wer bei ſich Sanftheit des Gemüthes, als Förderungsmittel mancher Tugend, anträfe, der müßte ſich hüthen, daß nicht bald Empfindlichkeit und Heftigkeit an ihre Stelle trete, daß ihm aber auch, auf der andern Seite, nicht die Kraft zum Handeln und der edle Muth verloren gehe; er müßte dieſe Sanftheit zwar erhalten, aber ſie auch herausbilden aus der Geſtalt des Inſtinctes zur Würde der ſittlichen Stimmung.

Es gibt noch mancherlei in der ſinnlichen Natur des Menſchen, was zwar an ſich mit keiner Tugend verwandt iſt, aber doch zufällig der einen und an-

dern zur Unterſtützung gereichen kann. Auch darüber muß jeden eigne Beobachtung belehren.

Oft iſt es nöthig, daß wir uns die Ausübung der Tugend ſchwer machen; theils um unſre ſittlichen Kräfte zu üben, und unſre Fertigkeit zu vermehren; theils um uns ſelbſt Proben zu geben von dem Grade unſrer ſittlichen Stärke. Die Tugend wird aber nicht allein dann ſchwer, wenn in ihrer Ausübung mancherlei unternommen werden muß, was uns große Mühe macht, und nur durch anhaltenden Fleiß und muthige Beſiegung von Hinderniſſen vollbracht werden kann; ſondern auch, und zwar vorzüglich, dann, wenn ihr mächtige Begierden widerſtreben, wenn die Sinnlichkeit laut das Gegentheil fordert, wenn unſre ganze Lage voll verführeriſcher Reitzungen iſt.

In dieſer Hinſicht bleibt es denn allerdings rathſam, die Umſtände zuweilen aufzuſuchen, welche unſrer ſittlichen Verfaſſung gefährlich ſind; voraus geſetzt, daß es in der Abſicht geſchehe, ſie zu gröſſerer Fertigkeit und weiterer Selbſtbildung zu benutzen, daß wir uns vorher geprüft haben, ob wir der Gefahr ſchon gewachſen ſind, und von welcher Seite ſie ſich unſers Herzens am erſten bemächtigen könnte, und daß uns hoher Ernſt dahin begleite, und das Bewußtſeyn unſrer Grundſätze immer wach bleibe.

Die Maxime, jeder Gefahr auszuweichen, iſt die Maxime der Faulheit und der Selbſt-

täuſchung, als ob man deßwegen beſſer wäre, wenn man nicht überwunden wird, weil man keinen Feind hat.

Die Helden, im moraliſchen, nicht weniger als im natürlichen Sinne, ſind immer in der Gefahr gebildet worden. Hohe Stärke und unbezwinglicher Muth reifen nur im Kampfe. Wer es in der Tugend zur Feſtigkeit und Freudigkeit bringen will, muß ſich an die Gefahr wagen.

Aber in voller Kraft und Bewährung bleiben folgende Regeln: vertraue dich der Gefahr nicht an aus Leichtſinn; gehe nicht in die Geſellſchaft, erlaube dir nicht das Vergnügen, verweile nicht unter den Gegenſtänden, welche unordentliche Begierden in dir aufregen, ohne daß du es ſelbſt merkſt, welche deine Sinnlichkeit entflammen, ohne daß du dich ſelbſt in der Gewalt haſt; ſetze dich der Gefahr nicht aus, weil ſie reizend iſt, und weil du deswegen denkſt, es habe mit ihr nicht viel zu bedeuten.

Leichtſinn richtet immer die Tugend zu Grunde; die Gefahr, die an ſich nichts zu bedeuten hat, iſt für den Leichtſinn unabwendbares Verderben. Wer leichtſinnig die Gefahr ſucht, dem fehlt es an ernſtlichem Willen, ſich zu behaupten, nnd ohne dieſem Willen liegt man gewiß unter.

Suche die Gefahr nicht auf aus Geringſchätzung oder Vermeſſenheit. Thörichtes Vertrauen würde dich ſtürzen. Verachtung würde dir die Mittel der Sicherheit aus den Händen reißen.

Meide jede Gefahr, so lange du es noch nicht in gewöhnlichen Situationen zur Fertigkeit in tugendhaften Maximen gebracht hast. Ueberall, und auch hier, geht es vom Leichtern zum Schwerern. Wer sich an dieses wagt, ohne jenes inne zu haben, wird zu Schanden.

Meide jede Gefahr, die du nicht, nach ihrem Verhältnisse zu deinen Kräften, kennst, und von welcher du besorgen mußt, daß sie dir die nöthige Besinnung rauben werde. So lange du überzeugt seyn kannst, daß dir diese bleibe, dürfen kleine Bedenklichkeiten, dich nicht irre machen, wenn dir anders deine Vorsätze heilig sind: du wirst dann standhaft widerstehen.

Vor allen aber hüthe dich vor solchen Gefahren, in die man nicht gerathen kann, ohne schon halb von ihnen besiegt zu seyn, weil sie vom eignen Herzen bereitet werden. Unterhalte in dir keine Gedanken und Empfindungen, die das Laster begünstigen. Gedanken und Empfindungen wecken und verstärken die Begierde. Wer Gedanken und Empfindungen absichtlich unterhält, gibt ihnen einiger Maßen seine Zustimmung; schwerlich wird er ihren Einfluß auf den Willen abhalten. Zügele deine Fantasie, daß sie dir nicht das Laster in glänzender Gestalt und geschmückt mit verführerischen Reizen darstelle. Dies ist nicht möglich, ohne das schon eine gewisse Geneigtheit zu demselben vorhanden sey, und diese Geneigtheit wird immer stärker. Lies keine

Schrift, die, durch Erhitzung der Sinnlichkeit, durch künstliche Beschönigung und durch vorgespiegelte Vortheile, den Abscheu gegen das Laster zu vermindern, das sittliche Gefühl abzustumpfen, und das Herz unordentlichen Neigungen zu öffnen sucht. Du wirst sie nicht lesen, wenn du nicht einiges Wohlgefallen daran findest. Bezöge sich dieses Wohlgefallen auch nur auf die schöne Darstellung: es würde sich doch bald bis über die dargestellte Sache verbreiten. Beide stehen in genauer Verbindung.

Wo die Gefahr nicht zu vermeiden ist; da muß man sich wenigstens auf dieselbe vorbereiten, sich mit ihrer Beschaffenheit bekannt machen, und alle Waffen gegen dieselbe aufbiethen.

Hier ist es nöthig, sich noch einmal angelegentlich an seine Vorsätze zu erinnern, und alles zu bedenken, was uns ein tiefes Gefühl ihrer Wichtigkeit geben kann.

In der gefährlichen Stunde selbst darf nie die Aufmerksamkeit auf unser Herz und das, was uns umgiebt, uns verlassen. Wir dürfen hier nie vergessen, was wir uns vorgenommen haben, uns nie dem süßen Rausche dahin geben, in welchem das Gefühl der Lust den Gedanken der Pflicht verdrängt. Dieser Gedanke darf nie etwas von seinem Ernste und von seinem Ansehen verlieren. Uns darf kein Eindruck entgehen, den unser Gemüth empfängt — keine Bewegung, die in demselben vorgeht. Wir

müssen Besonnenheit genug behalten, um es gleich inne zu werden, wenn strafbare Begierden in uns erwachen, oder sich mächtiger erheben, um gleich zurück zu treten, wo wir einen Schritt zu weit gegangen sind.

Auf die geräuschvolle Stunde folge immer eine stille — auf die fröhliche eine feierliche der prüfenden Betrachtung; damit auch das schnell vertilgt werde, was wir unvermerkt der Tugend Schädliches in uns aufgenommen haben.

Wachsamkeit sollte nie ferne von uns seyn; weil unser Leben nie ohne Versuchungen ist, so wie nie ohne Erscheinungen, die sich zum Vortheile der Tugend benutzen lassen.

Jeden Augenblick empfängt unser Herz Eindrücke, welche das Gewicht unsrer Grundsätze entweder schwächen, uns zum Leicht- und Weltsinne stimmen, und verderblichen Neigungen Eingang verschaffen, oder auch edle Gefühle anregen, an grose Gedanken erinnern, fruchtbare Wahrheiten einschärfen, gute Neigungen stärken, und vor dem Bösen warnen. Jene werden wir nur dann unwirksam machen, und diesen nur dann den nöthigen Einfluß verschaffen, wenn sie von uns nicht unbemerkt bleiben.

Wir müssen uns daher unsrer Verhältnisse in der Welt vollkommen bewußt seyn, auf alles achten, was mit uns vorgeht, von allem wissen, wie es uns bestimmt, und wie wir es zu bearbeiten

haben. Nichts darf uns entgehen, was mit uns in Verbindung ſteht, und unſern ſittlichen Zuſtand auf irgend eine Weiſe verändert. Keinen Augenblick dürfen wir aus uns heraustreten, und uns fremd werden: denn dieſer Augenblick könnte die größten Verheerungen in uns anrichten.

Siebenzehnter Brief.

Fertigkeit in der Befolgung unsrer practischen Grundsätze.

Durch Uebung allein ist in der Befolgung practischer Grundsätze Fertigkeit zu erlangen. In dieser Uebung muß man unverdrossen seyn, wenn Tugend entstehen, und sich in der Seele befestigen soll. Dadurch wächst die Kraft, die Lust und die Leichtigkeit. Wer oft sich selbst überwand, der braucht am Ende nicht mehr mit sich selbst zu kämpfen, um die Erfüllung der Pflicht von sich zu erlangen. Der Wille beherrscht mit geringer Mühe die Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit schmiegt sich mehr den Forderungen des vernünftigen Willens an.

So viel wir nun auch gethan haben mögen, uns die Befolgung unsrer practischen Grundsätze zu erleichtern: so bleibt doch, wenigstens Anfangs, für den Augenblick, wo von ihnen Gebrauch gemacht

werden soll, Kraft und Ernst aufzubiethen. Noch fügen sich Gedanke und That mit Widerstreben in die Form, welche die Tugend ihnen vorschreibt. Daß geschehe, was diese fordert, dazu muß man sich mit Strenge anhalten. Ist uns der Vorsatz in seiner ganzen Stärke gegenwärtig: so ist es Sache des Willens, die Aufmerksamkeit auf ihn zu richten, ihn fest ins Auge zu fassen, und sich seiner ganz zu ermächtigen. Gewöhnlich entsteht dann in uns ein ungewisses Schwanken zwischen Pflicht und Lust, wo es bald der einen bald der andern gelingt, sich das Uebergewicht zu verschaffen. Diesem müssen wir selbst ein Ende machen, durch bestimmte Entscheidung für die erste. Ueberlassen wir uns lange diesem Schwanken; stellen wir zwischen beiden Vergleichungen an; lassen wir die eigenthümlichen Bewegungen einer jeden, abwechselnd, wie es sich fügt, in uns aufsteigen: so ist der Sieg der andern fast gewiß.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir uns die Uebertretung eines Grundsatzes, auch nicht ein einziges Mal nachsehen; selbst in Dingen nicht, die uns unbedeutend zu seyn scheinen.

Es ist schon eine gefährliche Maxime, in sittlichen Angelegenheiten, etwas für unbedeutend zu halten. Was gegen unsre geprüften Grundsätze ist, mag größere oder geringere schädliche Folgen haben: dies kann seine Verwerflichkeit weder ver-

mehren noch vermindern. In ihm offenbart sich immer ein unsittliches Gemüth; in ihm herrscht immer die Neigung über die Pflicht. Wer bei seinen Handlungen nur nach den äußern Wirkungen fragt, der gewöhnt sich, sie bloß als etwas Nutzbares zu betrachten, und das heilige Ansehen der Tugend aus den Augen zu lassen.

Die kleine Uebertretung zieht die größere nach sich. Die Gründe, die uns das Eine Mal stimmten, werden das andre Mal noch nachdrücklicher auf uns wirken, und leichter bei uns Eingang finden; da das schon zum Theil aus dem Wege geräumt ist, was ihnen entgegen stand. Die Stimme des Gewissens spricht leiser; der Vorsatz wird unkräftiger, die Fähigkeit, ihm zu folgen schwächer, die Begierde heftiger, die Disposition, ihm entgegen zu handeln, größer. Man geräth mit dem Laster in eine Bekanntschaft, die nicht anders als gefährlich seyn kann.

Darum halte man fest und unverbrüchlich an dem, was man sich vorgenommen hat, und lasse sich durch keinen Vorwand davon abbringen. Rasch und entschlossen schreite man zur Ausführung, und handle so, als ob in diesem Augenblicke nichts in der Welt wäre, als das Werk, was wir zu verrichten haben.

Die Strenge, die man darin gegen sich selbst beweist, gewöhnt uns an den Zwang der Pflicht

und macht uns den Sieg über Trägheit und Sinnlichkeit immer leichter.

Für jeden gibt es Tugenden, die ihm besonders schwer fallen. In diesen müssen wir uns am meisten üben, zu ihnen uns oft anhalten, wenn ihre Erweisung auch nicht gerade Pflicht ist, damit diese Art der Thätigkeit uns geläufiger werde, und was uns widerstrebt seinen Einfluß verliere.

Ueberhaupt ist jede Art der Strenge gegen sich selbst, welche durch das angenehme Gefühl des ungehinderten Fortganges gemildert wird, der Tugend vortheilhaft. Geschieht nur oft und ernstlich, was sie fordert: dann wird es auch immer besser und froher geschehen.

Dabei ist es von großem Nutzen, uns von Zeit zu Zeit eine deutliche und unparteiische Uebersicht unsers sittlichen Zustandes zu verschaffen; theils damit wir erfahren, wo es noch fehlt, und wohin wir unsre Bemühungen am meisten zu richten haben; theils um auch daher immer neue Antriebe zur Fortsetzung dieser Bemühungen zu bekommen.

Hier haben wir vorzüglich darnach zu forschen, welche Veränderungen in der letzten Zeit mit diesem Zustande vorgegangen sind. Er bleibt nie derselbe; entweder er verbessert, oder er verschlimmert sich. Das Erste muß immer der Fall seyn, wo wir an unsrer Veredlung thätig arbeiten; wir müssen es da bemerken können, wie unsre Begierden sich re-

nigen, wie unsre Bestrebungen mit den Forderungen der Tugend mehr überein stimmen, wie die Fertigkeit in tugendhaften Handlungen zunimmt, wie wir fester werden im Guten und unzugänglicher für die Reitzungen des Bösen. Und wo wir dieses nicht bemerken, da können wir sicher den Schluß machen, daß es uns an dem nöthigen Ernste gefehlt habe, und daß wir künftig mehr Fleiß und mehr Wachsamkeit werden anwenden müssen. Das Andre ist da unausbleiblich der Fall, wo man sich selbst versäumt.

Wir müssen uns das Zeugniß geben können, daß wir weiter gekommen sind in der Liebe zur Tugend und in ihrer Ausübung, um mit Ruhe an unsre sittlichen Angelegenheiten zu denken.

Zu einer solchen Uebersicht gelangen wir: wenn wir die Resultate unsrer Selbstprüfungen zu einem Ganzen bilden, und aus den einzelnen Beobachtungen, die wir über unser Benehmen angestellt haben, herauszubringen suchen, was wir uns jetzt wohl zutrauen dürfen, und wo wir noch auf unsrer Huth seyn — wo wir uns mit Billigung betrachten können, und wo wir uns noch tadeln — in welchen Tugenden wir Fortschritte machten, und zu welchen wir uns noch eigens anhalten müssen.

Daß wir diesen und jenen Fehler noch häufig begehen, sey uns ein Beweis, daß etwas in uns ist, was ihn begünstigt. Daß wir das Eine und andre Gefühl noch nicht kennen, sey uns ein Zei-

chen, daß gewisse Gedanken und Stimmungen uns noch fremd sind, die es nicht seyn sollten.

Mögen wir bei dieser Gelegenheit durch manche erfreuliche Entdeckung überrascht werden: so werden wir doch auch Bemerkungen genug machen, die uns demüthigen; wir werden wenn wir anders aufrichtig genug sind, immer noch Ursache genug zur Unzufriedenheit mit uns selbst antreffen; und dieses wohlthätige Gefühl dürfen wir nie unterdrücken. Es erinnert uns an unsre wahre Verfassung, und wahrt uns, nicht stille zu stehen. An seine Stelle würde eine sehr verderbliche Einbildung treten; vielleicht ein Dünkel, der uns den größten Gefahren unbewacht bloß stellte. Zufriedenheit mit sich selbst ist nicht fern vom moralischen Stolze, und dieser eine Unart, die alles Gute schnell wieder vernichten kann, was wir uns mit Mühe angebildet haben.

Auf der andern Seite darf aber jene Unzufriedenheit nicht gänzliche Mißbilligung seyn, die leicht in Verzweiflung an uns selbst und in Selbstverachtung übergeht. Diese kann auch nur in verstimmten Gemüthern entstehen. Haben wir redliche Bemühungen angewendet: dann sind wir auch weiter gekommen; und dessen dürfen und sollen wir uns freudig bewußt werden; darüber dürfen und sollen wir das Zeugniß unsers Gewissens vernehmen, damit die Lust wachse und der Muth sich beseure, damit wir unsre Würde ganz fühlen,

und sie nachdrücklicher behaupten, und damit der Friede der Tugend uns weihe zum fernern ernstlichen Streben.

Endlich darf man auch nicht die Pflicht vergessen, Geduld mit sich selbst zu haben — eine Pflicht, die nur dem bessern Menschen gilt, und diesem oft eben so schwer wird, als dem Schlechten leicht.

Auch der Frömmste fühlt zuweilen Kälte, wo sonst sein Herz glüht; auch der Edelste liegt zuweilen der Versuchung unter. Das ist das traurige Loos der menschlichen Schwäche. Wenn nur der Kalte sich wieder erwärmt, der Gefallene sich wieder aufrichtet, und der so Gedemüthigte Glauben und Muth behält: dann reift doch das Gute, unter mancherlei Wechsel.

Langsam werden manche Fehler vertilgt, langsam manche gute Fertigkeit erworben. Oft sind die Fortschritte kaum zu bemerken. Man muß nur nicht zweifeln. Im Innern des Menschen arbeitet es nicht selten am mächtigsten, wenn es am wenigsten bemerkt wird. Das höhere Leben, wo es einmal in der Seele angeregt ist, strebt rastlos empor zur Verklärung.

Der Charakter

und

die Bestimmung

des

Mannes,

von

Friedrich Ehrenberg.

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

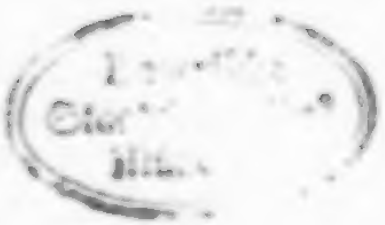
Ein Gegenstück

zu des Verfassers

Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte.

Leipzig, 1808.

Bei Heinrich Gräfner in Elberfeld gedruckt.



Vorrede.

Die vorliegende Schrift hat die Abſicht, das Bild eines edeln männlichen Charakters ſo darzuſtellen, wie in der, auf dem Titel genannten das Bild der edeln Weiblichkeit dargeſtellt iſt. Man hat dieſe Arbeit gewünſcht, und ich habe mich dazu entſchloſſen, weil es bisher an einem ſolchen Werke gefehlt hat. Die praktiſchen Schriften, die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen, enthalten entweder allgemeine Lehren der Moral und der Klugheit oder beſondere Regeln für die ſpeciellen Lebensverhältniſſe des Mannes. Ueber den unterſcheidenden Charakter des Mannes fin-

det man darin wenig. Pockels treffliche Schrift „der Mann“ ist ein Gemählde der ursprünglichen Natur des Mannes, seiner Anlagen, Dispositionen und Neigungen. Ich wollte den Mann zeichnen, wie ihn die Vernunft fordert.

Daß der Mann sich durch Grundsätze, Entschlossenheit, Muth, Festigkeit, Kraft, Gewalt über sich selbst, edles Selbstgefühl und ein energisches, ausgebreitetes Wirken auszeichnen müsse, ist bekannt genug. Aber die psychologische und moralische Entwickelung, die genauere Begrenzung dieser Eigenschaften und die Bestimmung ihres Verhältnisses zu den Erscheinungen der Zeit war um so mehr Bedürfniß, je schwankender gewöhnlich die Begriffe derselben — und je mehrern Mißdeutungen sie ausgesetzt sind

Diejenigen welche die Natur und das Leben des Menschen kennen, werden die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht übersehen. Daher hoffe ich für die Mängel derselben Nachsicht zu erhalten.

Es ist überall mein Bestreben gewesen, in das Innere der menschlichen Natur zu dringen. Vielleicht finden sich hier einige Bemerkungen,

die zur Versicherung der Menschenkunde dienen können. Bey der Vorlesung über die Entschlossenheit ist es mir nützlich gewesen, Garves Abhandlung über diesen Gegenstand gelesen zu haben.

Die Form der Vorlesungen wurde deswegen gewählt, weil die verhandelten Gegenstände, die oft genaue Erörterungen nothwendig machten, das Feuer der eigentlichen Rede selten gestatteten, und ich doch dem Vortrage mehr Lebhaftigkeit zu geben wünschte, als in der bloßen Abhandlung möglich ist.

Manche Gegenstände, die hier noch zu berühren gewesen wären, sind deswegen übergangen worden, weil sie in des Verfassers Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst, freilich in allgemeinerer Hinsicht schon sind dargestellt worden, und ich also auf diese Schrift als Ergänzungsstück verweisen kann.

Berlin, den 5. Januar 1808.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

I. Grundzüge zum Ideale ächter Männlichkeit . 1.
II. Das männliche Selbſtdenken . . . . . 31.
III. Menſchen- und Weltkenntniß . . . . . 59.
IV. Ueber die Behandlung der Einbildungskraft. 81.
V. Ueber die äſthetiſche Bildung. . . . . 114.
VI. Ueber den moraliſchen Charakter des Mannes 136.
VII. Ueber das Handeln nach Grundſätzen . . 161.
VIII. Ueber die männliche Entſchloſſenheit. . . 198.
IX. Ueber den männlichen Muth. . . . . 226.
X. Ueber den männlichen Muth. (Fortſetzung.) 248.
XI. Ueber männliche Feſtigkeit . . . . . 268.
XII. Ueber den männlichen Ernſt . . . . . 292.
XIII. Ueber die männliche Kraft. . . . . 318.
XIV. Die Gewalt des Mannes über ſich ſelbſt . 330.
XV. Enthuſiasmus und Wahnſinn. . . . . 350.
XVI. Das edle Selbſtgefühl des Mannes . . . 380.
XVII. Der Wirkungskreis und die Thätigkeit des Mannes . . . . . 402.

I.

Grundzüge zum Ideale echter Männlichkeit.

Ich darf wohl voraussetzen, meine geschätzten Jünglinge, daß Sie den Wunsch haben, einmal in ihren künftigen Verhältnissen, im edelsten Sinne des Wortes, als Männer erfunden zu werden. Nur gemeinen Seelen, verweichlichten Geschöpfen, in denen alles Selbstgefühl, alle Empfänglichkeit für das Große und jede Ahnung ihrer Bestimmung ausgetilgt ist, kann jener Wunsch fremd seyn: — nicht denen, die sich auf sich selbst verstehen, die das heilige Wort der Natur noch vernehmen, und die Zwecke derselben verehren.

Die Natur hat gewollt, daß Sie Männer seyen; Sie müssen sich selbst verachten, wenn Sie es nicht sind. Ein erhabenes Ziel ist Ihnen aufgestellt; sie sind ihrer selbst unwürdig, Schande wird sie bedecken, wenn Sie es nicht erreichen, wenn Sie sich nicht wenigstens aus allen Kräften bestreben, ihm nachzukommen. Wichtige Geschäfte sind Ihnen anvertrauen; nur als kräftige Männer werden Sie dieselben mit Ehre vollführen. Kostbare Preise sind zu erringen; nur der Mann erlangt sie durch männliche Anstrengung. Auf Männer setzt das Vaterland sein Vertrauen; Männer müssen seine Vertreter und Beschützer, die Pfleger seiner Wohlfahrt, die Beförderer seines Ruhmes seyn.

Echte Weiblichkeit ist allerdings eine herrliche Gestalt der Menschheit; aber nur an den Frauen gefällt sie, sie darf nicht aus ihrer Sphäre. Besänftigend mag sie auf den oft wilden Sinn des Mannes wirken, aber sie darf nicht in ihn übergehen. Was an den Frauen weiblich ist, das ist an den Männern weibisch. Diese können allein in gebildeter Männlichkeit etwas wehrt seyn.

In einigen seltenen Individuen hat die Natur selbst den männlichen Charakter hervorgebracht

damit ſie die Muſter der Übrigen würden. Den Meiſten hat ſie nicht mehr als die Anlagen mitgetheilt. Eigne Bildung muß auch hier zum Vollkommnen führen. Sie kann aber bloß denjenigen gelingen, denen das Ideal des echten Mannes rein und klar vor Augen iſt, die tief im Gemüthe dafür begeiſtert ſind, und die mit eben ſo viel Beſonnenheit als Ernſt demſelben nachſtreben.

Nicht häufig findet ſich indeß dieſes Ideal in gehöriger Beſtimmtheit und Wahrheit. Die jugendliche Phantaſie begnügt ſich gewöhnlich mit ſchwankenden Zügen und verſchobenen Bildern; die Lebhaftigkeit des Gefuhls läßt es nicht zur Deutlichkeit der Einſicht kommen. Die Natur, vielfach angeregt, und ihrer ſelbſt noch nicht gewiß, erſchöpft ſich in feurigen Aufwallungen, ohne zu wiſſen, wohin ſie will. Sie ſchmeichelt ſich nicht ſelten mit dem Großen, während ſie von Selbſtgefühl und Eitelkeit beſeſſen iſt. Für jede Verirrung empfänglich, fällt ſie leicht dem anheim, was ſich ihr durch ſeinen Schimmer am meiſten anpreiſt. Die Weichlichkeit des Zeitalters hört nicht auf, an jenem Ideale herabzuſtimmen, bis ſie alles Herrliche an ihm vertilgt hat. Auch fehlt es nicht an Vorurtheilen, Irrthümern, falſchen Anſichten und mächtigen Leidenſchaften,

die Koketterie verunstalten. Daher die vielen abscheulichen Verbildungen, die man nicht ohne Wehmuth wahrnehmen kann. Daher, daß sich uns Rohheit, Renommisterey, Tollkühnheit, Affectation, Paradiersucht, Eigendünkel, unbesonnenes Absprechen und unverschämtes Treiben so oft als etwas Männlich-Edles aufdringen wollen.

Lassen Sie mich versuchen, Ihnen das Ideal des Mannes, der seinen Charakter wahr und vollständig ausdruckt, jetzt in allgemeinen Umrissen darzustellen, und dann, in einigen folgenden Vorträgen, noch diejenigen Eigenthümlichkeiten besonders hervorheben, die einer vorzüglichen Beherzigung werth sind.

Was das Edelste in der menschlichen Natur überhaupt ist, das muß auch dem männlichen Charakter zum Grunde liegen — Moralität. Ehe man Mann seyn kann, muß man Mensch seyn; und Mensch ist man nur durch Sittlichkeit. Sittlichkeit ist das höchste und ehrwürdigste Gesetz des menschlichen Daseyns. Ohne sie kann man vieles seyn, aber nichts Würdiges — vieles leisten, aber nichts, was Ehre bringt. Die Sittlichkeit hält die widerstrebenden Kräfte unsers Wesens zusammen, und bildet sie zu einer zwar ernsten, aber doch auch fröhlichen Harmonie. Sie

ſchafft das wahrhaftige Leben, wodurch wir der Menſchheit angehören. Das Ebenmaß der Natur kann nur durch Sittlichkeit erreicht, ihr geheimnißvoller Sinn nur durch Sittlichkeit verſtanden werden. Iſt nicht aber das die große Aufgabe des Mannes, mit der Natur in ſich und außer ſich in Einſtimmung zu ſeyn? Sittlichkeit iſt die Frucht der Selbſtüberwindung. Durch die Anſtrengungen der Selbſtüberwindung aber bewährt ſich der männliche Charakter. In der Sittlichkeit erweiſt ſich die wahre Freiheit des Menſchen. Worüber iſt man aber wohl mehr einverſtanden, als darüber, daß Freiheitsſinn und Freiheitsgefühl ein weſentlicher Beſtandtheil der männlichen Würde ſey? Unſittliche Menſchen ſind immer in gewiſſer Hinſicht Weichlinge und Knechte. Wenn Sittlichkeit nicht die höchſte Gewalt in uns übt: ſo thut es entweder die ſinnliche Begierde, oder der Egoismus. Beide aber vertragen ſich nicht mit echter Größe, die der Stolz des Mannes — und nach welcher ſein Sinn immer gerichtet iſt.

Ich gebe zu, daß man bei Menſchen, die ohne alle Sittlichkeit ſind, zuweilen manche männliche Eigenſchaft antrifft; aber auch in der Reinheit, die das Ideal verlangt — mit der Würde, welche allein wir achten können — in dem Zu-

sammenhange mit den übrigen, wodurch sie fähig wurde, mit ihnen ein Ganzes und immer mehr vervollkommnet zu werden? Überall bringt die Natur einzelnes Herrliches hervor; aber den Menschen ehrt nur das, was er selbst geschaffen hat; und der Geist seiner Schöpferkraft ist seine Sittlichkeit. Ihm gebührt es, das Zerstreute zu verbinden, und durch Sittlichkeit darzustellen in der Einheit seiner Natur.

Männliche Thaten sind wohl von Unsittlichen verübt worden; dafür hat die Menschheit geweint und geblutet, während sie sich derer immer stolz gefreut hat, die sie mit Recht als Männer pries.

Wähnen Sie nicht, daß es Ihnen je gelingen werde, für echte Männer zu gelten, wenn sie nicht zugleich rechtliche und wohlwollende, mäßige und großmüthige sind. Wähnen Sie nicht, daß man Ihnen je irgend eine Würde zugestehen werde, wenn Sie nicht das Document derselben in der Brust tragen, und in Thaten verweisen. Oft ist die Welt durch falschen Schimmer betrogen worden; aber nie ist sie auch an denen ungerächt geblieben, die es wagten, ihrer zu spotten; schwer haben die Elenden ihre Schuld bezahlt, wenn auch erst vor dem Gerichte der Nachwelt. Lernen Sie verachten die Ehre, deren Sie Ihr Herz

nicht für würdig erklärt. Eben durch dieſe Verachtung werden Sie beweiſen, daß Sie derer wehrt ſind, zu denen man in die Vergangenheit zurück blickt, wenn man für das Zeitalter nur Scham und Thränen hat.

Mit der Moralität hängt die Religioſität genau zuſammen — zwar nicht irgend eine beſtimmte Form derſelben, aber ihr Geiſt und ihr Weſen. Der moraliſche Menſch glaubt immer an etwas Höchſtes und Ewiges, mögen auch ſeine Worte anders lauten. Wie ſollte er nicht an das glauben, was er im Herzen trägt, und deſſen heilige Gewalt er täglich an ſich erfährt? Religioſität des Herzens hat gewiß zu allem mitgewirkt, was die Menſchen Vortreffliches hervorgebracht haben. Wie ſollte denn ohne ſie zu Stande kommen, was unter allem das Vortrefflichſte iſt — Reinheit und Adel des Gemüthes? Aus der Vereinigung beider geht das Göttliche im Leben hervor. Verehrung des Höchſten und Ewigen erzeugt allein reine, ſtandhafte, ſiegreiche Liebe zum Guten. Alle jene Ausgezeichneten, die als Männer geduldet und gehandelt haben: ſind ſie nicht von irgend einem Höchſten und Ewigen erfüllt geweſen, und ſind nicht daher gekommen ihr Heldenmuth, ihr Feuereifer und ihre

Anstrengungen? Die Welt, in ihren äußerlichen Erschütterungen, hat das Große nicht; sie kann den Menschen nur anregen, daß er es in sich und über sich ergreife, und es dann in sie hinein bilde.

Ist überall nur Mechanismus des Staubes: dann müssen wir aufhören, von irgend etwas Großen zu reden. Wir täuschen uns mit schimmernden Worten, und betrügen uns um das Reelle. Alles ist klein und gemeiner Statur. Die Phantasie mag sich an den schönen Phrasen von Mannheit und Würde ergötzen; es gibt keinen Lohn und kein Gutes an sich. Die Kraft gilt nur, weil man damit etwas ausrichtet. Im Übrigen ist es des Weisen Sorge, zu genießen so viel und so gut er kann, und nicht in leeren Träumen zu verscherzen das flüchtige Leben.

Möge sich Ihnen nie der traurige Irrthum bemächtigen, der für das untrügliche Zeichen eines männlichen Charakters hält, daß man verwerfe und verachte, was sich nicht durch die Sinne wahrnehmen läßt. Wäre das Ihre Meinung, dann hätte ich kein Wort weiter an Sie zu verlieren. Alles, was ich Ihnen sagen kann, müßte Sie entweder unverständlich oder ungereimt dünken. Indem ich Ihnen den echt männlichen Cha-

ralter ſchildre: muß ich auf den Glauben an ein Höchſtes und Ewiges bauen; ich muß Stimmungen und Beſtrebungen zur Sprache bringen, die ohne dieſen Glauben nichts ſind; ich muß auf etwas Feſtes und Haltendes hindeuten, was in dieſen untern Regionen nicht gefunden wird; ich muß eine Conſequenz des innern Lebens, eine Einheit und Selbſtgewalt berühren, die nur unter der Bedingung möglich iſt, daß wir mit etwas in Verbindung ſtehen, was höher iſt als alles, womit wir durch unſern äußerlichen Menſchen in Berührung kommen; ich muß Gefühle in Anſpruch nehmen, die zwar im Tiefſten unſers Daſeyns ſich regen, von welchen aber jene Aufklärung, die nur das Sichtbare gelten läßt, ſchon längſt glaubt dargethan zu haben, daß ſie eitel Schwärmerei ſind.

Moralität und Religioſität ſind die Grundbeſtimmungen der edlern Menſchheit überhaupt und des männlichen, wie des weiblichen Charakters insbeſondere. Aber wie die Erſcheinung derſelben in die Eigenthümlichkeiten jeder Individualität eingeht: ſo modificirt ſie ſich auch nach den Beſonderheiten des Geſchlechtes. Beide bilden das Verhandene, aber ſie zerſtören nicht

das Werk der Natur. Ihr Weſen iſt überall daſſelbe, aber der Ausdruck deſſelben verſchieden nach der Verſchiedenheit des Stoffes. Die Natur hat gewollt, daß die Menſchheit in zwei verſchiedenen Richtungen ſich entwickeln; darum ließ ſie dieſelbe in zwei Geſchlechter zerfallen, ſo daß jedes ſeinen eignen Charakter behauptet, und in eigner Vortrefflichkeit hervorragt, beide aber, durch das gegenſeitige Bedürfen zur Darſtellung eines vollendeten Ganzen, und durch das gemeinſchaftliche höhere Leben in religiöſer Sittlichkeit, wieder verknüpft ſind. Daher darf auch das, worin das Weib vorzüglich iſt, dem Manne nie fehlen; aber es ſoll bei ihm nicht das Herrſchende ſeyn, er ſoll etwas Andres in höherm Grade beſitzen.

In der bürgerlichen Geſellſchaft iſt dem Manne das Öffentliche angewieſen, dem Weibe das Häusliche — dem Manne das Allgemeine, dem Weibe das Beſondre — dem Manne das Umfaſſende und Große, dem Weibe das Beſchränktere und Kleinere, aber darum nicht minder Wichtige und Ehrenwehrte — dem Manne, was Kraft und Muth, dem Weibe, was Innigkeit und Geduld verlangt — dem Manne, was Anſtrengung koſtet, dem Weibe, wozu ſtiller Fleiß gehört —

dem Manne, was durch den tiefſehenden Verſtand und entſchloſſenen Willen, dem Weibe was durch Gemüth und Klugheit entſchieden wird — dem Manne das Erwerben, dem Weibe das Verwenden — dem Manne das Weltgeſchäft, dem Weibe die Angelegenheit der Familie — dem Manne das Ernſte, dem Weibe das Schöne.

Die Geſellſchaft hat hierin nicht nach blinder Willkühr gehandelt; ſie hat das ausgeführet, was die Natur durch urſprüngliche Anlagen und Neigungen andeutete. Wie die Natur in allen ihren Werken das Leiden der Wirkſamkeit, die Empfänglichkeit der Selbſtthätigkeit entgegenſetzt, und beide wieder mit einander verbindet: ſo hat ſie es auch in der Menſchheit gethan. In dem Einen Geſchlechte ſind Empfänglichkeit und Leiden, in dem andern Wirkſamkeit und Selbſtthätigkeit das Verherrſchende. Das weibliche Weſen iſt nicht bloßes Leiden, kein Leiden iſt ohne Entgegenwirken; aber in Vergleichung mit dem männlichen, in welchem das Wirken ſich entſchiedener, freier und kraftvoller zeigt, erſcheint es im Charakter des Leidens. Auf der andern Seite iſt auch das männliche Weſen nicht reine Selbſtthätigkeit, alle menſchliche Thätigkeit ſetzt Empfänglichkeit voraus; aber gehalten gegen das weibliche, mehr aufnehmende

und ſich hingebende Weſen des Weibes, erſcheint es als Selbſtthätigkeit.

Daraus entwickeln ſich folgende Eigenthümlichkeiten der Geſchlechter. Das Weib iſt in der Regel körperlicher ſchwächer als der Mann; die Umriſſe der weiblichen Geſtalt ſind weicher, mehr verfließend, die der männlichen ſchärfer, ausdrucksreller. Das Weib hat mehr Sinn, der Mann mehr Verſtand — das Weib mehr Auge für das Einzelne und ſeine Verhältniſſe, der Mann mehr Blick für das Allgemeine, Groſſe, Weite, Unendliche — das Weib mehr Wärme, der Mann mehr Feuer — das Weib mehr zarte und innige, der Mann mehr lebendige Empfindung — das Weib mehr Trieb des Gefühles, der Mann mehr Stärke des Willens — das Weib mehr Ergebung, der Mann mehr Emporſtreben — das Weib mehr Anhänglichkeit und Treue des Herzens, der Mann mehr Feſtigkeit des Denkens, Wollens und Handelns — das Weib mehr Zuverſicht, der Mann mehr Stolz — das Weib mehr geſtaltende, der Mann mehr ſchaffende Phantaſie, jene ſtellt anſchaulicher dar, und dient den ſanftern Bedürfniſſen des Gemüthes, dieſe hat mehr Gluth, und wirkt entweder für das brauſende Gefühl, oder für die Leidenſchaft, oder für die Entwürfe des

Verſtandes und die Beſchließungen des Willens. Deßwegen iſt auch für den Mann mehr das Genie und die Kunſt, für das Weib der Geſchmack und Genuß, für den Mann die Wiſſenſchaft, für das Weib die Einführung derſelben ins Leben.

Aus dieſen Andeutungen der Natur geht hervor, daß Kraft und Selbſtſtändigkeit, Feuer und Energie, als die höchſten Erweiſungen freier Thätigkeit, die Ideen ſind, die ſie im männlichen Charakter darſtellen wollte. Es iſt nicht ſchwer, darnach die vornehmſten Beſtandtheile des männlichen Ideals anzugeben.

Der Mann ſollte vor allem das Weib an körperlicher Stärke übertreffen. So findet es ſich auch ſchon in der Regel von ſelbſt. Aber der Menſch ſoll es nicht bei dem laſſen, was ſich von ſelbſt findet; alles ſoll an ihm durch eignen Fleiß vollkommner werden. Die Natur bindet ſich nie genau an die Regel; ſie ſcheint ſich oft in Ausnahmen zu gefallen, um die Extreme einander zu nähern. Es gibt unter den Männern geborne Schwächlinge, wie es Weiber gibt, die es mit den meiſten Männern aufnehmen könnten.

Hat die Natur dem Manne Kraft des Kör-

pers verſagt: ſo muß er dieſen Mangel durch gröſſere Kraft des Geiſtes und Stärke der Seele erſetzen, um der Schmach zu entgehen, welche an der männlichen Schwäche haftet. Der Mann darf nicht um Schutz flehen. Kann er nicht vertrauen auf ſein phyſiſches Vermögen: ſo muß er doch vertrauen können auf ſeinen Verſtand, auf die Gewalt, die er über ſich ſelbſt beſitzt und auf die Achtung, welche ſein hoher perſönlicher Wehrt allenthalben einflößt. Dem Manne ward das Recht zu herrſchen verliehen, mit der Fähigkeit dazu. Seine Schuld iſt es, wenn er ſich von dieſer verlaſſen ſieht. Wo der Körper weicht, da ſiege die Einſicht mit dem entſchloſſenen, beharrlichen Willen.

Ein geringes Maß von phyſiſcher Kraft kann durch Übung immer beträchtlich vermehrt werden; und daran darf es keiner fehlen laſſen, der ſich ruhmt ein Mann zu ſeyn. Viele Schwächlinge ſind es bloß durch Weichlichkeit und Verdroſſenheit; ſie haben ihre Kräfte nicht gehörig gebraucht, darum ſind ſie ihnen vergangen.

Wenn indeß die eigentliche Stärke des Körpers nur zu einem geringen Theile in unſrer Gewalt iſt: ſo iſt es ſeine Abhärtung ganz. Sie iſt die Fähigkeit deſſelben, ſolche Dinge, die

ihm gewöhnlich beſchwerlich fallen, oder gar Zerrüttungen in ihm anrichten, leicht und ohne Nachtheil zu ertragen. Der abgehärtete Körper iſt zu groſſen Anſtrengungen aufgelegt; er kann immer, auch über das Maß hinaus, thätig ſeyn; es bringt ihn nicht aus der Ordnung, wenn er der Bequemlichkeit entbehren, und ſelbſt auf die Befriedigung des Bedürfniſſes lange Verzicht leiſten muß; unangenehme Eindrücke afficiren ihn wenig; gegen die Einflüſſe der Witterung, der Nahrungsmittel und ſonſtiger ungünſtiger Umgebungen iſt er gewaffnet.

So ſoll jeder Mann ſeyn. Nichts iſt weibiſcher, als Klagen über Unbehaglichkeit im Munde des Mannes. Sein Körper iſt feſter gebaut, damit er mehr widerſtehen könne. Durch Verzärtelung verliert er eben ſo viel an männlicher Würde, als an Brauchbarkeit zu den Geſchäften, die ſein Beruf mit ſich bringt.

Eine andre, nicht minder weſentliche, Eigenſchaft des echten Mannes iſt ein heller, tief eindringender, viel umfaſſender Verſtand. Dahin geht die Tendenz ſeiner geiſtigen Kräfte. Nur mit einem ſolchen Verſtande kann er ſeiner Beſtimmung im Leben nachkommen. Dem Weibe geziemt das richtige Auge für die fei-

nern Beziehungen der Dinge, schnelles Wahrnehmen dessen, was sich schickt und was nützt, treffende Beurtheilung der Angelegenheiten des häuslichen Lebens und diejenige Klugheit, die durch das Benutzen geringfügig scheinender und oft übersehener Umstände ihre Zwecke sicher erreicht.

Das ist nicht das Talent und die Ehre des Mannes. Die Natur hat ihn für das Grosere gebildet und fur das Ganze. Seine Klugheit soll Weisheit seyn, das heißt, jedes Einzelne immer in die gehörige Verbindung bringen mit dem, was sein letzter Zweck ist, und nur das für Gewinn achten, was er, im sichern Hinschreiten zu diesem letzten Zwecke, erlangt hat. Das Kleine, Heimliche und Versteckte würdigt den Mann herab; Argliſt, Ränke und Heuchelei sind seine ärgste Schande. Auf die hohern Angelegenheiten des Geistes und Herzens soll sich sein Blick richten, und sie ergründen so weit sie ergründlich sind. Die grosen Verhältnisse des Lebens soll er umfassen; die Welt seines Wirkens soll klar vor ihm liegen; jegliches soll sich ihm an seinem Orte und in seinem Zusammenhange zeigen, wie es ist. Sein Verstand muß, wenigstens für die Sphäre, in welcher er wirkt, eine gewisse philosophische

Bildung haben; er muß ſie in ihrer Begränzung, in ihrem Weſen und in ihren Beſtandtheilen, kennen; er muß im Stande ſeyn, überall zu beſtimmen, was das Rechte und Wahre ſey, und wie das höchſte Intereſſe der Menſchheit am beſten beſorgt werde.

Das Maß von wiſſenſchaftlicher Kenntniß, deſſen der Mann bedarf, richtet ſich nach der Beſchaffenheit ſeines Berufes. Es hat große Männer gegeben, die wenig davon beſaßen; aber in vielen Fächern kann man ohne ſie immer ein großer Mann ſeyn. Es gibt indeß gewiſſe Kenntniſſe, die ſo genau mit dem geſammten Intereſſe der menſchlichen Natur und mit dem vernünftigen Gebrauche aller Kräfte zuſammen hangen, daß keiner davon entblößt ſeyn darf.

Das Wichtigſte aber iſt, Freiheit und Selbſtſtändigkeit im Denken. Aberglaube und Vorurtheile werden dem Weibe nachgeſehen; dem Manne ſind ſie ſchimpflich. Er kann ſeinen Verſtand nicht in der Richtung, welche ſeinem Charakter angemeſſen iſt, anſtrengen, ohne ſich über ſie zu erheben. Für ſich ſelbſt zu ſtehen iſt ſein Beruf, der eignen viel geprüften Überzeugung zu folgen, darin ſoll er ſeine Ehre ſetzen. Vorurtheile ſind

aber nicht bloß die Meinungen, welche auf uns herabgeerbt, oder von der Menge zu uns herübergekommen sind; sondern auch diejenigen, welche von den Wortführern der Zeit angepriesen werden, bleiben es so lange, als wir sie nicht in unbefangener Prüfung zu unserm Eigenthume gemacht haben. Für den Mann gibt es keine andre Autorität, als die der Vernunft und der heiligen Regungen des Herzens.

Vorzüglich soll sich die Stärke des Mannes *in seinem Willen* kund thun. Der Wille ist des Menschen eigentliches Selbst und sein königlicher Gebiether. Nur, was aus dem Willen kommt, ist eigentlich aus ihm selbst gekommen. Die Kraft des Willens ist die Seele jeder andern Kraft. Willenlose Menschen haben vergebens körperliche Stärke; sie dient bloß dazu, ihr weibisches Wesen recht auffallend zu machen. Auch sind sie nicht im Stande, frei und consequent zu denken. Der Wille hält zusammen alles was Regsames und Strebendes durch den Menschen verbreitet ist; und alles verliert sich in unsicheres widerspruchvolles Treiben, wo nicht der Wille sich seiner bemächtigt.

Mit dem Willen ist es nicht wie mit den andern Anlagen des Menschen, die sich von selbst

hervorthun. Man muß ſich ermannen, ihn in ſich erwecken, und ſich entſchließen, etwas zu ſeyn und für ſich zu thun. Viele haben offenbar gar keinen Willen; Launen, Neigungen und Triebe bewirken das, was ſie ihre Thaten nennen. Viele wollen zwar, aber ſie wiſſen ſelbſt nicht was. Die Natur hat den Funken höherer Thätigkeit in ſie nieder gelegt, der ſich zufällig entzündet, und ergreift und verzehrt, was er gerade erreichen kann. Viele wollen bald dieſes bald jenes, je nachdem ſich ihnen das Eine oder das Andre vorzüglich anzupreiſen weiß. So ſchnell ſie ſich auf etwas werfen; ſo ſchnell laſſen ſie es wieder fahren, um ſich eines Neuen zu bemächtigen. Alle dieſe müſſen nicht darauf Anſpruch machen wollen, Männer zu ſeyn. Worauf Männeradel ruht, das fehlt ihnen noch.

Der Mann will immer etwas; er will das Rechte; er will es ernſtlich; er weiß was er will; er hat es ſelbſt gewählt. Jeder beſondre Wille iſt der abgemeſſene Theil eines allgemeinen Willens, der ſein ganzes Leben umfaßt, und es an ein Höchſtes knüpft. Er beſtimmt ſich nach Grundſätzen, und beſteht darauf, daß das geſchehe, was er ihnen zu Folge beſchloſſen hat.

Der Eigenſinn iſt das krampfhafte Zucken

der übereilten Schwächen. Kein echter Mann ist eigensinnig. Nur beschränkte Köpfe können eigensinnig seyn. Der Eigensinn ist gar keine Aeußerung des Willens, sondern in der Regel ein Zeichen, daß gar kein Wille da ist. Er ist nichts weiter, als eine, durch Egoismus und Mangel an Umsicht verstärkte, Lebhaftigkeit gewisser Gedanken, die sich nur wollen geltend machen. Im Willen ist immer Einheit und Consistenz, wovon der Eigensinnige gerade am weitesten entfernt ist.

Es sind drei Eigenschaften des Willens, die den kräftigen Mann bilden: Entschlossenheit, Muth und Festigkeit.

Der Entschlossene wird nicht hin und her gezogen durch Berathschlagungen und Bedenklichkeiten. Er weiß was er im Ganzen will, er hat Grundsätze; darum kann es ihm nicht schwer werden, in jedem besondern Falle seine Partie zu ergreifen. So bald er einsieht, welches das Rechte ist, so bald hat er sich auch entschieden, und eilt zur That. Anders dürfen es Männer nicht halten. Unentschlossenes Wesen ist entweder Mangel an Uebereinstimmung mit sich selbst, oder Mangel an Energie, oder Furchtsamkeit. Verstand und Wille kränkeln an unmännlicher Schwäche. Wo ist auch je von unentschlossenen

Menſchen etwas Großes geleiſtet werden? Sie bedenken ſich noch, wenn die Gelegenheit zu handeln ſchon vorbei iſt; gewöhnlich muß Verſpätung den Ausſchlag geben. Erlangen ſie ja irgend eine Beſtimmung über ſich: ſo treibt ſie der Gedanke, ob es nicht doch beſſer geweſen wäre, das Andre gewählt zu haben, ſo in die Enge, daß ihnen alle Freiheit des Thuns vergeht, und nichts recht zu Stande kommt. Auch iſt es nicht ſelten, daß ſie das kaum Angefangene wieder fahren laſſen, um das früher Verworfene zu ergreifen, und bald wieder zu jenem zurück zu kehren. Raſch, beſtimmt und ausdruckend ſein innerſtes Leben iſt das Handeln des Mannes. Dadurch eben wird er der Urheber großer Thaten.

Der Muth glaubt nicht an die Gefahr. Er hält das Übel, welches ihm zuſtoßen könnte, für gering, für unvergleichbar mit dem Gute, dem er begeiſtert nachſtrebt, oder er hofft, im Vertrauen auf ſich ſelbſt, es zu überwinden. Im Muthe zeigt ſich die Macht des Willens; die freie innere Kraft erhebt ſich über das äußere Geſchick. Der Mann muß ſchlechterdings Muth haben. Die Schwäche mag verzagen — nicht wer etwas vermag. Das Weib darf zittern; Furcht hängt mit den zarten und ſanften Gefühlen der

Weiblichkeit genau zusammen. Ein hoher Grad von Muth beleidigt uns in einer weiblichen Seele, die ihren Schutz suchen soll bei ihrer Unschuld, Anmuth und Wehrlosigkeit. Aber wenn der Mann nicht der Gefahr ins Angesicht sehen kann, ohne zu erschrecken, wenn er nicht freiwillig mitten in den Sturm tritt: dann ist er dieses Namens nicht wehrt. Er ist für die Gefahr geboren, im Kampfe mit ihr soll er seine Ansprüche geltend machen. Schon seine Sittlichkeit besteht nicht ohne Muth; sie, die beim Weibe eine Frucht schöner Herzenstriebe ist, muß bei ihm im Streite mit widerstrebenden Neigungen erzwungen werden. Und wie viele Ehre bringende Arbeiten gibt es für den Mann, die ohne Muth nicht zu vollführen sind! Daher auch in jedem Zeitalter die Proben des Muthes den richtigsten Maßstab für das abgeben, was seine Männer wehrt sind, und was man sich von ihnen versprechen darf.

Mit dem wahren Muthe muß sich Festigkeit vereinigen. Wer wagen kann, muß auch aushalten können. Der echte Mann muß sich gleich bleiben in dem, was er billigt und was er will. Freilich soll er empfänglich seyn für Belehrung und Berichtigung seiner Einsicht. Aber so lange diese nicht bei ihm gereift ist, so lange er nicht

mit seinem ungetheilten Wesen etwas anders seyn kann, soll er seyn, wozu er sich einmal bestimmt hat. Wie er sich nicht nach Einfällen und Neigungen entschließen darf: so darf er auch nicht nach Einfällen und Neigungen von der gefaßten Entschließung abgehen. Unbewegliches Ruhen auf sich selbst muß ihm seine männliche Würde versichern, und ihm den Glauben an etwas Haltbares bewahren. Sich in augenblicklicher Aufwallung, im Rausche der Phantasie zu etwas Großem entschließen, trotz der Gefahr die damit verbunden ist, das will noch wenig sagen; aber darin zeigt sich das Ehrenwehrte, daß man, bei allen Unannehmlichkeiten, Beschwerden, Entbehrungen, und Versagungen, nicht von sich selbst läßt, daß man das, was man einmal gewollt hat, immer und unter allen Umständen will. Auf Männer muß man sich verlassen können; wie kann man das, wenn sie nicht fest sind? Wo Verstand und Wille das Wort führen: da muß dieses Wort unverbrüchlich seyn. Der Gehalt des Mannes ist eins mit seiner Festigkeit.

Wo Kraft des Willens ist: da wird sich auch die Kraft im Handeln zeigen, die in dem vollendeten Bilde edler Männlichkeit nicht vermißt werden darf. Handeln ist das Leben des Man-

nes. Zu großer Thätigkeit hat ihm die Natur das Vermögen gegeben; die Güter, die sie ihm bereitete, sind der Preis seiner Thätigkeit; durch Thätigkeit allein entwickeln sich seine Anlagen; Thätigkeit muß ihn üben und stärken; ohne sie wird kein rechter Charakter gebildet. Der Wehrt des Mannes für die Welt, fällt zusammen mit seinem Wirken. Das Weib wird in sehr vielen Fällen durch Dulden verherrlicht; Geduld ist seine Seelenstärke. Bei dem Manne ist das Dulden Bedingung des Thuns; er soll den Schmerz überwinden, damit er durch denselben nicht aufgehalten werde in seiner Bahn. Sein Dulden selbst ist Entgegenwirken, während das Dulden des Weibes mehr stilles Hingeben ist. Die Bewegung des Leidens kann sich seines Gemüthes nicht ganz bemächtigen, weil es in der höhern Bewegung der Anstrengung ist. Aus den Thaten des Mannes muß man sehen, welche Ansprüche er machen kann. Daß er viel wirke, daß sein Einfluß sich möglichst weit verbreite, daß er sich dem, was er begonnen hat, mit Ernst und Begeisterung widme, daß er es fest ins Auge fasse, seine ganze Kraft daran wende, daß er keine Mühe scheue, und durch kein Hinderniß abgeschreckt werde, daß er, wo Pflicht und Ehre ihn in An-

ſpruch nehmen, ihnen ganz genug thue, daß jedes zur rechten Zeit und am rechten Orte geſchehe, das muß das Beſtreben des Mannes ſeyn.

Schande dem Elenden, der ein Daſeyn verträumen, in Genüſſen verſchwelgen, oder durch Trägheit herabwürdigen kann, das ihn zu ſo wichtigen Geſchäften aufferdert. Schande dem Verächtlichen, der mit Werten der Welt ſeine Schuld zu bezahlen denkt. Nein, Ihnen, die Sie die Würde des Mannes kennen, und wünſchen, dieſelbe zu behaupten, Ihnen müſſe Thätigkeit Bedürfniß und Luſt ſeyn; Sie müſſe man nie unwillig oder unſchlüſſig finden, wo eine nützliche Arbeit zu übernehmen iſt; in Ihrem Munde müſſe man nie die Klage hören, daß etwas ſchwer ſey. Das allein ſey Ihnen des Daſeyns Gewinn, daß ſie es in ununterbrochenen Anſtrengungen verzehren, und daß vieles Sie überlebe, was durch Sie entſtanden iſt.

Doch das Handeln des Mannes muß auch auf etwas gerichtet ſeyn, das ſeiner würdig iſt. ſeiner würdig iſt aber nur das Groſſe; darum iſt der Sinn für das Groſſe eine weſentliche Eigenſchaft im Charakter des echten Mannes. Dem Großen ſoll ſein Herz offen ſtehen; das Groſſe ſoll in den Idealen des Geiſtes hervorglänzen;

das Groſſe ſoll er ſich überall zum Zwecke ſetzen. Gröſſe muß man in allem ſehen, was aus ſeinen Händen hervorgeht. Gröſſe iſt es, was die männliche Seele anſtrebt; Gröſſe iſt das Gepräge, das ſie allen ihren Schöpfungen aufdrückt. Freilich dürfen Männer auch das Kleine nicht verſchmähen; aus dem Kleinen erhebt ſich faſt immer das Groſſe. Aber es ſoll ihnen Mittel des Groſſen ſeyn; ſie ſollen es mit groſſem Gemüth behandeln. Wie das Weib für das Schöne: ſo iſt der Mann für das Groſſe organiſirt. Dahin weiſet ihn ſein Verſtand; dahin erhebt ihn ſeine Vernunft; dafür entflammt ihn ſeine Phantaſie.

Der echte Mann erblickt in allem zuerſt, was darin Groſſes iſt; von dem Groſſen wird er am meiſten angezogen; das Groſſe bezeichnet ſeine Gedanken und ſeine Entwürfe. Er will der Gröſſe huldigen; er will ſelbſt groß ſeyn; er will das Groſſe vollbringen. Das Gefühl ſeiner Kraft iſt nichts andres, denn Durſt und Streben nach Gröſſe. Daher ihn auch nichts mehr empört, als wenn er wahrnimmt, wie die Menſchen das Groſſe mishandeln, wie ſie ſich ſelbſt immer mehr auf das Kleine beſchränken, und wie die meiſten Bemühungen und die koſtbarſten Mittel für das Unbedeutende aufgewendet werden.

Das iſt gewiß ein entartetes Zeitalter, deſſen Männer nicht mehr für das Große glühen. Wo nicht das Große der Seele verſchwebt und ſie entflammt, da wird auch das Kleine nicht geleiſtet werden. Nur ſey der Sinn für das Große ein erleuchteter und beſonnener; nur wiſſe er die wahre Größe zu unterſcheiden von der bloß ſcheinbaren, die Größe des innern Gehaltes von den Blendungen des Schimmers.

Das ſicherſte Zeichen wahrer männlicher Kraft iſt die Gewalt, die man über ſich ſelbſt hat. Der Mann ſoll kein Sclave ſeyn, auch nicht von ſich ſelbſt, von ſeinen Angewöhnungen, von ſeinen Vorurtheilen, von ſeinen Empfindungen, von ſeinen Gemüthsſtimmungen und von ſeinen Leidenſchaften. Die Gewalt, die wir über andre Dinge beſitzen, beſitzen wir allein dadurch, daß wir uns ſelbſt in der Gewalt haben, daß wir die Eindrücke, die ſie auf uns machen, ſelbſt beſtimmen, einſchränken und bilden, daß wir den Vorſtellungen, die ſie uns geben, gebiethen, die Gefühle und Begierden, die ſie in uns erwecken, mit freiem Willen beherrſchen.

Wer ſich nicht in der Gewalt hat, der ſteht unter fremder Gewalt; er wird wenig vermögen, wenn auch ſonſt ſeine Kraft noch ſo groß iſt. Der

Zufall und äußerliche Dinge machen aus ihm, was ihnen gefällt.

Das ist die wahre Kraft des Menschen, daß er sich selbst sein Gesetz gibt, und nie etwas ist, als was er seyn will, und zwar deßwegen seyn will, weil er dies für das Beste erkennt. Der echte Mann hängt von nichts ab, als von seiner Überzeugung; er duldet nichts in sich, und gibt sich an nichts hin, als was seiner Überzeugung angemessen ist; er wird nie zu etwas fortgerissen, was er nicht überdacht und gebilligt hat. Er weiß seinen Gedanken jede beliebige Richtung zu geben, jede Zerstreuung von sich abzuhalten, und alles von sich zu entfernen, was nicht zu seinem gegenwärtigen Zwecke gehört. Kein körperliches Mißbehagen stört ihn; keine Empfindung mischt sich verstimmend in sein Thun; keine Idee bemächtigt sich seiner mit der Gewalt, daß sie ihn an der ruhigen und allseitigen Ansicht hindert; keine Laune trübt ihm das Licht worin er Dinge erblickt; keine vorgefaßte Meinung bestimmt sein Urtheil. Für ihn gibt es keine Nöthigung zu gewissen Handlungen; nichts ist ihm je zum Bedürfnisse geworden, daß er nicht mehr darüber verfügen könnte. Er kann sich von jeder Beschäftigung und von jedem Vergnügen losreißen.

Er kann ſich freiwillig zu dem entſchließen, was ihm beſchwerlich oder gar ſchmerzlich wird. Er kann jeden Affekt unterdrücken und jeder Leidenſchaft das Ziel ſetzen, das ſie nicht überſchreiten ſoll. Er hat nicht allein Willen; ſein Wille ſiegt auch überall und unterwirft ſich alles. Deßwegen ſind auch dem Manne alle Geſinnungen ſo natürlich, welche eine gewiſſe Hoheit der Seele verrathen, wohin vorzüglich Großmuth und Edelmuth gehören. Weil Männer ſich ſelbſt beherrſchen ſollen, darum müſſen ſie Beleidigungen ertragen können. Sie dürfen ihr Recht zurück fordern von der Unterdrückung, ſie dürfen das Unrecht beſtrafen; aber ſie dürfen ſich nicht den Aufwallungen und Eingebungen der Erbitterung überlaſſen. Dieſe ſind die Zeichen einer Leidenſchaft, welche nur bei der Schwäche gefunden werden ſollte, und die der, welcher Gewalt über ſich ſelbſt hat, nicht in ſich aufkommen läßt. Am wenigſten darf der Mann über kleine Beleidigungen entrüſtet werden; er muß zu viel Selbſtgefühl haben, als daß er nicht dergleichen verachten ſollte. Er muß ſo viel Ehrfurcht einflößen, daß man es nicht leicht wagt ſich an ihm zu vergreifen. Wagte man es indeß doch: ſo ſtehen ihm zweckmäßige Mittel genug zu

Gebothe, ſich zu ſichern oder Genugthuung zu verſchaffen. Niederträchtigkeit aber iſt es, den Beſiegten zu mißhandeln oder die Schwäche anzutaſten. Wer das kann, der wird ſchwerlich fähig ſeyn, es mit dem Großen aufzunehmen.

Des Mannes Beruf iſt, der Schutz der Schwache zu ſeyn, und beſonders dann, wenn die Schwäche ſich ſelbſt achtungswerth macht. Am Weibe ſoll er ſie ehren. Weit entfernt, ſich irgend eine Verletzung deſſelben zu erlauben, ſoll er ihm überall mit Nachſicht und Delikateſſe begegnen. Dem Weibe ſoll er eine Schonung zeigen, zu der keine Überlegenheit der Gewalt ihn verwegen würde. Dem Weibe ſoll es freiwillig gewähren, was er dem trotzig fordernden Manne verſagen würde.

Männern muß kein Opfer groß ſcheinen. Durch Selbſtverläugnung geziemt ihnen zu beweiſen, daß ſie Gewalt über ſich ſelbſt haben. Auf das Liebſte müſſen ſie Verzicht leiſten, wo es darauf ankommt, etwas Nützliches zu bewirken. Die größere Stärke des Körpers und des Geiſtes, welche die Natur dem Manne verliehen hat, ſolle ihm ein Wink ſeyn, daß er ſich in jeder Handlung durch das auszeichnen muſſe, worin ſich die Macht und Erhabenheit des Gemüthes offen-

kart, und daß er nur dann ſich ſelbſt getreu blei-
be, wenn er, das Gemeine verachtend, ſich in der
Würde einer ſelbſtthätigen und ſelbſtſtändigen Na-
tur darſtellt.

Hiermit hängt das Ehrgefühl genau zu-
ſammen. Es ſoll beim Manne das ſeyn, was
beim Weibe die Delikateſſe iſt. Er ſoll zunächſt
ſich ſcheuen, andern durch niedrige Geſinnungen
und ein unmännliches Betragen verächtlich zu wer-
den; weil er eben damit auch ſeine eigne Achtung
verliere. Er ſoll eher alles andre dulden, als die
Schande — ich meine die wahre Schande, wel-
che heradwürdigende perſönliche Eigenſchaften be-
gleitet. Es ſoll ſeine Natur ſeyn, das Schändli-
che immer gleich als ein ſolches zu erkennen und
zu verabſcheuen.

Ihm ſoll aber auch daran liegen, daß man
ihm das zutraue, was Männer adelt; nicht als
ob er durch die Meinung andrer an Wehrt ge-
wönne, ſondern weil dieſe Meinung ihm Einfluß
verſchafft, weil man ſie ordentlicher Weiſe nicht
erlangen kann, als durch Weher und Verdienſte,
und damit er daran einen Spern mehr habe, ſich
in dem Vortreflichen auszubilden.

Das wahre Ehrgefühl iſt das Eigenthum gro-
ßer Seelen, und wo es Platz genommen hat, da

dert es nicht auf, allem Großen im Gemüthe Nahrung zu geben.

Endlich geziemt auch noch dem Manne edler Stolz. Dieſer Stolz iſt das ſtille Bewußtſeyn der Kraft und des Werthes. Er iſt weit entfernt von aller Anmaßung; er will nichts geltend machen; er verachtet nichts neben ſich; er hat nicht einmal eine beſtimmte Vorſtellung von einer beſondern Vorzüglichkeit. Ihn können nur diejenigen haben, die etwas in der That und ganz ſind, die deßwegen an ſich ſelbſt halten, und, im Vertrauen auf ihr Vermögen, ſich in einer nie geſtörten Ruhe behaupten. Dieſer Stolz ſpricht ſich im ganzen Weſen aus; aber er drückt niemand. Er gibt dem ganzen Weſen eine gewiſſe Haltung, die das natürliche Bild erhabener Geſinnungen iſt. Das iſt es, was man unter der äußern Würde des Mannes verſteht, und was ihm überall Ehrerbietung verſchafft. Dadurch werden ſeine kühne Entſcheidungen, ſeine feſte Befehle, und ſeine tiefe Gegenwart gebiethet den wildeſten Stürmen.

Sie ſehen hier die vornehmſten Züge zu dem Bilde des vollendeten Mannes. Wenn es mir nicht gelungen iſt, dieſelben ſo lebendig als ich es wünſchte darzuſtellen: ſo glaube ich doch in An-

ſehung der Wahrheit derſelben auf die Zuſtimmung Ihres Verſtandes und Herzens rechnen, und mir ſchmeicheln zu dürfen, das einiger Maßen zur Klarheit erhoben zu haben, was Sie ſchon lange dunkel fühlten. Mögen Sie ſelbſt ſich dieſes Ideal weiter ausbilden, um ſich daſſelbe immer gegenwärtig zu halten, und ſich zu den wirkſamſten Beſtrebungen befeuern zu laſſen. Manche Punkte, die ich dieſes Mahl nur berühren konnte, bedürfen indeß noch weiterer Erörterungen und genauerer Beſtimmungen. Manche andre, die bei der Bildung eines echt männlichen Charakters von großem Gewichte ſind, liegen zu ſehr im Detail, als daß ſie jetzt ſchon hätten hervorgehoben werden können. Ich hoffe Sie werden mir für einige folgende Vorträge, die ſich über dieſes Beſondre verbreiten ſollen, Ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagen.

II.

Das männliche Selbſtdenken.

Das Denken iſt einer der edelſten Vorzüge des Menſchen, und die meiſten andern Vorzüge, worauf ſeine Würde ruht, ſind in dieſem gegründet. Im Gedanken wird dem Menſchen die Welt und er ſelbſt ſich klar. Im Gedanken erhebt er ſich über die Welt und ſich ſelbſt, um ein Höchſtes und Ewiges, welches das Gemüth ihm offenbart, zu ergreifen, und ſich zu eigen zu machen. Im Gedanken müſſen ihm ſeine Verhältniſſe ſich darſtellen, damit er ſie genieße, ſich ihnen gemäß betrage, und ſie, wo es deſſen bedarf, veredle. Ohne das Denken iſt das Leben ein Traum, und nicht einmal ein Traum: denn in dieſem kom-

men doch Bilder zum Verſtehne, die fremdartigen Gedanken geweſen ſind, oder mit Gedanken in Verbindung geſtanden haben.

Das Denken gehört zum Charakter der Menſchheit, und muß daher, wie Religioſität und Moralität, in beiden Geſchlechtern gefunden werden. Aber vorzüglich ſoll doch der Mann in ihm gebildet ſeyn; in ihm ſoll es eigne Kraft werden, und einen höhern Grad von Selbſtſtändigkeit gewinnen.

Im Weibe iſt das Denken mehr Sache des Lebens. Das Weib denkt für ſeine Praxis, und ſeine Gewandtheit im Denken heißt Klugheit. Liegt ihm an ſeiner Bildung, dann wird es ſich auch über ſeine nächſten Verhältniſſe, über ſeine Beſtimmung, ſeine Pflichten und über das aufzuklären ſuchen, was zum ſchönen Genuſſe und zur beſonnenen, würdevollen Führung des Lebens erfordert wird. In die höhern Gegenden erhebt es ſich mehr mit ſeinem Gemüthe. Um die Einheit ſeines weiblichen Weſens nicht zu zerſtören, muß es ſich halten an den unmittelbaren Ausſprüchen ſeines Innern, an den Gefühlen, welche dadurch in ihm angeregt werden und an der Anwendung, welche ein geſunder Verſtand leicht

daren macht. Seine auf das Unsichtbare gerichtete Geistesthätigkeit ist Betrachtung.

Bei dem Manne soll das Denken eignes Geschäft seyn. Es soll sich über alle Angelegenheiten verbreiten, die mit dem Lichte des Verstandes beleuchtet werden können; es soll auch die weitern und größern Verhältnisse des Lebens umfassen. Der Mann muß seine welt- und staatsbürgerlichen Verhältnisse begreifen; er muß in sein Wissen Zusammenhang bringen. So nur kann er seine Anlagen vollständig entwickeln, so nur seiner Bestimmung Genüge leisten, so nur zur männlichen Vollkommenheit sich erheben, für die Zwecke der Welt thätig seyn, und sich dem wahrhaft Großen weihen. Im Denken zeigt sich die erste Regung des kraftvollen Lebens, worauf es die Natur im Manne angelegt hatte. Denkend muß er die Welt ergreifen, um sie zu bewegen, um das Bild seines Innern in ihr abzudrücken und sie zu seinen Idealen emporzuziehen.

In was für einem Stande Sie auch künftig thätig seyn werden: überall wird es Ihnen nur als denkenden Männern gelingen, sich mit Ehre zu behaupten, und ihre Pflichten treu zu erfüllen. Auch das mechanische Geschäft erfordert einen denkenden Mann; theils damit er es weiter führe;

theils damit es es mit der Würde thue, die vernünftigen Wesen geziemt. Ich rede zu Jünglingen aus den Ständen, die man gewöhnlich die höhern oder gebildetern nennt. Unter den Geschäften, unter welchen Sie wählen, ist kein einziges, welches ganz mechanisch wäre. Ich erwarte von Ihnen auch nicht die Einwendung, daß es doch manche darunter gebe, in welchen diejenigen am glücklichsten sind, die am wenigsten denken, und sich nur strafsklavisch in der betretenen Bahn halten. Der echte Mann soll bei seinem Geschäfte mehr wollen, als sein Stück machen. Er soll sich Verdienste erwerben, wenn auch ein Theil seines Glückes darüber verlorem ginge; er soll sie auf dem Gesichtspunkte des Welt- und Staatsbürgers betrachten; er soll das Ganze im Auge haben, wenn seine Sphäre ein Theil ist; er soll auch leben in seiner Menschheit. Nein, Sie werden nach dem Ruhme denkender Menschen streben, Sie werden es nicht dulden, daß die edelste Kraft in Ihnen ungenutzt bleibe, oder gar verloren gehe.

Der Zweck aller Denkens ist das Erkennen der äußern oder innern Welt und ihrer mannichfaltigen Beziehungen. Dem denkenden Verstande ordnet sich das Mannichfaltige der Welt und

über einzelnen Erscheinungen nach gewissen Gesetzen zusammen, so, daß wir es nun leichter übersehen, und inne werden, in welcher Verbindung alles mit uns steht, wie wir es für unsre Zwecke am besten benutzen, und nach den Ideen, die aus der Vernunft hervorgehen, bilden können. Denkend verarbeitet der Verstand, was sich dem Sinne darstellte, damit ihm aufgehe das klare Bewußtseyn, und wir im Stande seyen, mit Besonnenheit in allen Verhältnissen zu leben. Denkend will der Mensch entweder sich selbst befriedigen oder die rechte Weise des Handelns ergründen. Weisheit, die mit hellem Blicke alles umfaßt, allem seine Stelle anweist, und alles auf das beste zu verwenden versteht, ist die edle Frucht des Denkens. Dinge, Beschaffenheiten, Verhältnisse, Regeln und Gesetze werden uns offenbar, indem wir zu einem besondern Zwecke besondre Seiten aus besondern Gesichtspunkten ins Auge fassen.

Alles wahre Denken ist Selbstdenken. Jeder muß für sich ansehen, auffassen und verbinden, was er so erkennen will, wie es das Interesse des Denkens verlangt. Es gibt auch ein Nachdenken dessen, was andre gedacht, und mit Worten bezeichnet haben. Niemand darf

verſchmähen, dieſes zu benutzen, weil es oft auf verborgene Seiten aufmerkſam macht, und das eigne Denken nicht ſelten berichtigt. Aber niemand darf ſich auch darauf beſchränken. Der Geiſt will frei ſeyn; und Freiheit iſt der Charakter der menſchlichen Thätigkeit. Das bloße Nachdenken feſſelt und verengt den Geiſt. Es macht uns zu Sclaven fremder Meinungen und fremder Irrthümer. Selten ſieht Einer die Sache recht und ganz, jeder ſieht aus ſeiner Natur und aus ſeinem Geſichtspunkte heraus. Nur durch die vereinten Bemühungen vieler wird die Wahrheit gewonnen. Alles Denken ſoll am Ende Überzeugung hervorbringen. Wer bloß nachdenkt kann dazu nie gelangen. Was er vielleicht für Überzeugung hält, iſt in der That nur Überredung. Er läßt gelten, was man ihm anpreiſt, weil er es nicht hinlänglich kennt, um des Zweifels fähig zu ſeyn. Die wahre Überzeugung kann nur aus eignen Anſtrengungen hervor gehen. Sie iſt Finden nach langem mühſamen Suchen.

Doch es iſt der Mühe wehrt, daß wir uns das Geſchäft des Denkens in ſeiner Anwendung noch etwas näher zergliedern.

Das Denken iſt in ſeiner erſten Erweiſung ein Verdeutlichen und Begreifen. Was

wollen wiſſen, was eine Sache iſt. Wir beobachten ſie, wir zerlegen ſie in ihre Beſtandtheile und Eigenſchaften, wir vergleichen ſie mit andern, wir ſehen was ſie mit dieſen gemein hat, und wodurch ſie ſich von denſelben unterſcheidet; ſo gelangen wir zu einem Begriffe von ihr. Oder wir betrachten ſie in ihrer Verbindung mit einer andern, wir ſehen, was ſie mit dieſer zuſammen, und was ſie ohne dieſe iſt, wie ſie durch dieſe verändert wird, und was ſie an dieſer wirkt; ſo werden uns die Verhältniſſe derſelben klar.

Wie man einzelne Dinge begreift: ſo begreift man mehrere zuſammen genommen, ganze Reihen, allgemeine Begriffe und Geſetze.

Wie auf das Äuſſerliche das körperliche Auge gerichtet wird; ſo wird das Innerliche vor das Auge des Geiſtes gerückt, das Abweſende von der Einbildungskraft dargeſtellt.

Was wir uns verdeutlichen wollen iſt entweder ein unmittelbar Gegebenes, in der Anſchauung Gegenwärtiges, von der Vernunft Gebildetes, oder es iſt ein uns von andern Mitgetheiltes. In beiden Fällen iſt vor allem Unbefangenheit des Geiſtes nöthig. Man muß keine vorgefaßte Meinung mitbringen; man muß nichts

ſehen wollen; man muß alles ſo nehmen wie es iſt.

Wir ſtehen hier an einer ſehr fruchtbaren Quelle menſchlicher Irrthümer. Bald hat ſich unſre Phantaſie ſchon ein unbeſtimmtes Bild von der Sache entworfen, das wir nun auf dieſe übertragen. Bald hat unſer Geiſt ſich an einen Standpunkt gewöhnt, aus dem er alles nur von Einer Seite anſieht. Bald ſind gewiſſe Vorſtellungen in unſrer Seele ſo lebendig, daß uns alles nur in der Form erſcheint, die es von dieſen angenommen hat. Bald iſt es der Wunſch, daß ſich etwas ſo verhalten möchte, was uns dies nun auch wirklich ſo finden läßt. Beſonders äußert ſich dieſer nachtheilige Einfluß bei dem, was uns andre mittheilen. Wir verſtehen ſie falſch, weil es uns um den richtigen Sinn ihrer Worte zu wenig zu thun iſt, weil wir gleich den aufnehmen, der uns am nächſten liegt, oder der unſrer Vorſtellungsweiſe am meiſten zuſagt. Daher kommt es, daß fremde Meinungen ſo ſelten richtig gewürdigt werden. Oft wird beſtritten, was niemand behauptet hat, und jemand gerade dahin zurecht gewieſen, wo er ſich ſelbſt ſchon befand. So haben beſonders die vorzüglichern Schriftſteller der Vorzeit, deren Ideen nicht ganz genau

bezeichnet, in einem uns fremden Sprachgebrauche, zu uns gekommen sind, das Schicksal gehabt, daß jede Partei von dem Ihrigen mehr oder weniger in ihnen zu finden glaubte, so daß sie sich wundern wurden, bald über die Weisheit, bald über die Thorheit, welche die Welt sie reden läßt.

Eben so gewöhnlich und eben so nachtheilig ist das halbe Verstehen und die Einbildung, man verstehe etwas wohl, wobei man sich nicht einmal etwas denkt. Beides ist besonders häufig der Fall mit dem, was uns in der frühern Jugend ist beigebracht werden. Wir haben fast nur Wörter, höchstens einige unvollständige Merkmahle aufgefaßt; das Übrige bestand in schwankenden Umrissen der Phantasie, in Anklängen von Gefühlen, in einem dunkeln Ahnen, oder in einer weiten Aussicht auf das viele, was wohl könnte gemeinet seyn. Darum ist es so nothig, daß wir späterhin über diese Vorstellungen Revision halten, wo sich denn bald zeigt, was es mit unserm vermeinten Wissen für eine Bewandtniß hat.

Seit einiger Zeit fangt das Helldunkel in der teutschen, besonders in der philosophischen und ästhetischen Literatur an Mode zu werden. Man bedient sich solcher Ausdrücke, die recht viel be-

deuten, damit der Leſer in Anſehung des Sinnes die Wahl habe, oder man bleibt bei ſolchen Merkmahlen der Begriffe ſtehen, an denen ſich alles erkennen, nur nichts unterſcheiden läßt. Vielen fehlt es offenbar ſelbſt an beſtimmten Begriffen, viele wollen damit Ungemeinheit verſriegeln, viele die Schwächen ihrer Lehre bedecken, viele die Phantaſie beſtechen. Und es gelingt ihnen damit trefflich. Das tönende Wort gilt für den fehlenden Gehalt; und gewöhnlich iſt der Kopf da am leerſten, wo er wähnt, ſeine Ideenfülle nicht mehr faſſen zu können. Kommt dazu nun unbedingtes Zutrauen zu dem Lehrer oder auch nur eine reiche, bewegliche und feurige Phantaſie: ſo entſtehen ſolche Mißgeburten, weren wir täglich die Exempel haben.

Mögen Sie ſich nie durch dergleichen bethören laſſen. Mögen Sie die Geſundheit und Kraft Ihres Verſtandes dadurch bewahren, daß Sie nichts in ſich aufnehmen, als was Sie ganz gefaßt, wobei Sie ſich etwas Beſtimmtes, und zwar das Rechte, gedacht haben. Mögen Sie mißtrauiſch ſeyn gegen alles, was ſich in dunkeln Nimbus hüllt. Was wirklich wahr iſt, läßt ſich genau ſagen, wenigſtens ſo bezeichnen, daß man nicht verfehlen kann, was gemeint iſt.

Es gibt freilich Dinge, wofur es der Sprache noch an solchen Worten fehlt, über deren Sinn man sich hinlänglich vereinigt hätte; aber diese können doch so weit kenntlich gemacht werden, daß man im Stande ist, sich selbst äußere oder innere Anschauung davon zu verschaffen, und dadurch den Begriff derselben in sich zu erzeugen. Und dies müsse Ihnen immer ein angelegentliches Geschäft seyn, wo der Ausdruck über die Sache keine deutliche Erklärung gibt. Dadurch werden Sie verhuthen, daß Ihr Denken nicht in Traumen übergehe, wozu in Ihren Jahren, bei dem Hange zum Großen und Schwermerischen, bei dem Streben jugendlicher Kraft, viel zu umfassen, und das Einzelne zu übersehen, große Gefahr ist.

Dieselbe Vorsicht ist bei Ideen nöthig, welche wir selbst bilden. Das Licht, worin wir sie zu erblicken glauben, ist oft ein bloßes Wetterleuchten. Wir verwechseln die Lebhaftigkeit, womit sie uns ergreifen, mit der Deutlichkeit, und es thut uns wohl, so vielerlei Gestalten in ihnen wieder zu finden.

Die Ideen, welche uns von andern mitgetheilt wurden, sind, wenn gleich richtig verstanden, und in uns selbst gleichsam wieder erzeugt,

doch nur etwas Nachgedachtes, und wenn wir sie darauf hin, bei uns gelten lassen, bleibe Vorurtheile. Auch das, was wir von den Aussprüchen der Erfahrung und der Vernunft selbst begriffen und uns verdeutlicht haben, dürfen wir noch nicht so fort annehmen. Leicht konnten wir falsch gesehen, leicht konnten wir zu sehr nach einer Seite hin geblickt, leicht konnten wir Einzelnes zu sehr hervor gezogen und andres zu wenig beachtet haben. Auch dies ist fürs Erste nur als Vorurtheile zu betrachten.

Hier begegnen wir einer neuen Täuschung. Wir nehmen das Vorurtheil für Wahrheit, ehe wir dasselbe selbstdenkend in Anspruch nahmen. Wir haben uns daran gewöhnt; es ist gewisser Maßen eine stehende Form des Geistes geworden, die uns bindet wie ein ursprüngliches Gesetz; wir glauben uns selbst zu verletzen, wenn wir uns davon trennen; wir glauben nicht anders denken zu können, weil wir immer so gedacht haben. Oder es trifft mit einer besondern Richtung unsers Geistes wunderbar zusammen; oder es hat uns mit einer vorzüglichen Stärke ergriffen, und sich uns tiefer eingeprägt; oder es blendet durch seinen Schimmer, es überrascht durch eine glückliche Combination, es setzt die Phantasie in Thä-

tigkeit, und gibt ihr einen weiten Spielraum. Das ist es, was uns in jüngern Jahren für neue Ansichten, witzige Einfälle und Paradoxien so empfänglich macht.

Nicht selten verleitet die Mühe, welche das Verstehen mitgetheilter Meinungen gekostet hat, dieselben für wahr zu halten. Das Finden des richtigen Sinnes bietet sich für das Finden des richtigen Urtheiles aus, und es gelingt ihm, sich unter diesem Namen geltend zu machen. Dies ist die gewöhnliche Ursache, daß tiefsinnige oder dunkel vorgetragene Lehren so viel Eingang finden. Fast alle, denen es gelingt, in dieselben einzudringen, werden ihre Anhänger, wenn sie nicht sonst ein Interesse dagegen haben.

Endlich sind auch das Ansehen des Mannes, das Geräusch, welches eine neue Behauptung hervor bringt, der Beifall, welchen sie bei denen findet, die in dem Rufe der Bildung stehen, oder sich anmaßen den Ton anzugeben, bei allen, die unter den Vorzüglichsten glänzen wollen, entscheidende Gründe, sich nicht allein für dieselbe zu bekennen, sondern sich für wirklich überzeugt zu halten.

Darum ist von so großer Wichtigkeit das zweite Geschäft des Denkens: die angelegentliche,

unparteiische, allseitige Prüfung. Der denkende Mann soll ohne Prüfung nichts annehmen. Für ihn soll es keine andre Überzeugung geben, als die, welche die Frucht der Prüfung ist. Er soll auch das früher Gedachte und Angenommene der Prüfung unterwerfen. Freilich kann dies nicht auf einmal geschehen. Manches Vorurtheil wird, damit nicht der Geist auf allen seinen Gebiethen in Verwirrung gesetzt werde, eine Zeit lang müssen auf sich beruhen bleiben, bis er in andern Gegenden mit sich auf das Reine gekommen ist, und sich hinlänglich festgesetzt hat, um von dort aus nach und nach das Übrige in Anspruch zu nehmen.

Bei der Prüfung ist zunächst darauf zu sehen, ob nicht die Sache sich selbst widerspreche, dann aber auch darauf, ob sie mit andern, schon ausgemachten, Wahrheiten sich vertrage. Hier erhebt sich nicht selten der Zweifel. Der Zweifel ist ein Schwanken des Gemüthes zwischen zwei Behauptungen, die beide an sich ausgemacht, und doch auch mit einander unvereinbar scheinen. Man hat hier zunächst darauf zu sehen, ob nicht die Eine dieser Behauptungen eine unbedingte und unumstößliche Gewißheit habe, wo sich dann von selbst ergibt, daß die andre entweder gar

nicht, oder nur unter denjenigen Beschränkungen, die den Widerspruch mit der erstern aufheben, wahr seyn konne. Die Aufmerksamkeit ist nun auf die zweite zu lenken, und gewöhnlich findet sich da bald die Berichtigung. Aber häufig ist auf beiden Seiten Beschränkung nothwendig. Die meisten Zweifel haben darin ihren Grund, daß Behauptungen sich wollen allgemein geltend machen, die doch nur in gewisser Hinsicht und unter gewissen Bedingungen wahr sind. Der Zweifel verschwindet, so bald nur die nähern Bestimmungen hinzu gefugt werden. Oft nehmen die menschlichen Zweifel auch die umgekehrte Richtung, indem sie dasjenige als unbedingt wahr voraussetzen, was nur unter Einschränkungen Statt finden kann, und dagegen dasjenige problematisch machen, was schon hinlänglich begründet ist. So wird oft die Natur Lügen gestraft, um die Gultigkeit der Gesetze zu retten, die man ihr aufgedrungen hat.

Bestimmtes Denken dessen, was mit einander im Streite liegt, sorgfaltige Absonderung des Fremdartigen, Ungewissen, Willkührlichen und Falschen fuhrt in den meisten Fallen sicher zur befriedigenden Ausgleichung. Nur darf man

keine partheiiſche Verliebe hägen, und nicht den Zweifel abſichtlich zu unterhalten ſuchen.

Durch Prüfung wird das Gedachte unſer Eigenthum; aber es wird erſt dann zur Gewißheit, wenn das Prüfen zugleich ein Begründen iſt. Es iſt nicht genug, daß etwas ſeyn kann; der Denker will wiſſen, daß es wirklich iſt. Dies kann nur dargethan werden durch einen ſolchen Zuſammenhang mit etwas ſchon Gewiſſem, vermöge welches dieſes nicht mehr ſeyn könnte, wenn jenes nicht wahr wäre. Hierbei iſt aber zu verhüthen, daß nicht etwas als gewiß angeſehen werde, was ſelbſt noch der Begründung bedarf. Immer weiſet das Denken auf etwas von ihm ſelbſt Verſchiedenes hin, wovon alles, was im Denken gefunden wird, ſeine Gewißheit erhält. Es muß etwas geben, was an ſich wahr iſt, und wodurch jedes andre wahr wird. Dieſes kann uns nur gegeben ſeyn entweder durch die Erfahrung, oder durch die Ausſprüche der Vernunft und des Bewußtſeins. Die Erfahrung gibt uns Kunde von der äußern Welt. Vernunft und Bewußtſein offenbaren uns die höhere. Von ihnen kommen uns die Ideen der Gottheit, der Unſterblichkeit, eine unſichtbare Ordnung der Din-

ge und die Geſetze der Tugend. Dieſe ſind daher uber den Zweifel erhaben. Sie konnen durch bloßes Denken eben ſo wenig erſchüttert als befeſtigt werden. Sie ruhen auf ihrer eignen Wurde und unmittelbaren Gewißheit. Der Gedanke vermag nicht mehr, als uns über ſie zu verſtändigen. Ohne ſie iſt er leere Form. Er muß immer wieder zu ihnen zurück, um nur ſein eignes Leben zu retten. An der Übereinſtimmung und dem Zuſammenhange mit ihnen wird zuletzt alle Wahrheit erprobt.

Endlich iſt es das Geſchäft des Denkens, was durch Verdeutlichung, Prufung und Begründung gewennen werden iſt, mit einander, nach den Geſetzen des Geiſtes, in Verbindung zu bringen, und ſo ein Syſtem der Überzeugung zu bilden, in welchem alles an Einen höchſten Punkt befeſtigt iſt, zwar nicht ſo, daß aus dieſem hochſten Punkt alles entwickelt werden könnte, aber doch ſo, daß auf ihn alles zurück geführt werden muß. Er iſt die Einheit unſers Wiſſens und das Band, welches dieſes an die Einheit unſers Geiſtes knupft. Durch ſein Gemeinſchaftliches hängt alles in ihm zuſammen, aber durch ſeine Verſchiedenheiten liegt es außer ihm. Er iſt das Hochſte im Denken, aber nicht das an ſich

Wahre, worauf alles Denken ſich gründet. Dies iſt vielmehr auf der ganz entgegen geſetzten Seite zu finden. In jenem vollendet der Geiſt die ideelle Welt, in dieſem beſitzt er die wirkliche, von welcher jene ihren Gehalt und ihre Bedeutung empfängt.

Das Zuſammenbilden unſrer Überzeugungen zu einem Syſteme iſt nicht ein Geſchäft, das ſich bald, und am wenigſten ein ſolches, das ſich in den frühern Jahren des Lebens abthun läßt. Man muß ſich ſchon im Einzelnen deutliche und vielgeprüfte Überzeugungen erwerben, man muß ſchon ſeine ſämmtlichen höhern Angelegenheiten und Verhältniſſe ins Auge gefaßt, und zur Klarheit des Gedankens erhoben haben, man muß vielſeitige Kenntniſſe beſitzen, ehe man ſich daran wagen darf. Überdem ſetzt dieſes Geſchäft auch eine Reife, eine Gewandtheit und Stärke im Denken voraus, die nur das Werk langer Übung ſeyn kann.

Der Drang des jugendlichen Gemüthes, alles in ein Syſtem zu bringen, ehe die Materialien hinlänglich verarbeitet ſind, erzeugt jene einſeitigen und wunderlichen Anſichten der Dinge, woran die letzte Zeit ſo reich geweſen iſt. Es iſt nicht ſchwer einige fragmentariſche Kenntniſſe

durch irgend ein loſes Band zuſammen zu binden, und was ſich dahin nicht fügen will, für Schein und Lüge zu erklären, oder ſo lange zu modeln, bis es ſich fügt. Aber wie die Einſicht ſich vermehrt, wie das Einzelne nach ſeinen mannichfaltigen Beziehungen beſſer erkannt wird, ſteigt auch die Schwierigkeit. Die reichſten und fähigſten Köpfe kommen erſt ſpät mit ihrem Syſteme zu Stande, wenn ſie nicht genialiſche Glücksgriffe thun. Aber dieſe Glücksgriffe ſind Kinder des Augenblickes, die ſich gewöhnlich nur eines flüchtigen Lebens zu freuen haben.

Das Beſtreben, ſeine Überzeugungen in einen ſolchen Zuſammenhang zu bringen, der zuletzt an Einem Punkte befeſtigt iſt, iſt die letzte Anſtrengung der Philoſophie, und darum nicht jedermanns Ding. Nur diejenigen ſind dazu berufen, die dazu Trieb, Kraft und Zeit haben. Aber jeder denkende Menſch ſoll dieſelben wenigſtens in eine ſolche Verbindung ſetzen, daß ihre Übereinſtimmung und Verwandtſchaft einleuchtet, und die Eine über die andre Licht verbreitet. So ſoll auch jeder, der auf Bildung Anſpruch macht, Philoſophie haben.

Die Philoſophie beſteht in demjenigen Selbſtdenken, welches die höchſten Beziehungen der Welt und des Menſchen zum Gegenſtande hat. Ihr Zweck iſt, dieſe Beziehungen aufzuklären, ſie im Gedanken richtig und vollſtändig darzuſtellen. Die Philoſophie kann nur denken — nicht hervor bringen. Sie ſetzt daher immer etwas Gegebenes voraus. Sie muß gegebene Verhältniſſe und Geſetze anerkennen, mögen dieſe übrigens von außen oder aus unſerm Innern kommen. Darum kann die Philoſophie auch wohl alles in Einem zuſammenfaſſen, aber nicht aus Einem alles herleiten, wenn dieſes Herleiten mehr ſeyn ſoll, als ein Herausnehmen deſſen, was man hereingelegt hat. Sie kann die höchſten Beziehungen nur finden, wie Erfahrung und Vernunft ſie offenbaren, nicht aus ſich ſelbſt entwickeln.

Die höchſten Beziehungen der Welt und des Menſchen, womit ſich die Philoſophie beſchäftigt, ſind: das Wahre, das Schöne, das Gute und das Heilige. Darum iſt die Philoſophie entweder Philoſophie der Natur, oder der Kunſt, oder der Sittlichkeit und des Rechts, oder der Religion.

Da die Philoſophie ihr Weſen im Denken hat: ſo kann ſie nicht, wie andre Wiſſenſchaften,

welche mehr in Kenntniſſen beſtehen, erlernt werden. Die Philoſophie eines jeden muß ſich aus ſeinem Innern ſelbſtthätig hervorbilden. Nur was wir ſelbſtdenkend über unſre höchſten Angelegenheiten begriffen haben, iſt Philoſophie. Was andre uns mittheilen, ſind Meinungen und Anſichten, die allerdings dem eignen Denken oft trefflich zu Hülfe kommen, und nicht ſelten in daſſelbe herübergezogen werden, die aber nur in ſo fern zu unſrer Philoſophie gehören, als ſie, von uns verarbeitet, unſer Eigenthum geworden ſind. Der denkende Mann muß allem ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken, was von Selbſtdenkern über unſre höchſten Angelegenheiten Vorzügliches iſt geforſcht und geſagt worden — nicht um ſich davon leiten zu laſſen, ſondern um ſeine Umſicht freier und weiter zu machen, um das Gute zu benutzen, und um an fremdem Exempel zu lernen, wie man Verirrungen zu vermeiden hat.

Mögen auch Sie denn die Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes Ihrer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit wehrt achten. Mögen Sie die Weiſen alter und neuer Zeit mit Unbefangenheit ſtudiren, und ſich vor allen mit denen beſchäftigen, welche die wurdigſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens mit Beſonnenheit, Freiheit und Grundlich-

keit, mit Rückſicht auf die ewigen Bedürfniſſe des Herzens, mit einem ſittlichen und religiöſen Gemüthe unterſucht haben. Möge ſich Ihrer nie der Dünkel bemächtigen, daß man alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen, oder ſich an einige wenige, die ſich rühmen, wo nicht die Einzigen, doch die Beſten zu ſeyn, halten müſſe; wahrlich die letzten Dezennien ſind nicht allein weiſe geweſen. Mögen Sie dem Wahren überall nachfragen, und es freudig aufnehmen, wo Sie es finden. Jeder werde Ihr Lehrer von dem Sie lernen können; von jedem nehmen Sie das gerne an, worin er vorzüglich iſt. Nie müſſe aber auch irgend eine fremde Autorität Ihren Geiſt und Ihr Herz verengen. Der menſchliche Verſtand ſoll nicht in Feſſeln gehen. Männer müſſen ſelbſt denken. Prüfen Sie unpartheiiſch, überzeugen Sie ſich durch vielſeitige Anſicht.

Vergeſſen Sie nicht, daß es ein menſchliches Intereſſe gibt, welches heiliger iſt und tiefer liegt, als das Intereſſe der Spekulation, dem dieſe ſelbſt dient, und von welchem ſie ihren ganzen Wehrt erhält. Eine Lehre iſt gewiß falſch, welche die Erfahrung Lügen ſtraft, das Schöne herabwürdigt, dem Guten und Heiligen Hohn ſpricht. Das vernunftige Denken muß am Ende

mit dem zusammen treffen, worauf es sich gründet, und was, von ihm unabhängig, in ursprünglicher ewiger Wahrheit, als Offenbahrung der Welt, fest steht.

All' Ihr Forschen müsse von einem edeln und frommen Gemüthe und von reiner Liebe zur Wahrheit geleitet werden. Nur das kann auf dem weiten Meere menschlicher Neigungen, Träume und Irrthümer, sicher in den Hafen richtiger und friedevoller Überzeugung führen.

Haben Sie Zuversicht zu sich selbst, aber bleiben Sie auch bescheiden; beides geziemt dem Manne, der sich selbst kennt, beides ist nothwendig, damit Sie Ihren Zweck erreichen.

Zum Selbstdenken gehört Kraft des Geistes. Diese müssen Sie sich bewahren — diese durch Übung erhöhen und verstärken. Wer selbst denken will muß sich selbst beherrschen, Zerstreuungen von sich entfernen, seiner Phantasie gebiethen, und der Gewalt der Empfindungen widerstehen können. Diese Fertigkeit suchen Sie sich schon frühe zu erwerben. Wer selbst denken will, der muß im Stande seyn, sich der äußern Welt zu entreißen, sich auf sich selbst zu concentriren, und in sich kräftig zu leben. Lernen Sie schon frühe die Seligkeit dieses hohen Vermögens ken-

nen; werden Sie ſich der ſelbſtthätigen Kraft bewußt, wodurch der Menſch mehr iſt, als vorübergehende Erſcheinung, und ſuchen Sie ſich derſelben durch Anwendung immer mehr zu verſichern. So betreten Sie den rechten Weg, um einſt als Männer das herrliche Gebieth der Wahrheit zu erweitern, und ſich ſelbſt zu befriedigen.

Es darf Sie nicht befremden noch muthlos machen, daß unter den denkenden Freunden der Wahrheit ſich immer Widerſpruch gefunden hat. In vielem und im Wichtigſten ſind ſie eins geweſen, das Übrige hat ſich ihnen in der Form ihrer Individualität dargeſtellt. Ihre abweichenden Meinungen ſind der Welt nützlich geworden. Und je mehr überall ernſtlich gedacht wird, deſto mehr nähert man ſich der allgemeinen Übereinſtimmung in der Wahrheit, die das erhabene Ziel der Menſchheit iſt. Möge auch Ihr Leben hier reich an Verdienſten ſeyn!

III.

Menſchen = und Weltkenntniß.

.....

Es iſt noch nicht lange her, daß man für die Bildung des Menſchen nichts dringender zu fordern hatte, als einen möglichſt groſſen Vorrath von Kenntniſſen. Von allen Seiten wurde zuſammen getragen für den künftigen Gelehrten und für die elegante Welt. Alle Fächer des menſchlichen Wiſſens mußten hergeben, was ſich davon dem luſternen Geſchmacke genieſsbar machen lieſs. Man konnte ſich nicht genug freuen, daß ſo viel gelernt wurde. Man hoffte nun bald die Tempel des Aberglaubens ſtürzen, jedes Vorurtheil verſchwinden, das Licht der Aufklärung ſich über ganz Europa verbreiten, und die ſanften Strah-

len der Humanität bis in die Hütten der Bettler dringen zu sehen. Wenn dabei der Verstand nicht ganz leer ausging, wenn es vielmehr auf die Übung seiner Kräfte und die Erweiterung seines Blickes vorzüglich angelegt zu seyn schien: so spielte er dabei doch in der That eine sehr untergeordnete Rolle. Er hatte fast nichts weiter zu thun, als aufzunehmen, was ihm, zerrissen und bunt durch einander geworfen, dargebothen wurde. Es gab so viel Belustigendes zu sehen und zu hören, daß zum Denken keine Zeit übrig blieb. Jede höhere Anstrengung des Geistes, jeder freiere Aufschwung des Gedankens wurde als Schwärmerei verspottet, und als ein gefährliches Hinderniß der beliebten Gemeinnützigkeit verfolgt. Mit etwas populärer Naturkunde und Technologie war man hoch erleuchtet, und belachte mitleidig die alte Zeit, wo die Menschen so einfältig waren.

Die Früchte dieser Bestrebungen haben wir gesehen. Diejenigen, an welchen sie am besten gelungen sind, wissen viel und nichts recht. Sie können über alles sprechen, und sind in nichts eingedrungen. Sie können alles erklären, und ihnen ahnet nichts von dem lebendigen Geiste der Natur und ihrem großen Zusammenhange. Die

Erfahrung liegt in einzelnen Bruchstücken vor ihnen offen, und die Tiefen des Gemüthes sind ihnen gänzlich verschlossen. Die Beschäftigung des Verstandes ist Spiel geworden; der Ernst ist verschwunden. Man wird aufgeklärt auf die allerbequemste Weise, indem man sich die Zeit vertreibt. Der Enthusiasmus für Wissenschaft hat sich in Eitelkeit aufgelöst. Die Gewohnheit des passiven Hingebens hat die Kraft der Selbstthätigkeit gelähmt, und eine Weichlichkeit erzeugt, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Charakter bleiben konnte.

Von diesen Verirrungen saumt man zurück zu kommen, um auf der andern Seite abzuschweifen. Viele glauben jetzt den Weg gefunden zu haben, auf dem man, die Weitläufigkeiten des Beobachtens und Erlernens vermeidend, geradezu zum Gipfel der Weisheit gelangt. Das Denken leistet, nach ihrer Meinung, alles aus sich selbst, und wenn die Erfahrung nicht mit ihm zusammen stimmt, so darf es sie Lügen strafen. Die Aufklärung, welche sich auf Kenntnisse gründet, ist erbärmliche Gemeinheit, und nur durch die Verachtung, die man gegen sie hägt, kann man beweisen, daß man zu den Vortrefflichen gehört. Die Vernunft ist die lebendige

Quelle, der alles entſtrömt, und in der alles auf ewige Weiſe vorhanden iſt. Wer in ihr Licht geſchaut hat, der entbehrt, ſchwelgend im innern Reichthume, gerne das Schlechte, das ihm von außen her mitgetheilt werden könnte; er kann es ſelbſt viel beſſer machen.

Sonderlicher Weisheit bedarf es dazu nun eben nicht; die Phantaſie hat das immer gekonnt. Die Vernunft, wenn ſie nicht von Kenntniſſen unterſtützt iſt, bringt es nie weiter, als zu einem methodiſchen Träumen, das ſich von jedem andern Träumen höchſtens durch täuſchenden Schimmer, durch den gränzenloſen Dünkel, welchen es einflößt, und durch die Einſeitigkeit, die es dem Geiſte gibt, unterſcheidet. Aus dem Leeren kann nie das Leben kommen. Blauer Dunſt genug iſt in dem geheimnißvollen Worte, aber des Gehaltes wenig.

Sie werden ſich eben ſo wenig durch den vornehmen Ton, womit man jetzt über die Kenntniſſe, welche in der Erfahrung ihren Grund haben, ſpottet, als durch die übertriebenen Lobſprüche, womit man ſonſt dieſelben zu empfehlen ſuchte, irre machen laſſen. Durch Kenntniſſe allein wird man bei weitem noch kein gebildeter Mann; hierbei kommt es weit weniger auf das an, was man

hat, als auf das, was man ist. Geübte und geordnete Kraft ist das Wesentliche der Bildung. Aber ohne Kenntnisse werden Sie nie dazu gelangen. An Kenntnissen muß die Kraft sich üben, in der Verarbeitung derselben sich ordnen. Der Kenntniß entsteigt der Gedanke. Das Denken kann sich nicht anders erweisen, als an Kenntnissen. Kenntnisse sind der Stoff, der von der Denkkraft geformt wird. Je vielseitiger jene sind, desto glücklicher wird sich diese entwickeln und erweisen. Ohne jene kann diese nichts als Hirngespinnste hervorbringen. Der Mann muß die Welt kennen, die er gestalten soll. Er muß sich im Gedanken über sie erheben, damit er das Ideal finde, nach welchem er gestaltet. Mannigfaltige Kenntnisse und ein kräftiger Verstand sind im gebildeten Manne glücklich vereinigt.

In was für einer Sphäre Sie, meine Jünglinge, künftighin wirken werden: in keiner darf es Ihnen an Kenntnissen fehlen; in jeder werden Ihnen Kenntnisse zum Nutzen und zur Ehre gereichen. Mit je mehr Kenntnissen Sie ausgerüstet sind: mit desto mehr Erfolg und mit desto mehr Geist und Ernst werden Sie thun, was Ihnen obliegt.

Daß Ihnen nicht unbekannt seyn darf, was

unmittelbar zu Ihrem Berufe gehört, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es wäre doch traurig, wenn Sie ſich bloß auf das Unentbehrliche beſchränken wollten. Deſſen dürfte vielleicht wenig ſeyn. Dafür bliebe Ihnen denn auch nichts, als ein gedankenloſes Treiben, wobei Sie allenfalls, was die Menge allein will, Ihren Unterhalt recht bequem fänden, aber auf das echt Menſchliche der Wirkſamkeit Verzicht leiſten müſten. Ein beſonnenes Wiſſen um das, was man thut, gibt unſern Verrichtungen das Gepräge der Menſchlichkeit. Dies iſt aber nicht möglich ohne Kenntniß deſſen, was auf irgend eine Art mit unſern Berufsgeſchäften zuſammen hängt und ohne ein deutliches Bewußtſein unſrer menſchlichen Verhältniſſe und Umgebungen.

Selbſt diejenigen unter Ihnen, die ſich dem gelehrten Stande widmen, und ſchon in ihrem Fache viele Kenntniſſe haben müſſen, dürfen ſich mit dieſen, wenn ſie noch ſo tief und gründlich wären, nicht begnügen. Sie gerade am allerwenigſten. Nur durch vielſeitige Bildung können Sie die Würde Ihres Standes behaupten, und Ihrer großen Beſtimmung entſprechen. Der Gelehrte, der bloß in ſeinem Fache zu Hauſe iſt, wird ein unerträglicher Pedant, um ſo mehr,

je mehr er sich in demselben eingewohnt hat. Durch ihn sinkt das edle Geschäft zum Handwerke herab, und die Wissenschaft wird verächtlich. Weit entfernt, zu seiner Bildung etwas beizutragen, kann sie nur Verschrobenheit erzeugen.

Es ist hier der Ort nicht, die verschiedenen Kenntnisse nahmhaft zu machen, wodurch der gebildete Mann sich auszeichnen muß. Sie finden darüber auch leicht anderwärts Belehrung. Nur über Eine, die für die Bildung des Geistes, für den Charakter und für das Handeln in der Welt vorzüglich wichtig ist, wünsche ich noch etwas ausführlicher zu erklären; es ist **die Kenntniß des Menschen.**

Wir nehmen diese zunächst im practischen Sinne, als **Kenntniß des Menschen, wie er im Leben sich zeigt** — Erfahrungen über die Äußerungen menschlicher Vermögen, Kräfte, Gefühle, Neigungen, Bestrebungen und Handlungsweisen, auf einige allgemeine Maximen zurück geführt. Ohngeachtet der großen Verschiedenheit dieser Äußerungen bei einzelnen Menschen, gibt es doch noch Puncte genug, worin sie fast überall zusammentreffen. Auch da, wo wir sie

außerhalb des Gebiethes jener allgemeinen Gesetze stehen, denen die menschliche Natur unterworfen ist, nehmen wir Erscheinungen genug wahr, die wir, wo nicht überhaupt, doch bei gewissen Klassen von Menschen, und unter gewissen Umständen, als die gewöhnlichen ansehen, so daß sich mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen läßt. Diese hat der Menschenkenner im Auge. Er weiß, unter welchen Bedingungen sie eintreten, und wie sie sich dann weiter entwickeln; und wenn er es weit genug in seiner Kunde gebracht hat, ist er auch im Stande, den Einfluß zufälliger Ereignisse darauf zu bestimmen.

Kennen wir die Menschen: dann ist es uns kein Geheimniß, wie ihre Gedanken entstehen und sich beleben, wie gewisse Vorstellungen in ihnen geweckt und befestigt werden, wie ihre Meinungen sich bilden, was sie zur Überzeugung bringt, wie ihre Ideen mit einander zusammenhangen, wie man dieses oder jenes Gefuhl bei ihnen hervor bringt, welche Grundsätze oder Vorurtheile ihre Schätzung der Dinge und ihre Bestrebungen leiten, was sie vorzüglich bewegt, welche Triebfedern am meisten auf sie wirken, welche Handlungsweisen sich am zuversichtlichsten von ihnen er-

warten laſſen, welche Geſinnungen man ihnen zutrauen darf, und von welchen Zuſtänden ihres Gemüthes ihre Worte, ihre Mienen und ihr Betragen die Zeichen ſind.

Die Hauptſache indeß iſt, daß wir im Stande ſind, von dem allen in einzelnen Fällen richtigen Gebrauch zu machen. Dazu iſt nicht immer nöthig, daß man ſich jener allgemeinen Regeln deutlich bewußt ſey, wohl aber, daß man die Erfahrungen gemacht habe, welche darauf führen. Es gibt groſſe Menſchenkenner, die ſich in der Behandlung Andrer ſelten verrechnen, und doch nicht im Stande ſeyn würden, die Gründe ihres Verfahrens genau anzugeben.

So iſt es mit der gerühmten Menſchenkenntniß der Frauen. Sie wiſſen wenig über den Menſchen zu ſagen, aber ſie wiſſen ihn gut zu regieren, und täuſchen ſich nicht leicht, wenn nicht irgend eine Leidenſchaft bei ihnen ſelbſt mit im Spiele iſt. Ein eigenthümliches Talent kommt ihnen allerdings dabei zu Statten. Gleichwohl iſt es kein Inſtinkt was ſie leitet. Glücklich aufgefaßte Erfahrungen, die ſich weniger dem Verſtande als dem Gemüthe eingeprägt haben, ſind es.

Männer müſſen ſich in der Regel ihre Men-

ſchenkenntniß muhſamer erwerben. Sie iſt bei ihnen die Frucht abſichtlicher und vielfacher Beobachtungen; ſie fehlen leichter in der Anwendung auf die kleinen Fälle des taglichen Lebens; aber dafür ſind ihnen ihre Maximen auch in der groſſern Sphäre, wo ſie wirken ſollen, brauchbar. Hier und da wird vielleicht ein ſchlauer Betruger ſie hintergehen, oder eine ungewöhnliche Erſcheinung ſie verwirren; aber im Ganzen werden ſie die Menſchen beſſo richtiger behandeln. Wer auf das Ganze wirken will, der muß ſich ſchlechterdings allgemeine Maximen der Menſchenkenntniß gebildet haben.

Aus Büchern lernt man keine praktiſche Menſchenkenntniß. Einzelne Züge derſelben laſſen ſich wohl mittheilen, aber nicht ſo, daß man im Stande wäre, ſie auch richtig anzuwenden. Es ſind hier unzählige Einſchränkungen und nähere Beſtimmungen nothwendig, die ſich nicht in Worte auffaſſen laſſen. Wer die Menſchen recht kennen lernen will, muß ſie im Leben ſehen. Er muß ſie in mancherlei Lagen beobachten. Er darf nicht bei dem ſtehen bleiben, was ſich dem erſten Blicke darſtellt. Er muß im Äußern das Innere wahrnehmen — auch dann, wenn dieſes mit jenem im Widerſpruche ſteht. Man weiß, wie der

Menſchen ſich verſtellen. Wehe dem, der ſie für das nimmt, was ſie zu ſeyn ſcheinen. Nur dadurch, daß man ſie lange genug im Auge behält, daß man vorzüglich da auf ſie aufmerkſam iſt, wo ſie faſt nicht umhin können, ſich zu zeigen, wie ſie ſind, iſt es möglich, den Betrug zu entdecken, und mit den Verhüllungen ſelbſt bekannt zu werden.

Viele Züge der menſchlichen Natur kommen nur im vertrauten Verkehre zum Vorſcheine. Um es in der Menſchenkenntniß weit zu bringen, muß man daher wenigſtens mit einigen in näherer Berührung ſtehen. Doch hat man ſich dabei ſehr zu hüthen, daß nicht irgend eine Eingenommenheit des Gemüthes, freundlicher oder feindlicher Art, die Beobachtung irre leite, oder die Phantaſie veranlaſſe, uns etwas vorzuſpiegeln, was nicht da iſt. Man ſieht nur dann recht, wenn man mit ruhiger Beſonnenheit ſieht. Die leidenſchaftloſeſten waren immer die größten Menſchenkenner.

Eben ſo nothwendig iſt, daß wir frei von Vorurtheilen ſind. Haben wir ſchon eine beſtimmte Meinung über das menſchliche Herz gefaßt: dann würde es nicht ſchwer fallen, auch wirklich zu finden, was wir ſuchen. Die meiſten

Äuſerungen der menſchlichen Natur laſſen ſich, wenn man ſie bloß von gewiſſen Seiten anſieht, aus ſehr verſchiedenen Gründen herleiten. Nur die freie Anſicht, die das Ganze, ohne eine beſondre Rückſicht, umfaßt, führt zum Wahren.

Sorgfältig müſſen wir uns verſehen, daß wir, was wir nur an Einem oder an wenigen bemerkt haben, nicht zum allgemeinen Charakterzuge des Menſchen machen. Soviel auch die Menſchen überall oder unter gewiſſen Umſtänden Gemeinſchaftliches haben: ſo bleibt doch ein weites Feld für die Entwickelung der Individualität übrig. Nur das ſey uns Handlungsweiſe des Menſchen, was wir an den Meiſten, die wir kennen lernten, wieder gefunden haben, oder was mit etwas anderm, das wir überall antreffen, nothwendig zuſammenhangt. Dabei iſt indeß wohl zu beachten, ob es nicht etwa das Eigenthümliche unſrer Lage oder unſrer Schickſale ſey, was uns zufällig mit Menſchen einer gewiſſen Art zuſammenbrachte, von denen man nicht auf alle ſchlieſſen darf.

Sind wir erſt zu richtigen Reſultaten allgemeiner Menſchenkenntniß gelangt: dann kann es nicht mehr ſchwer fallen, auch das Individuelle glücklich aufzufaſſen und zu durchſchauen. Wir

sind in der Menschenwelt orientirt; unser Blick hat durch Übung Sicherheit und Gewandtheit erlangt; wir wissen, worauf es ankommt, und werden bald das Rechte treffen. Das ist aber ein Vorzug, der wieder nur denen zu Statten kommt, denen Menschenkenntniß das Produkt vielseitiger Erfahrung ist, die mit mancherlei Menschen in Verbindung standen, und sich daraus ihre Regeln abstrahirt haben. Auch hierin ist das weibliche Geschlecht vorzüglich glücklich, weil seine Kenntniß mehr in einzelnen Erfahrungen, die in ihrer ganzen Lebendigkeit dem Gemüthe gegenwärtig sind, als in Raisonnement und Begriffen besteht.

Es gibt gewisse Charakterzüge, von denen man, wenn nicht etwa der Geist der Zeit darauf hinwirkt, schon voraus gewiß seyn kann, daß sie nicht zu den allgemeinen gehören, weil sich in den ursprünglichen Trieben der menschlichen Natur kein Grund dazu findet, und sie daher ganz von dem Besondern der Lage, der Zwecke und der Bedürfnisse abhangen. Darum ist nöthig, daß, wer es in der Menschenkenntniß zur Vollkommenheit bringen will, sich bis zu den ursprünglichen Kräften und Gesetzen des menschlichen Geistes und Herzens erhebe. Seine Beobachtung muß

zum eigentlichen Studium der menschlichen Natur gesteigert werden. Erst hier finden die einzelnen Wahrnehmungen ihre befriedigende Auflösung, und ihre Vereinigung zu Einem Ganzen; und nicht selten werden wir hier veranlaßt, unsre Beobachtungen zu berichtigen. Von hier aus erweitert sich unser Blick über die mannigfaltigen Erscheinungen des menschlichen Wesens, um uns dieselben in ihrer Begränzung und in ihrem Zusammenhange zu zeigen. Unsre fernern Beobachtungen lassen sich einfacher und zweckmäßiger anordnen; an das schon Bekannte läßt sich das Unbekannte vortheilhaft anknüpfen. Wer von dem Menschen blos das kennt, was die Beobachtung im wirklichen Leben von ihm erfahret, der möchte ihn nicht selten im traurigsten Lichte erblicken, und seine Begriffe von Menschenwehrt sehr herabgestimmt sehen.

Nur zu oft begegnen wir den Maximen des Eigennutzes, der Gemeinheit und der raffinirten Heuchelei, der Erscheinungen des Wahnes, der Thorheit und der Leidenschaft. Was in der menschlichen Natur Herrliches ist, was der Edle sich Vortreffliches angebildet hat, das kommt selten zum Vorschein. Sein eigentliches Wesen liegt im Unsichtbaren, und wo die Strahlen des-

ſchen in der ſichtbare Welt hereinkommen, da bleibt es faſt immer zweifelhaft, ob ſie echtes Lob oder verſteckte Kränkung ſind. Wer gewohnt iſt, nur Schlechtes von den Menſchen zu erwarten, der fühlt ſich leicht verſucht, dem Guten auch eine ſchlechte Deutung zu geben. Und wo iſt eine große That, die ſich nicht ſehr ſcheinbar aus dem Egoismus erklären laſſe? Das Studium der menſchlichen Natur muß uns mit den Menſchen wieder ausſöhnen, die die Erfahrung uns verhaßt gemacht hat. Wir lernen von demſelben nicht bloß, was der Menſch iſt, ſondern auch, was er ſeyn kann, was er ſeyn ſoll. Wir werden Anlagen und Kräfte gewahr, wodurch er des Wahrhaften und Erhabenen fähig iſt, und die uns vor den Glauben an die Menſchheit aufgeben laſſen. Faſt alle, die den Menſchen bloß aus Erfahrung kannten, ohne ſeine Natur ergründet zu haben, ſind Menſchenverächter geworden. Sie glaubten ſich berechtigt, den Menſchen durch und durch für das verächtliche Geſchöpf zu halten, das ſich im gemeinen Leben ſo oft darſtellt, für ein Geſchöpf, das man nicht mißhandle, wenn man ſich ſeiner bediene ſo gut man könne.

Daß die Kenntniß des Menſchen dem Man-

me, der ſeinen Charakter behaupten und ſeiner Beſtimmung genügen will, ſehr wichtig iſt, das bedarf keines ausführlichen Beweiſes. Wie, der Menſch ſollte dem Menſchen fremd ſeyn? Das Geſchlecht, das ſich durch Kenntniſſe und Bildung des Verſtandes vorzüglich auszeichnen muß, ſollte gerade der Kenntniß deſſen ermangeln, was ihm das Nächſte iſt, und was ſich durch angeborne Würde über alles erhebt, was die ſichtbare Welt hat? Iſt nicht das Leben des Mannes in allen ſeinen Theilen ein Wirken auf Menſchen im Großen und Ganzen? Steht er nicht überall mit Menſchen im Verkehr? Iſt nicht menſchliche Wohlfahrt und menſchliche Vollkommenheit das höchſte Ziel ſeiner Thätigkeit? Muß er nicht in den meiſten Fällen durch Menſchen oder an Menſchen ſeine Abſichten erreichen? Wie wird ihm das gelingen, wenn er ſie nicht kennt? Muß er nicht vielfach von Menſchen auf ſich wirken laſſen? Wird er nicht das Spielwerk ihrer Abſichten, das Opfer ihrer Ränke werden, wenn er ſie nicht kennt? Tragen nicht die genauern Verbindungen mit Menſchen am meiſten zu ſeiner Veredlung und Glückſeligkeit bei? Wie oft wird er betrogen werden und ſich ſelbſt betrügen, welchen Mißverſtändniſſen wird er ausgeſetzt ſeyn, welchen Irr-

rungen wird er seine heiligsten Verhältnisse Preis geben müssen, wenn er nicht weiß, wie Menschen sind, wie sie handeln, was man von ihnen halten soll, und wie man Einfluß auf sie erlangt! In keiner Lage des Lebens wird der Mann der Menschenkenntniß ohne großen Nachtheil entbehren.

Doch soll uns Menschenkenntniß wahrhaft nützlich werden: dann muß sie zugleich Selbstkenntniß seyn. Von uns selbst geht all' unser Thun aus, und in uns selbst kehrt es wieder zurück. Nie wird der die Menschen zweckmäßig behandeln, der sich selbst nicht zu behandeln versteht. Selten wird der seine Zwecke erreichen, der nicht auf sich selbst rechnen kann. Beherrschung der Affecten und Leidenschaften ist das Vornehmste im Charakter des Mannes. Wie will man aber ohne genaue Selbstkenntniß dazu gelangen?

Selbstkenntniß ist der Schlüssel zur Menschenkenntniß. Vergebens sieht man sich in der Menschenwelt um, wenn man sich nicht im eigenen Gemüthe orientirt hat. Aus dem Innern muß man die Gründe der Erklärung nehmen,

um das Äußere begreiflich zu finden. Wo tritt uns überdem der Mensch so nahe vor die Augen, wo stellt er sich uns so lebhaft und so vielseitig dar, wo können wir ihn so anhaltend beobachten, als in uns selbst? Wo enthüllt sich uns mehr das verschlungene Gewebe menschlicher Gedanken, Empfindungen und Begierden? wo tritt der mannigfaltige Betrug des Herzens mehr ins Licht? wo kommt das Verdeckte und Entstellte mehr zum Vorscheine als hier? Mit dem scharfsichtigsten Blicke werden Sie wenig an den Menschen wahrnehmen, wenn Sie nicht die menschliche Natur vorzüglich an sich selbst belauschen.

Selbstkenntniß ist die Bedingung der Weisheit. Mit dem eignen Herzen recht vertraut zu werden, das sey Ihnen eine wichtige Angelegenheit. Und es wird Ihnen gewiß gelingen, wenn Sie alle Äußerungen Ihres Gemüthes mit besonnener Aufmerksamkeit begleiten, wenn Sie sich aller Regungen desselben, aller ihrer Beschlüsse und Thaten recht suchen bewußt zu werden, und wenn Sie es nicht an öftern absichtlichen Beobachtungen fehlen lassen.

Die Menschenkenntniß wird Weltkennt-

niß, wenn sie sich über das Wesen und die Verhältnisse der Menschen im Ganzen verbreitet. Das bürgerliche und gesellschaftliche Leben ist die Sphäre der Weltkenntniß. Die mancherlei Einrichtungen des Menschenvereines, die verschiedenen Stände, welche sich darauf gründen, die verschiedenen Abstufungen der Kultur, die stillschweigenden Voraussetzungen, wornach man sich immer gerichtet, die Redensarten, die der Gebrauch des Lebens, ihrer wahren Bedeutung zuwider, eingeführt, die künstlichen Formen, die er für den Umgang fest gesetzt hat, die Denkungsart und die Sitten, die jedem Stande eigenthümlich sind, der Geist der Zeit und des Ortes, die praktischen Grundsätze die man befolgt, die Rücksicht, welche der herrschende Ton auf Sittlichkeit nimmt, die Maximen, durch welche man im Allgemeinen seine Absichten zu erreichen sucht, die künstlichen Hullen, in die sich die Selbstsucht kleidet, der wahre Gehalt der Bestrebungen, die mit den Nahmen Patriotismus, Gemeingeist, Humanität, Liberalität, Großmuth, Aufklärung u. s. w. Gepränge treiben: das sind nur die vorzüglichsten Gegenstände der Weltkenntniß.

Wenn man die Menschen nur schlecht aus Büchern kennen lernt: so ist hier für Weltkennt-

niß noch weniger Ausbeute zu hoffen. Die Menschen bleiben sich gleich; die Welt gestaltet sich immer anders. Was an den Menschen Kunst ist, das hat doch in ihrer Natur seinen Grund; die Welt wird durch Ereignisse gebildet, deren Gesetze nie ganz ergründet werden. Sie trägt überall Formen, welche der Zufall und die Willkühr hervorgebracht haben. Überdem ist die Welt immer sorgfältig bemüht gewesen, den Verrath ihrer Geheimnisse zu verhüten. Sie ist so viel gewandt, daß sich höchstens einzelne Züge von ihr aufgreifen lassen, die allein dem verständlich sind, der Gelegenheit hatte, sie in ihrer Verbindung wahrzunehmen. Man muß in der Welt leben, um die Welt kennen zu lernen. Darum ist die Kenntniß derselben mehr Sache des Mannes als des Jünglings.

Von allen Seiten mögen wohl wenige mit ihr bekannt werden. Es ist auch genug, wenn man sie von derjenigen Seite kennt, durch welche man mit ihr zusammenhängt. Dahin zu gelangen wird es Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, besonders in den höhern Kreisen, für welche Sie sich bilden wollen. Möge es Ihnen nur nie an offnem, vorurtheilsfreiem Blicke fehlen. Groß ist der Betrug der Welt, täuschend sind ihre

Masken: viel kann man an sie verlieren. Nur zu oft erfährt man erst dann, woran man ist, wenn man nichts mehr retten kann.

Tief liegt im Charakter der Welt, wenn man ihm den erborgten Schimmer nimmt, die Gemeinheit und das Schlechte. Das Edle hat sich immer über sie erhoben; im Kampfe mit der herrschenden Denkart, in der Verachtung der abgeschliffenen Sitte und der lügenden Glatte, in der Behauptung freier Kraft und Selbstständigkeit hat es seine Würde bewährt. Wer sich nicht von ihr losreißen kann, dem wird nie das Vortreffliche werden. Nüchterne und richtige Kenntniß der Welt wird nicht ohne Gefahr für das Herz erworben. Größer noch als bei der Kenntniß des Menschen ist hier die Versuchung, entweder den Glauben an die Menschheit oder gar alles Beßre, was man besitzt, einzubüßen. Wehe dem, der die Welt nur kennt, wie sie ist, nicht auch, wie sie seyn sollte. Der Grundriß eines würdevollen und schönen gemeinsamen Menschenlebens ist in unser Inneres gelegt. Für den Staat, für den Umgang, wie für das Familienleben gibt es ewige Normen, nach denen jede Einrichtung und jede Sitte beurtheilt werden muß. Es sind die Ideen des Rechtes, der Hu-

manität, der Freundschaft und der Liebe. In ihnen lebt der heilige Geist der Welt, dem ihr verdorbenes Treiben immer entgegen wirkt. Diesen Geist müssen wir verstanden und in uns aufgenommen haben, um die Welt ohne Nachtheil für das höchste Interesse des Herzens zu begreifen.

Ein treffliches Mittel, die Kenntniß der Welt und des Menschen zu befördern ist die Geschichte. Aber sie zeigt uns mehr als Welt und Menschen, sie zeigt uns die Menschheit in ihrem lebendigen Organismus, in ihren vielfachen Umwandlungen, in ihren mächtigen Fortschritten, in ihren herrlichen Kräften. In großen Gestalten stellt sie die Menschheit vor uns hin. Nur was in ihr hervorragt, was ihre bedeutendern Momente bezeichnet, was ihren Geist ausspricht, hat die Geschichte uns aufbewahrt. Der einzelne Mensch kann in ihr oft verächtlich erscheinen; von der Menschheit lernt man erhaben denken, wenn man sie aus der Geschichte kennt. Die Geister und die Thaten der Vorzeit, erheben uns über das Gemeine, das unter dem Firniß der Welt so oft verborgen liegt. Wenn die Kenntniß der Welt und des Menschen

den Muth und die Kraft lähmt: dann befeuert sie das Studium der Geschichte. Wenn die erstarrte Gegenwart kaum noch eine Sprache hat: kann redet die Vergangenheit dem Jünglinge Feuerworte ins Herz.

Wollen Sie der Verweichlichung des Zeitalters entgehen; soll der Frost und die Oberflächlichkeit der Abgeschliffenheit nicht die bessern Anlagen der Natur tödten: dann studiren sie mit Ernst die Geschichte. Männer werden nur in ihrer Schule gebildet. Und wie sehr die Männer, die in ihrer Schule gebildet werden, jetzt nöthig sind, daran darf ich Sie nicht erinnern. Überall drückt die Menschheit ein grosser Schmerz. Möge Sie das tief im Innern ergreifen; möge der Drang, einst unter ihren Rettern zu seyn, sich Ihres ganzen Wesens bemächtigen; mögen von diesem Drange alle Ihre Bemühungen in der Vermehrung Ihrer Kenntnisse geleitet werden, und möge jede Bereicherung derselben ihm Nahrung geben.

Doch auch in der Geschichte fühlt sich der moralische Mensch weit öfter verletzt als getröstet. Das Grosse ist nicht immer das Gute. Oft stand die siegende und zermalmende Kraft im Dienste der grässlichsten Leidenschaft. Die Idee der

Menſchheit, wie die Vernunft ſie entwirft, ein reines und kräftiges ſittliches Gefühl, und ein fromme Gemüth, das an dem Unſichtbaren und Heiligen feſthält, müſſe auch hier Ihre Forſchungen beſeelen.

Menſchenkenntniß befördert ſelten die Menſchenliebe. Dieſe Liebe ſtehe frei und feſt, ein Produkt echter moraliſcher Bildung, in Ihrem Herzen. Wo des Schlechten viel angetroffen wird, da neigt das Gemüth ſich leicht zum Schlechten hin. Wer überall die Maximen des Eigennutzes, des Betruges und der Falſchheit wahrnimmt, dem wird es ſchwer, ſich gegen die anſteckende Kraft derſelben zu bewahren. Ringen Sie nach edler Selbſtſtändigkeit; Ihre Tugend ſey ſie Frucht geprüfter Grundſätze, und eines entſchloſſenen unerſchütterlichen Willens: dann wird die Kenntniß der Welt Sie belehren, ohne Sie zu verderben. Sie werden ihr das verdanken, was im Leben das Nothwendigſte iſt, ächte Weisheit.

IV.

Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft hat sehr großen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Sie bestimmt einen bedeutenden Theil seiner Freuden und seiner Leiden. Sie kann den Verstand erleuchten und verwirren, das Gefühl stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen: sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen, und sie ihm aus den Augen rücken; sie kann ihn für die Tugend und für das Laster begeistern; sie kann Versuchungen her-

beführen, und ihn gegen die nächsten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervor gebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie, bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt, und mit dem Manne insbesondre beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie vielmehr ein herrliches Vermögen, in dem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Die Einbildungskraft bietet dem Verstande den meisten Stoff zu seinen Kenntnissen und zu seinem Denken dar. Und ob sie gleich selbst alles von der Erfahrung nehmen muß: so würde doch, was diese uns lehrt, größten Theils verloren gehen, wenn es nicht die Einbildungskraft aufbe-

wahrte', und im Bilde wieder vergegenwärti
Nur selten ist dem Verstande, was er verarbe
stellt in der Anschauung gegeben; fast immer
die Phantasie, was einst da war, reproduzi
Wir wurden nicht verstehen, was andre uns
theilen, wenn die Phantasie nicht an das W
den Begriff knüpfte, und diesem den Gegens
unterlegte. Sie führt den Verstand von Ei
Gedanken zum andern hinüber, und wenn
dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt s
mit denselben ganz andre Verknüpfungen ve
nehmen, so findet er sich doch nicht selten durch
glücklichsten Combinationen überrascht. Der Ph
tasie verdanken wir die Einfälle, in denen oft
Keime grosser Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefü
wirkt die Einbildungskraft mit; und das viel
staltete innere Leben, das sich in den menschli
Stimmungen offenbart, das im Gemüthe ein
grosse und wunderbare Welt entfaltet, und
wie ein mächtiger Strom in die Thaten des M
nes ergießt, würde gar nicht seyn, wenn
Phantasie nicht wäre.

Die Phantasie muß uns den Zweck un
jedesmaligen Bestrebungen verhalten, und sie
uns zur Kenntniß der Mittel verhelfen, da

wir im Stande sind, sicher auf jenen hinzuwirken. Der Phantasie gehört zum Theil der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt seyn muß, um sich an das Große und Schwere zu wagen, um der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, andres, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung.

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deßwegen zunächst Sorge zu tragen, daß wir unsre Phantasie bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edlen und fröhlichen Bildern. Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben. Was sich in der Phantasie angehäuft hat, ist freilich noch eben so wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verstandes verbargt; aber aus ihm bildet sich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und Hülfe erhalten. Reichthum der Phantasie ist wenigstens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menschen, deren Einbildungskraft leer ist, verstehen sich eben so schlecht darauf, von andern Belehrung anzunehmen, als selbst Ideen zu erzeugen. Die Phantasie muß große Vorräthe haben, damit sich dem Witze das Ähnliche, der Überlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenstände mit ihren Eigenschaften darstellen. In einer reichen Phantasie entstehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen große Wahrheiten, glückliche Pläne und herrliche Werke hervor gehen. Je reicher die Phantasie ist, desto besser kann sie uns schadlos halten für die Armuth der Welt, und

deke mehr findet man in sich selbst, wenn man sonst überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Phantasie bereichern, seyen wahr, d. h., der Natur getreu. Die Phantasie darf zwar verschönern, aber erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt hat, und selbst dann nur in einer gewissen Sphäre. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen daß es sich auch, in der Phantasie, finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeuge sich das Schöne; aber ungetrubt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüthen ist deßwegen, daß sie nicht irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Phantasie vorzüglich edle und frohliche Bilder zuzuführen. Aus der Phantasie zieht das Herz größten Theils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Großen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten seyn, die den Sinn für das

Große und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht daran angeleckt werde; die Delikatesse wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Ideen des Vortrefflichen, was die Phantasie dem Geiste immer vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen durch jede Regung derselben gestärkt, und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Fröhlich seyen die Bilder der Phantasie, damit es Ihnen nie an Lust zu den Beschäftigungen des Geistes fehle, zu welchen die Phantasie vorzüglich wirksam seyn muß, damit die Erweiterung Ihrer Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens sich zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, damit der Ernst des spätern Lebens sich mildere, und es Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehle. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besen-

ders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens iſt.

Darum iſt die Bereicherung der Phantaſie vorzüglich Angelegenheit der Erziehung. Die Jugend hat dafür die meiſte Empfänglichkeit. Ihr kann man nahe bringen, was man zuträglich findet, von ihr entfernen, was widrige Eindrücke machen würde. Das Gemüth eignet ſich noch am liebſten das Edle und Frohliche an, weil es mit ihm am meiſten verwandt iſt. Späterhin dringt ſich vieles mit einer Gewalt auf, welcher zu widerſtehen ſchwer fällt, und die vielfache Befangenheit der Seele bleibt nicht ohne nachtheilige Einflüſſe. Doch müſſen eigne Bemühungen das Angefangene fortſetzen; und ſie können viel des Verſäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergeſſen werden, daß es etwas andres iſt die Phantaſie — und etwas andres das Gedächtniß bereichern. Die Phantaſie ergreift das Bild, und trägt es über in das eigenſte Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in ſeinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und immer in derſelben Geſtalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantaſie bringt hervor, ein reiches Gedächtniß gibt nur wieder. Wer ſeinem Gedächt-

nüße Bilder empfängt, lernt vieles nachsprechen; aber er wird nie etwas in sich selbst.

Die Phantaße wird nicht anders bereichert, als durch den freien vielseitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht sehen, um etwas Besondres von ihr zu erfahren, sondern um sie selbst sich anzueignen, nicht um Kenntnisse zu sammeln, sondern um Gestaltungen in sich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerksamkeit der Wißbegierde, sondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Interesses, welches jede rein gestimmte Menschenseele an die Natur fesselt.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantaße nur Mittel zu höhern Zwecken ist, und daher diese nicht hindern soll. Am wenigsten darf sie dem Denkenden vorarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weisen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterstützung und Förderung erwarten. Weder der Kopf noch das Herz wird von einer reichen Phantaße Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derselben eine andre Kraft versäumt worden ist.

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft verdient die natürliche Beschaffenheit derselben, der Grad und die Art ihrer Thätigkeit große Sorge. Viel hängt davon für die Geisteskultur und für den Charakter des Mannes ab. Es sind aber besonders die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit der Phantasie, worauf es hier ankommt.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist reizbar, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft knüpft an jede Anschauung und an jeden Gedanken irgend ein Bild, das, nach ihren Gesetzen, damit zusammenhängt; sie läßt selten die Betrachtung oder das Nachdenken seinen Gang ungestört fortgehen. Wem bei allem, was er sieht oder sonst sich vorstellt, etwas andres einfällt, der hat eine reizbare Einbildungskraft. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu

dem Zwecke der jedesmaligen Gemüthsbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie und der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu finden, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der Witz, hangen gar sehr davon ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft zu groß werden; sie verhindern uns dann, bei einer Sache so lange zu verweilen, bis wir sie gehörig bemerkt haben; sie verursachen unaufhörlich Zerstreuungen; sie lassen uns keiner Untersuchung gerade nachgehen; sie ziehen immer die Aufmerksamkeit auf Nebendinge; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Festigkeit des Charakters sind hier nie zu erwarten.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, mäßigen. Und das ist wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter streben. Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich Ernst seyn läßt mit dem, was man vor hat; daß man ein möglichst lebhaftes Interesse dafür erweckt, daß man sich hüthet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derselben etwas zu entziehen.

Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft äußert sich dadurch, daß uns diese jedes Bild mit großer Anschaulichkeit vergegenwärtigt. Eine lebhafte Einbildungskraft stellt den abwesen-

den Gegenstand so dar, daß er beinahe dieselbe Gewalt über uns übt, als wenn er gegenwärtig wäre. Sie kann dieses entweder durch Klarheit und Bestimmtheit des Bildes, oder durch starkes Ausmahlen der interessantesten Züge, durch Anregung derjenigen Gefühle, wodurch er am meisten ergreift, erreichen. Im ersten Falle verträgt sie sich recht gut mit Besonnenheit des Geistes, und befördert sehr das bestimmte Denken, das sichere Rechnen auf die Zukunft, die Weisheit der Maßregeln und die glückliche Darstellung. Von einem richtigen Geschmacke und reinen Idealen geleitet, erzeugt sie die herrlichen Werke der Kunst. Im andern begünstigt sie zwar die sanftern und feinern Gefühle des Herzens, das Auffassen des Lebens in seinen edlern Momenten und das Interesse an einer oft gemeinen oder traurigen Umgebung; aber, neben einzelnen köstlichen Freuden, bringt sie auch manchen zerreißenden Schmerz, und leicht versetzt sie den Geist in eine Verauschung, in der es schwer hält, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Sie verwirrt seine Ansicht der Dinge, und rückt ihm das vor die Augen, wovon wegzusehen, der gegenwärtige Zweck verlangt.

Menschen von lebhafter Einbildungskraft er-

blicken an allen Dingen mehr, was ihrer Stimmung entspricht, als was zur parteilosen und vollständigen Untersuchung gehört. Ihre Betrachtungen sind fast immer einseitig, und ihr Glaube ist gewöhnlich der Widerschein ihrer Gefühle und Neigungen. Bei einem hohen Grade dieser Lebhaftigkeit ist die Überzeugung von der Realität dessen, was die Einbildungskraft verspiegelt unvermeidlich. In Menschen, die eine sehr lebhafte Einbildungskraft haben, muß das Interesse des Verstandes und der reinen Wahrheit sehr mächtig seyn, wenn sie nicht Schwärmer werden sollen. Der Antheil, den das Herz an den Geburten der Einbildungskraft hat, macht es begreiflich, warum der vollendete Schwärmer mehr an diese als an das Zeugniß der Sinne glaubt. Die Einbildungskraft ist dem Herzen gehorsam; die Sinne widersprechen ihm oft.

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft gehört zu den Eigenthümlichkeiten der weiblichen Natur, und ist für die Bildung eines schönen weiblichen Charakters, wie für die Bestimmung des weiblichen Lebens, von großer Wichtigkeit. Aber hier ist die Klarheit des Bildes mit der Anregung des Herzens so innig verschmelzen, daß keines durch das Andre leidet. Die weibliche Natur kennt

nicht die Einseitigkeit des Interesses und die hervorbrechende Gewalt einzelner Gefühle, wodurch in der männlichen so große Zerrüttungen angerichtet werden. Die ganze Wirklichkeit geht in der weiblichen Seele verklärt als liebliche Anschauung und inniges Gefühl zugleich auf. Die weibliche Schwärmerei hält sich immer nahe an das Leben, und schwebt nur über demselben wie Blüthenduft. Darum ist auch die lebhafte Phantasie der Frauen so sehr dazu geeignet, ihnen die Verschönerung des Lebens zu erleichtern, und sie über die Mängel desselben zu trösten, ohne sie doch aus dem friedlichen Gleichgewichte, das nur in der Befreundung mit dem Leben erhalten wird, hinauszurücken.

Bei Männern muß die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft mehr in Schranken gehalten werden, welches durch nichts besser bewirkt wird, als durch ernstes Studium, wahrhaft wissenschaftliche Bildung, Anstrengung des Verstandes und Thätigkeit in der Welt, verbunden mit Welterfahrung. Doch sollen sie dieselbe in dem Maße bewahren, daß sie sich durch ihre Hülfe retten können, wenn es ihnen in der Welt zu enge und zu dunkel wird.

Der lebhaften Einbildungskraft steht in gewisser Hinsicht entgegen die feurige. Jene stellt alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, diese alles in grosen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, sinnvollen Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung, diese strömt gewaltig dahin — an allem, nur berührend, vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen groser Plane, zum Fassen groser Ideen und zum Bilden erhabener Entschliesungen muß die meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei wenigen wird die kalte Vernunft ihre Unterstützung entbehren, nie aber ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an —

mehr auf das lebendige Ergreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und doch kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiethe lecken, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern; vorausgesetzt, daß sie die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdrängen, daß sie sich keine Entscheidungen anmaßen, welche dieser allein gebühren, und daß sie nicht mystische Sprüche für gediegene Weisheit ausbiethen.

Überhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denken in den Weg; leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens heraus; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft er-

ſchöpfen; nicht ſelten exaltirt ſie einzelne Gefühle zur zerſtörenden Gewalt; nicht ſelten endlich ſtürzt ſie in die wildeſten Ausſchweifungen.

Es iſt ein groſſer Unterſchied, ob das Feuer der Phantaſie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenſchaft entzündet ſey. Im erſten Falle ergreift es mehr gleichmäſſig den ganzen Menſchen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäſſigung in ſich ſelbſt. Im zweiten ſtürzt es auf die Leidenſchaft zurück, von der es ausging, und treibt ſie über alle Gränzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantaſie von einer groſſen Idee. Dann iſt vor allem der ſittliche Wehrt und der rein menſchliche Gehalt dieſer Idee zu unterſuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen dieſe Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie ſetze.

Nie bedarf die feurige Phantaſie eine mehr ſorgfältige Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am ſtärkſten; hier bekommt es die gefährlichſte Nahrung; hier greift es ſo leicht verwüſtend um ſich, und hier hindert es ſo oft die wohlthätigſten Beſtrebungen. Die edelſten Gefühle und Regungen werden nicht ſelten von der Gluth einer wilden Phantaſie ausge-

brannt. Beschäftigung der Vernunft, Bildung der sittlichen Anlagen, ein ernster Blick in das künftige Leben, ein lebhaftes und zugleich deutliches Bewußtseyn seiner Bestimmung müssen das verhüten.

Sehr oft sind solche Mittel indeß auch noch in spätern Jahren aufzubiethen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorscheine komme.

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reitz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und giesst es aus in wunderbare, grosse, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfinge. Menschen von starker Einbildungs-

kraft sind es, die eine Idee lange fest halten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit zu erreichen, und sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seyen die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Diese Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der ganze Mensch seiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgestalteten Formen zu erstarren. So sinkt sie von ihren ohnmächtigen Flügen bald als roher Aberglaube zu Boden.